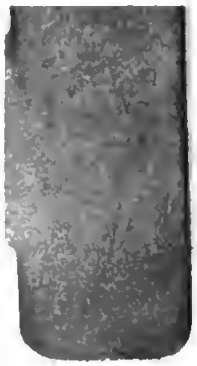


Digitized by Google

Junge Leute.

JOHANNES SCHLAF.

Junge Leute

Roman.

Berlin.
Verlag von Ad. Zoberbier,
W. Mohrenstraße 10.
1890.

PT
2638
L2
J8

I.

Die ganze Oberprima ſummte wie ein Bienenſtock. Es war vor der Horazſtunde. Ueber die drei von der Thür bis zu dem braungelben Katheder parallel neben einander hinlaufenden Subſellien wurde eine äußerſt emſige Thätigkeit entwickelt. Ihre abgeſchrägten, ſchwarzen Platten waren von der Nachmittagſonne, die ſchräg durch die drei Fenſter d'rüber hinfiel, glühheiß.

Dieſe Subſellien waren eine neue Einrichtung, die bei dem Neubau des Gymnaſiums eingeführt war. Auf jeder konnten gerade zwei Schüler ſitzen. — Einer der jüngeren Lehrer hatte in einem der letzten Oſterprogramme eine Abhandlung über dieſe neuen Subſellien geſchrieben, in der neben ſonſtiger auch beſonders ihre ſanitäre Zweckmäßigkeit hinreichend beleuchtet war. Weniger waren die Schüler mit der neuen Einrichtung zufrieden. Das „Mogeln" war z. B. jetzt entſchieden ſo gut wie unmöglich. Wenigſtens vorläufig. Ferner

mußten die größeren Schüler ſtets mit gebückter Bruſt daſitzen und konnten die Kniee, die immer unten gegen das Bücherbrett ſtießen, nicht bewegen.

Man fühlte ſich daher ſehr wohl, wenn man in den Zwiſchenpauſen, wie in dieſem Augenblicke, aus den „Marterinſtituten“ ſich herauszwängen und auf den breiten Platten lagern konnte.

Die halbe Klaſſe hatte ſich um einen langen, ſemmelblonden Menſchen gruppiert, der laut mit heiſerer, quarrender Stimme aus einer „Schwarte“ vorlas. — Die meiſten waren kurzſichtig und hielten, trotzdem ſie Kneifer trugen, den Kopf tief über ihre Bücher gebückt. Blätter kniſterten, Bücherdeckel klappten, alles war eifrig beſchäftigt, die Ueberſetzung, die der lange, dürre Menſch vorlas, mit dem Urtext zu vergleichen und das Versmaaß zu ſkandiren.

Nur auf dem letzten Platze ſaß einer, der die Hände nachläſſig über die Rücklehne der Bank baumeln ließ und durch ſeinen Kneifer die eifrige Gruppe vor ihm mit einem höhniſchen, verächtlichen Lächeln betrachtete. Er war ein mittelgroßer, unterſetzter Menſch, mit lebhaften, grauen Augen, langen, blonden Haaren und einer Habichtsnaſe . . .

„Du, Schmidt'chen! Mach ſchnell! Der „Kaffer“ muß gleich kommen!“ rief einer aus der Gruppe dem Vorleſer zu.

„Ach wo! Gruuert iſt ja noch nicht da!“

Grunert kam mit unabänderlicher Conſequenz immer erſt 10 Minuten nach Glockenſchlag.

Die Vorleſung ging weiter.

Auf den beiden ersten Bänken war man sorgloser. Die Horaze lagen hier mit von der Sonne krummgezogenen Deckeln zugeklappt auf den Bänken. Die Ersten konnten sich immer auf das günstige Vorurtheil des Ordinarius verlassen.

„Du, Lossier! Welche Ode haben wir denn zu repetieren!“ schrie es aus dem Lärm hinten zum Primus hinüber.

„Die erste Römerode!“

„Donnerwetter! Die ist lang! Da giebt es wieder'n famosen Eispips!“

„Eispips“ war eine komische Bezeichnung für „Reinfall“. Der Ordinarius der Unterprima, ein sehr geistreicher Herr, hatte sie neulich, gelegentlich einer nicht ungewöhnlichen Veranlassung mit Hülfe des griechischen eispiptein (hineinfallen) gebildet und dieser philologische Witz war von den Schülern der oberen Klassen allgemein acceptiert worden.

Jetzt schlug die Schuluhr. Die hellen Töne hallten draußen in den langen Corridoren und drangen grell in das Summen, Schwatzen und Lachen in der heißen, sonnenhellen, dunstigen Klasse.

Zwischen den Bänken entstand eine allgemeine Aufregung.

„Schmidt'chen! Die letzte Strophe schnell noch mal!“

„Nein, lieber die Römerode!“

„Na! Ich habe noch keenen blassen Schimmer!“

Wieder entstand ein eifriges Blättern, Husten, Scharren und Durcheinanderschwatzen. Da that sich

die Thür auf. Alles ſah ſich um — Nein! Erſt Gruner! — Aber alle begaben ſich auf ihre Plätze.

Der allgemeine Lärm verlor ſich allmälich in ein leiſes Summen, das endlich auch verſtummte, als draußen im Corridor hallende Schritte hörbar wurden, die ſich der Klaſſenthür näherten. Ab und zu nur noch ein Huſten und Scharren, Räuſpern und Rauſchen. Auf den letzten Bänken hatte man ſich tief über die halbaufgeklappten Bücher gebückt. Alles war ſtill. Man hörte die Fliegen an den Fenſterſcheiben ſummen.

Jetzt that ſich die Thür auf und der Herr Ordinarius Profeſſor Dr. Brünnchen trat ein.

Herr Profeſſor Dr. Brünnchen war ein langer Herr in den Fünfzigern mit einem Anſatz von Spitzbauch und langen, dünnen, ſteifen Beinen, die ſtets in weiten, aſchgrauen Beinkleidern ſtaken. Er bewegte ſich zwar etwas ſteif, aber nicht ohne Würde auf das Katheder zu, ſeinen Horaz feſt unter den linken Arm geklemmt und ſein kleines, ſchwarzes Hütchen ſteif mit der rechten Hand vor ſich hinhaltend. Im Gehen wackelte er ein wenig vornüber. Seine kleinen, liſtigen Aeugelchen, die wohl etwas zu nahe bei einander dicht über der lang vortretenden, mit der Spitze ein wenig nach oben gebogenen Naſe ſaßen, gingen fortwährend in der Klaſſe umher, ohne daß er den Kopf auch nur einen Millimeter ſeitwärts bewegte. Man wußte in der Klaſſe, daß ihm in dieſem Augenblicke keine Bewegung entging und man bückte unwillkürlich den Kopf noch tiefer über den Horaz.

Herr Profeſſor Dr. Brünnchen war ſehr ge-

fürchtet unter den Schülern der beiden ersten Klassen. Er galt allgemein für boshaft, obgleich er eigentlich die Liebenswürdigkeit und Höflichkeit selbst war.

Unter geschäftigen, allgemeinen Blättern, Husten und Räuspern hatte der Herr Professor endlich, wie immer, ein wenig ironisch lächelnd, auf dem Katheder Platz genommen, sich in den hölzernen Lehnstuhl zurücksinken lassen und zog nun einen ungewöhnlich langen, schwarzen Bleistift mit einer silbernen Kuppe aus der Seitentasche, mit dem er seinen dünnen, graumelierten Backenbart und sein spärliches, borstenartiges Haupthaar zu kraulen anfing. Seine Aeugelchen zwinkerten dabei in einem fort über die tiefgeduckten, regungslosen Köpfe unter ihm hin. Er schnitt eine Grimasse und lächelte.

Endlich holte er auch sein Notizheft vor, legte es sorgfältig vor sich hin auf die Kathederplatte, klappte seinen Horaz auf, räusperte sich ein paar Mal heiser und bückte sich nach vorn über den Katheder rand, wobei er dem Primus mit der silbernen Kuppe zuwinkte. Und dann bittend, fast demüthig:

„Ach, Lossier! Wollen Sie mir vielleicht sagen, was wir haben? Ja?“

Lossier klappte eifrig das Klassenbuch auf und suchte. Ein paar Köpfe hoben sich und starrten mit dem unverkennbaren Ausdruck stiller Verzweiflung zu Lossier hin. Der Herr Professor sah diese Köpfe und merkte sie sich.

„Die erste Römerode zu repetieren, die erste Ode des ersten Buches zu lernen und die zweite Römerode zu präparieren!“

„Danke! — Hm! E-hm! — Dan-ke!“

Der Herr Professor, der eine beinahe respektvolle Verbeugung gemacht hatte, that jetzt, als ob er in seinem Notizheft suche.

„Wollen erst mal aufsagen! — Grunert, wollten Sie vielleicht mal nehmen? Ja?“

Grunert war einer von den „Köpfen“ gewesen.

„Maecenas, atavis edite regibus . . .“

Der Herr Professor lehnte sich in seinen Stuhl zurück, zupfte an seiner langen, goldenen Uhrkette, kraulte seinen Backenbart und schien mit seinem lächelnden Gesicht angelegentlich etwas draußen auf der Straße zu betrachten.

„Maecenas, atavis edite regibus . . .“

„Ja, ja! Sehr gut bis jetzt!“

Einige lachten. Grunert hustete verzweifelt.

„Maecenas, atavis . . . . Maecenas . . . . Mae . . .“

Grunert stockte. Eine furchtbare Stille war eingetreten. Man konnte wieder deutlich die Fliegen summen hören. Auf die gebeugten Stirnen traten Schweißtropfen. Draußen vom Flusse her schnarrte ein Kettendampfer. Auf den Kieswegen unten in den Anlagen vor dem Gymnasium knirschten die Räder der Kinderwagen. Fern vom Festungswalle her tönte Trommelgerassel und Signalübungen.

Jetzt hatte in der tiefen Stille in der I. Klasse deutlich ein Buchdeckel geklappt.

Der Herr Professor wandte langsam sein rotes, lächelndes Gesicht vom Fenster weg.

„Ach, wollen Sie den Horaz vielleicht nicht lieber zumachen, Grunert?“

„Oh, Herr Professor . . . Ich . .“

„Nein, nein! Lassen Sie, bitte, doch nur! Ich weiß ja: Sie haben mich nur nicht recht verstanden! Ich meinte nur, ob Sie die Ode nicht lieber aus dem Kopf aufsagen wollten!“

Allgemeines Gelächter. Grunert wischte sich über die Stirn und sah sich verzweifelt um, während der Herr Professor langsam und sorgfältig mit seinem schönen, langen Blei eine Notiz in sein Buch schrieb.

„Müller! Wollten Sie vielleicht die Güte haben, auszuhelfen?“

„Ich hatte gedacht, wir hätten heute keine Ode zu lernen!“

„Oh, Lossier! Sollten wir uns vielleicht geirrt haben?“

Der Herr Professor wandte sich beinah erschrocken zu dem Primus.

„Nein! Die erste Ode des ersten Buches zu lernen!“

„Nicht wahr? Es war mir doch so! . . . Ja! Hier hab' ich's auch zu steh'n . . . Na ja! Na lassen Sie nur, Müller! Man kann — sich — schon — mal — ir—ren . . .“

Der Herr Professor leckte an seinem Blei und suchte in seinem Notizheft.

„Herr Professor . . . ich . . .“

„O, aber bitte, Müller! Was machen Sie sich denn um das kleine Versehen so viel Kopfschmerzen!

Iſt doch kein Malheur!“ beruhigte ihn der Herr Profeſſor und machte ſich wieder eine Notiz

Müller ſenkte ſeinen Kopf über den Horaz und ſeufzte.

Der Herr Profeſſor fand noch Gelegenheit ein paar weitere mißglückte Verſuche zu notiren, bis es endlich „Schmidtchen“ glückte, die Ode leidlich flüſſig aufzuſagen.

„Na, wollen mal laſſen!“

Ein ſchüchternes Aufatmen ging durch die Klaſſe. Einige Köpfe hoben ſich. Es wurde geblättert. Der Herr Profeſſor lächelte.

„Ultimus!“

Der Herr Profeſſor legte auf dieſes „Ultimus“ eine gewiſſe, vielleicht etwas ſpöttiſche Betonung.

„Ultimus! Würden Sie vielleicht mal . . . Na! Wir wollen doch — erſt mal die — Vorüberſetzung nehmen! Würden Sie vielleicht mal anfangen? Ja!“

Der „Ultimus“ erhob ſeine blonde Mähne, ſtarrte den Herrn Profeſſor an und erklärte, daß er nicht präpariert ſei — Der Herr Profeſſor lehnte ſich zurück, blinzelte mit ſeinen Aeugelchen, kraulte ſeinen Bart und lächelte.

„Ach! Sie . . . Sie fanden vielleicht nicht die Zeit?“ frug er ſanft und unſchuldig. „Na! Das kann ja vorkommen. Man iſt ja nicht immer aufgelegt, und dann haben Sie ja außerdem ein ſo ausgedehntes Intereſſe für allerlei Sachen, die leider nicht ganz im Bereiche der Schule liegen!“

Die ganze Klaſſe wußte, daß der Herr Profeſſor

darauf anſpielte, daß der „Ultimus“ Verſe und Novellen ſchreibe. Einige lachten, während der Herr Profeſſor an ſeinem Blei leckte und ſich eine Notiz machte.

„Nein, wir hatten . . .“

„Wie meinen Sie?“

„Ich ſage: wir hatten zu viel aufbekommen!“ ſchrie der „Ultimus“, der feuerrot geworden war vor Wut, „und ich hatte ganz einfach keine Luſt, bis in die ſpäte Nacht hinein zu ſitzen!“

Die ganze Klaſſe zuckte zuſammen und alles ſah ſich erſchreckt zu Stützer, dem Ultimus, um.

„Nicht ſo laut, bitte, Ultimus! Ich verſtehe Sie! Ich verſtehe Sie vollkommen! . . Na ja, das mein' ich ja. Sie hatten „ganz einfach keine Luſt“. Repetiert haben Sie dann wohl auch nicht? Nein?“

„Nein!“

Der Herr Profeſſor gönnte ſich wieder eine Notiz.

„Wiſſen Sie, Ultimus! Darf ich Ihnen einen Rat geben? Ja? Sie würden doch wohl gut thun, wenn Sie ſich etwas mehr conzentrierten auf das, was nötig iſt! Ich meine nur, ein ganz freundſchaftlicher Rat!“

Wieder dieſe Anſpielung! . . . Stützer war außer ſich.

„Bleiben Sie mir gefälligſt mit ihrem Rat vom Halſe! Ich danke dafür! Das iſt meine Sache, worauf ich mich conzentrieren will!“

Eine Totenſtille trat ein. Man hielt den Atem an Man wagte ſich nicht zu regen. Alles ſah wie erſtarrt zum Katheder hin.

Der Herr Professor war puterrot geworden und hatte seine schmalen Lippen fest zusammengekniffen. Seine Aeugelchen funkelten. Einige Sekunden sah er den Ultimus an, der seinen Blick ruhig aushielt, und dann schrieb er.

Es war diesmal eine ungewöhnlich lange Notiz.

Endlich richtete er den Kopf wieder in die Höhe. Er war vorhin vielleicht ein wenig erregt gewesen; aber jetzt war er wieder total Herr seiner selbst.

„Nein, wissen Sie, Ultimus! Sie haben einen großen Vorzug! Entschieden! Sie sind aufrichtig! Hm! ... Was ich übrigens noch sagen wollte: Nicht wahr? Sie gönnen mir nachher ein paar Augenblicke, Ultimus? Ja? ... Ach, Kramer! Darf ich bitten?"

Kramer stotterte seine Uebersetzung herunter, so gut es gehen wollte ...

Unterdessen war es in der Klasse immer heißer geworden. Man mußte die verzweifeltsten Anstrengungen machen, um nicht einzuschlafen. Einer suchte sich vor diesem verhängnisvollen Schicksal dadurch zu retten, daß er das nicht allzu komplizierte Profil des Herrn Professors mit Tinte auf dem weißen Rand seiner Horazausgabe zu fixiren suchte. Diese Bemühung erforderte eine hinreichende Aufmerksamkeit, dem Argusblicke des Herrn Professors verborgen zu bleiben, so daß der betreffende Schüler sich reichlich bis zum Ende der Stunde wachhalten konnte. Ein anderer arbeitete im Schweiße seines Angesichts, ein brennendes Herz mit einem Pfeile und zwei verschlungenen, la-

teiniſchen Buchſtaben in die Bankplatte zu ſchnitzen. Eine geradezu heroiſche Standhaftigkeit entwickelte man aber auf den beiden erſten Bänken, wo man direkt unter den Augen des Herrn Profeſſors ſaß. — Viele duckten ſich ſo tief als möglich hinter dem Rücken ihrer Vordermänner in der Hoffnung, auf dieſe Weiſe nicht „dranzukommen“. Andere unterhielten ſich damit, daß ſie im Stillen über den Direktor ſchimpften, daß er bei einer ſolchen „Schweinehitze“ nicht freigegeben habe. Einige ſchielten ſehnſüchtig zum Fenſter hinaus.

Der ganze Platz mit den Anlagen vor dem Gymnaſium lag in der grellſten Prallſonne; nicht ein Streifchen Schatten war zu ſehen. Drüben zackte ſich der Dom weißgrau im glühenden Sonnenlicht mit ſeinen vielen Verzierungen, Ecken, Spitzen und Schnörkeln in den ſtahlblauen Himmel. Jede Fuge des alten, regenverwaſchenen Gemäuers war deutlich zu erkennen.

Hier und da wurde in der Klaſſe gehuſtet und geſtöhnt. An den mit graugrüner Oelfarbe geſtrichenen kahlen Klaſſenwänden rannen hier und da dicke, gelbe Oeltropfen.

Selbſt der Herr Profeſſor gähnte und auf ſeiner hohen, geröteten Stirn perlten Schweißtropfen. Aber ſeine zwinkernden Aeuglein blitzten ſehr lebhaft hinter dem gelbſeidenen Taſchentuch vor, mit dem er ſich alle Augenblicke über das Geſicht ſtrich.

Zuweilen ſandte er dem „Ultimus“ einen forſchenden Blick zu und dann umſpielte ſeine ſchmalen Lippen ein beinahe glückliches Lächeln . . .

„Zack, wollen Sie mal nehmen?“

Zack hatte eben nach seiner Uhr gesehen und der Herr Professor hatte sich dieses Faktum notirt.

Endlich schlug es. —

Der Herr Professor klappte freundlich lächelnd sein Notizbuch zu, klemmte seinen Horaz unter den Arm, langte sich sein Hütchen von der Wand, machte vor seinen Herrn Primanern eine höfliche, beinahe respektvolle Verbeugung und bewegte sich dann langsam der Thür zu. Stützer folgte ihm. —

Dr. Platting, der in der Zwischenpause draußen im Corridor die Inspektion hatte, trat in die offne Thür und rief mit seiner hellen, schnarrenden Stimme in die Klasse:

„Bitte auf den Hof zu gehen! Und machen Sie die Fenster auf! Hier ist ja mal wieder keine Spur von Sauerstoff!“ . . .

Man suchte so schnell als möglich auf den Hof zu kommen.

Der Hof war ein großer, mit einem Eisengitter gegen die Straße abgegrenzter, viereckiger Platz. An dem Gitter zog sich dünnes, gänzlich verstaubtes Buschwerk hin. — Aus den beiden, weitgeöffneten Schulthüren strömten die Schüler heraus: die Kleinen lachend und lärmend, die Größeren mit einer gewissen Würde.

Der Platz war bald eine einzige mächtige Staubwolke, die sich sonnendurchglüht durch das Gitter über die Straße gegen die hohen vierstöckigen Häuser hinwälzte, deren weiße Façaden den Lärm und das Schreien wiederhallen ließen.

Stützer fand auf dem Hofe Rudolf Berger, der gekommen war, ihm die Mitteilung zu machen, daß ihr gemeinschaftlicher Freund Kemnitz in die Ferien gekommen sei und daß sie sich morgen Abend auf dessen „Bude" treffen wollten.

Stützer erzählte ihm den Vorfall vorhin in der Klasse.

„Ich werde geschaßt!"

Berger erschrack. „Du hättest einen Pflock zurückstecken sollen!"

„Nun ja! Das könnte fehlen! . . . O, wie froh bin ich, daß ich die verfluchten Horazstunden los werde!" sagte er hastig und etwas nervös.

Die Schulglocke läutete und alles stürzte wieder durch die Thüren in das Gebäude. Stützer wurde mit dem Schwarm hineingerissen . . .

Als Rudolf Berger sich am Abend aus dem Contor seines Vaters hinausbegab zu dem Villenviertel der Vorstadt, wo seine Eltern wohnten, begegnete ihm vor der Hausthür ein sehr elegant gekleideter, junger Herr, mit dem er sich schweigend und sehr artig begrüßte.

„Wieder dieser infame, widerwärtige Assessor!" sagte er leise vor sich hin, und er erinnerte sich, wie er den blonden Herrn einmal überrascht hatte, als er seiner Mama in einer höchst sonderbaren Weise die Hand küßte. . . .

II.

Als Frau Berger ſich zum Mittagseſſen umgekleidet hatte und unten im Verandazimmer ſaß, um ihren Mann abzuwarten, war ſie doch ein wenig nachdenklich.

Sie zog nochmals das Papier, daß ihr der Herr Aſſeſſor zugeſteckt hatte, hervor und überflog es.

„5000 Mark!“ flüſterte ſie vor ſich hin. „O, o das wird ſchwer halten!“

Sie erhob ſich und machte ſich mit einiger Unruhe im Zimmer zu ſchaffen.

Diesmal war ſie doch wirklich in Verlegenheit.

Durch die weitgeöffnete Thür, die zur Veranda führte, drang vom Garten her ein breiter Sonnenſtrahl in das Zimmer. Er legte einen langen, ſchrägen Lichtſtreifen über den großen Eßtiſch mitten im Zimmer, der bereits gedeckt war.

Auf der ſchneeweißen, damaſtenen Tiſchdecke, die breit beinahe bis auf den Teppich herabreichte, der

den ganzen Fußboden bedeckte, markierte ſich deutlich das eingewebte Muſter: Farrenkräuter mit Erdbeeren dazwiſchen. Die ſilbernen Meſſer, Löffel und Gabeln und die Serviettenringe flinkerten und das Geſchirr, aus Meißner Porzellan mit blauen Arabesken bemalt, glänzte. Auf den hohen, geſchnitzten Lehnen der Stühle rings um den Tiſch ſchimmerten leiſe Reflexe.

In dem halbdunklen, ſchattig kühlen Zimmer blitzten in dem verlorenen Sonnenſtrahl von draußen die Kryſtalle des Kronleuchters, der über dem Tiſche mitten von der gemalten, hohen Decke herabhing.

Frau Berger trat in die Thür und ſah in den Garten.

Er machte ihr zuweilen Sorge, ihr junger Freund. Aber dieſe Leidenſchaft hatte ſie ja ſelber noch einmal jung gemacht, ihr die Friſche der Jugend und — ihren Leichtſinn gegeben.

Wenn ihr daher auch dieſe 5000 Mark einige Verlegenheit bereiteten, ſo dachte ſie doch nicht im entfernteſten daran dem Herrn Aſſeſſor irgend welche Vorwürfe zu machen und wenn auch nur geheime.

Mochte es gehen, wie es wollte; ſie würde ihm das Geld auf jeden Fall verſchaffen.

Sie trat in das Zimmer zurück.

Draußen im Garten näherten ſich Schritte der Veranda.

Sie machte ſich am Tiſche zu thun.

„Möchteſt Du auf ein paar Augenblicke mit mir in das Nebenzimmer kommen, Berger?“

„Na? So geheimnisvoll? Was giebt's denn?“ fragte Herr Berger.

Sie atmete auf. Er war bei Laune.

„O, nur ein paar Worte.“

„Na! Ich ahne ſchon! Wieder ſo ein Anfall von jugendlichem Leichtſinn! He?“ fragte er lachend, als ſie in das Nebenzimmer getreten waren.

„Wie Du ſprichſt!“

Sie lächelte und wurde rot.

„Nun, nun! Etwa nicht?“

„Nun ja! Ich will nur geſtehen! Es iſt etwas dergleichen!“

„Na ja! Na ja! ... Wußt ich ja! ... Alſo! Was denn nun? Schneiderin, Putzmacherin, Goldſchmied .... Wer denn nun! He?“

„Ach, ich habe da ....“

„He? Nur heraus mit der Sprache!“

„Es iſt allerdings ... es ſind ... ein paar Rechnungen! Ein ... ein etwas hoher Poſten diesmal! Ich bin recht in Verlegenheit.“

„So?“

Er ſah ſie ein wenig verwundert an.

„Wie viel iſt's denn?“

Sie ſchwieg eine Weile.

„5000 Mark.“

„Was?! Fünf ... fünftauſend — Mark?! ... Nun, mein Täubchen! Das geht mir denn doch etwas über den Spaß! ... Auf ein paar hundert hatte ich mich gefaßt gemacht! Aber fünf ... fünf — tau — ſend Mark! Weißt Du, da hört denn doch die Gemütlichkeit auf!“

Er ging aufgebracht hin und her.

„Wer bekommt es denn wieder! Was?!“

„Gott! Es ... es ſind — verſchiedene Rechnungen!“

„Verſchiedene Rechnungen! So, ſo! ... Ach mach' doch nicht ſo ein Geſicht!“ fuhr er ſie grob an. „Es iſt ein Skandal, weißt Du! Ein Skandal! ... Eine Frau in Deinem Alter, die erwachſene Kinder hat, ſollte ſich ſchämen Schulden zu machen, wie eine Zwanzigjährige!“

Frau Berger zuckte trotzig die Achſeln.

„Du biſt grob wie immer, mein Lieber!“

Sie hatte ſich im Gefühl ihrer Schuld vorgenommen ſeine Vorwürfe ſchweigend über ſich ergehen zu laſſen und ſelbſt, wenn ſie diesmal, wie ja zu erwarten ſtand, etwas derber ausfallen ſollten.

Aber nun konnte ſie es doch nicht ertragen. Dieſe plebejiſchen Eigenſchaften ihres Mannes hatten ſie ſtets verletzt. Sie waren immer der Grund zu allen Zwiſtigkeiten zwiſchen ihnen geweſen und ſie war noch empfindlicher dagegen geworden, ſeitdem ſie den Aſſeſſor mit ſeiner Weltgewandtheit kennen gelernt hatte.

„Ach was! Grob! ... Verlangſt Du etwa, ich ſoll ohne weiteres Ja und Amen dazu ſagen?! ... Auch immer noch dieſe Empfindlichkeit! ... Du thäteſt beſſer etwas vernünftiger zu werden! ... Da mal ein paar Hundert Mark und dort ein paar Hundert Mark! Das nimmt ja gar kein Ende! ... Und nun gar fünftauſend Mark, fünf — tau — ſend Mark!! ... So leicht verdient ſich das Geld doch wahrhaftig nicht, daß man es ſo direkt zum Fenſter hinauswirft!“

Er rannte immer noch, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab. In seiner Erregung hatte er noch nicht einmal den Cylinder abgenommen. Sein breites Gesicht mit dem blonden, graumelirten, kurzgeschnittenen Backenbart war puterrot.

Diese Verschwendungssucht empörte Herrn Berger bis aufs äußerste.

Er hatte sich von kleinen Anfängen in die Höhe gearbeitet. Jahrelange Entbehrungen, die er mit Aufbietung aller Energie ertrug, hatten ihm das Geld lieb gemacht. Das Geld war seine Gottheit. Wenn er an nichts sonst glaubte, nichts verehrte, so verehrte und achtete er Geld und Gelderwerb geradezu mit einer religiösen Scheu. Um das Geld drängten sich alle seine Gedanken und wenn er auch nicht gerade geizig war, so war ihm doch eine gewisse Sparsamkeit zur festen Gewohnheit geworden. Diese Verschwendungssucht erschien ihm eben geradezu als ein Sakrileginm.

„Willst Du mir die Rechnung zeigen! Ja?“ fragte er kurz.

„Ach! Du glaubst mir nicht?! Du willst mich controllieren?!

. . . O, das ist ja schön, mein Lieber!“

„Einerlei! Ich will sie sehen!“

„O, Du! . . . Du bist und bleibst ein vollendeter Plebejer!“

„Ach was! Nun kommst du mir wieder damit! . . .

Wenn man einigermaßen vernünftig ist, ist man ein Plebejer! Wenn man das Geld mit beiden

Händen auf die Straße wirft, hat man ariſtokratiſche Manieren! Nicht wahr?! . . . Das iſt ja eine wunderbare Definition! Alſo! Sie werden mir die Rechnungen zeigen, Madame! . . . Nicht wahr?!"

„Nein! Das werd' ich nicht!! . . . Es paßt mir nicht, mich von Dir controllieren zu laſſen!"

„So, ſo! . . . Das iſt ja wunderbar! Das iſt ja . . ." Herr Berger war ſo aufgebracht, daß ihm die Worte ausgingen.

„Verdienſt Du etwas andres, als daß man Dich auf Schritt und Tritt controlliert?! . . . Du biſt eine Frau von vierzig Jahren, haſt zwei erwachſene Kinder und führſt Dich ſo unzurechnungsfähig auf wie ein kleines Kind! . . . Das wird nicht beſſer, das wird mit jedem Tag ſchlimmer! . . ."

Er unterbrach ſich und ſchien, während er immer noch auf- und abſtürmte, über etwas nachzudenken.

„Seitdem dieſer geſchniegelte Aſſeſſor hier im Hauſe verkehrt, wird es mit jedem Tage ſchlimmer mit Deinem Aufwand und Deinen Bedürfniſſen! Grade ſeit der Zeit!"

Er blieb ſtehen und ſah ſie mit ſeinen kleinen, grauen Augen prüfend an.

Frau Berger errötete. Aber ſie beherrſchte ſich und zuckte nur mit einem zornigen, ironiſchen Lächeln die Achſeln.

„Ueberhaupt! Es iſt merkwürdig, wie Du Dich dieſem Menſchen gegenüber beträgſt! . . . Denkſt Du denn, ich bin in dieſer Beziehung mit Blindheit ge-

ſchlagen, meine Liebe?! ... Dieſe Blicke, dieſes Gethue, dieſes mädchenhafte Benehmen! ... Wie ausgetauſcht biſt Du, wenn er da iſt! Ich glaube beinahe, Du biſt in ihn verliebt!“

„Ich glaube, Du — biſt eiferſüchtig!“

Sie lachte auf.

„Eiferſüchtig? Hm!“

Er ſtand immer noch vor ihr und blickte ſie an. Frau Berger ſenkte die Augen.

Sie merkte es ihm an, daß er combinirte.

„Manchmal könnte es mir ſcheinen, als wenn Du dem jungen Mann aus purer Liebe ein wenig unter die Arme greifen könnteſt!“

„Ach, das iſt ja unbezahlbar lächerlich! ... Er wird eiferſüchtig! Auf ſeine alten Tage!“

Sie lachte wieder. Aber dieſes grelle Lachen kam recht gezwungen heraus

„Ach, ſchweig doch! ... Es wäre ja wohl auch „ariſtokratiſch“, gehörte ja wohl auch zum „guten Ton“ ſo eine kleine „Liaiſon“ zu haben! ... Es iſt nicht gerade beiſpiellos und geſtatte, daß ich Dir in dieſer Beziehung alles zutraue! ... Ich kann mir aber nicht denken“, fuhr er wieder in dieſem fatalen, reflektirenden Tone fort, „daß ſolche Leute ein ganz uneigennütziges Verhältnis mit älteren Damen anknüpfen!“

„Mein Lieber! Du .. Du beleidigſt mich in einer ganz gemeinen Weiſe!“

Ihre Stimme zitterte vor Wut.

Aber Herr Berger achtete gar nicht darauf, ob

ſie ſich von ſeinen Worten beleidigt fühlte oder nicht. Dieſe Angelegenheit hatte ihn außer ſich gebracht und er ließ ſeinem Zorn in ſeiner groben, rückſichtsloſen Weiſe völlig die Zügel ſchießen.

„Jedenfalls! Das kann ich Dir ſagen: Dieſer Menſch gefällt mir nicht!“

Herr Berger hatte in der That einen gewiſſen Verdacht gegen ſeine Frau und den Herrn Aſſeſſor.

„Meinetwegen mag er Dir den Hof machen, ſo viel er will, das will ich dem jungen Menſchen gern geſtatten!“ Er lachte höhniſch. „Aber wenn mir die Geſchichte zu koſtſpielig wird ... verſtehſt Du?“

Herr Berger hatte von Natur eine gewiſſe Combinationsgabe, die er mit der Zeit in ſeinem kaufmänniſchen Leben immer mehr auszubilden Gelegenheit hatte. In dieſem Falle ſtanden ihm nur zwar ſehr geringe Anhaltepunkte zu Gebote. Immerhin war es ihm, da ſein Scharfſinn im Geldpunkte außergewöhnlich entwickelt war, aufgefallen, daß dieſer Aufwand von Seiten ſeiner Frau, beſonders ſeit dem Verkehr des Aſſeſſors im Hauſe, zugenommen hatte, und als er erſt einmal darauf gekommen war, hatte er ſich auf das Beobachten gelegt. Es war ihm nun gleich auffällig geworden, daß ſeine Frau, die bisher in keiner Weiſe leidenſchaftlich geweſen war ganz verändert erſchien. Sie war lebendiger, plauderte mehr und lebhafter, verwendete eine größere Sorgfalt darauf, ſich in ihrem Aeußeren jünger zu machen.

Wenn er nun ſagte, er bekümmere ſich nicht darum,

wenn der Aſſeſſor ihr den Hof mache, ſo hatte er damit nicht zu viel geſagt. Es würde ihm vielleicht ſogar nicht einmal aufgefallen ſein, wenn er ſich nicht über die geſteigerten Geldausgaben ſeiner Frau gewundert hätte. Dieſe machten ihn ſtutzig und jetzt, da ſie ganze 5000 Mark von ihm haben wollte, dämmerte ein Verdacht in ihm auf, der ſich ſchon lange im ſtillen vorbereitet hatte.

Wenn dieſer Verdacht nun freilich auch noch lange nicht begründet genug war, ſo kam es ihm doch nicht darauf an, demſelben jetzt nach ſeiner offenen, derben, rückſichtsloſen Weiſe, die aus nichts ein Hehl machte, ſeiner Frau gegenüber Ausdruck zu geben.

„Ich werde dem Laffen die Thür weiſen! Verſtehen Sie, Madame?!“

„Du würdeſt Dich dadurch nur unſterblich lächerlich machen, mein Lieber! . . . Alle dieſe Verdächtigungen ſind übrigens ebenſo dumm wie gemein! . . . Ich weiß auch nicht, was das alles mit dieſer Sache zu thun hat!“

„Aus dem Hauſe werde ich ihn werfen! Aus dem Hauſe!“

Herr Berger geriet in einen immer größeren Zorn gegen dieſen Menſchen, der ihm möglicherweiſe ſein ſchönes Geld aus dem Hauſe trug.

„Du biſt brutal und gemein!“

„Ach was! Ich dulde blos nicht, daß man das Geld auf die Straße wirft und wer weiß für wen!“

„Hm! Nun es frägt ſich doch wohl noch, weſſen Geld auf die Straße geworfen wird, wie Du Dich auszudrücken beliebſt!“

„Weſſen?! Weſſen Geld?!“

„Gewiß?“

Hm! Hm! . . . Ja, ja, ja!“

„Bedenke doch, was Du warſt, mein Lieber! und durch wen Du das geworden biſt, was Du jetzt vorſtellſt! . . . Aber Du kannſt den ehemaligen Kantinenpächter nicht verläugnen und wirſt ihn nie verläugnen können! . . . Nun, das magſt Du ja für Deine Perſon halten, wie Du willſt! Ich bin dergleichen von Hauſe aus nicht gewöhnt! . . . Uebrigens, wenn Deine lächerlichen Vermutungen auf irgend einer Thatſache beruhten: könnteſt Du Dich denn darüber wundern? Dürfteſt Du Dich auch nur irgendwie darüber beklagen? . . . Was biſt Du mir denn jemals geweſen, mein Lieber! und was bin ich Dir denn jemals geweſen? . . . Wann habe ich Dir denn jemals mehr gegolten als Dein Götze, Dein liebes, angebetetes Geld? Wie?“

„Natürlich! Dein letzter Anhaltspunkt! Wie immer!“

„Lieber Gott! Es iſt nur die Wahrheit!“

„Nun ja! Von dieſem Standpunkte aus iſt es ja vollkommen gerechtfertigt, wenn Du uns bankerott machſt! Gewiß! Gewiß! Gewiß! . . . Das ſind nette, ſehr nette Principien für eine Hausfrau und — Mutter!“

„Bankerott! Aber dieſe Knauſerei iſt ja gradezu lächerlich, mein Lieber! . . . Wir bei unſerem Vermögen! . . . Was machen andere Leute da für einen Aufwand! Du haſt nicht den mindeſten Sinn für ein wenig Repräſentation!“

„Repräſentation! Hm!“

Herr Berger, der immer noch auf- und abrannte, war einen Augenblick bei der Thür ſtehen geblieben. Es war ihm geweſen, als wenn im Verandazimmer Jemand wäre.

„Schön, ſchön! . . . Alſo wann brauchſt Du das Geld?“ fragte er mit gedämpfter Stimme, indem er wieder auf ſie zukam.

„Sofort! Ich werde gedrängt!“

„Gedrängt! Gedrängt! Niedlich!“

„Lieber Himmel! Wagt man es denn, Dir dergleichen zur rechten Zeit zu ſagen, wenn man fortwährend dergleichen Auftritte befürchten muß?“

Frau Berger hatte aufgeatmet.

O, im ganzen bin ich doch noch ganz leidlich davongekommen, dachte ſie, wie ein Schulkind, das um eine wohlverdiente Strafe herumgekommen iſt.

Ja, dieſe Neigung hatte ſie jung und leichtſinnig gemacht. . . .

Als ſie in das Nebenzimmer traten, waren ſie beide etwas betroffen, als ſie Rudolf bemerkten.

„Kamſt Du eben?“ fragte ihn Herr Berger ein wenig gezwungen.

„Ja!“

Es fiel aber Frau Berger ſofort auf, daß er bleich und aufgeregt ausſah und ſie mußte unwillkürlich die Augen ſenken, als ſie zufällig ſein Blick traf . . .

Rudolf, der während jener Auseinanderſetzung aus dem Garten zurückgekommen war, hatte im Nebenzimmer laute, zankende Stimmen gehört.

Unwillkürlich war er zur Thür getreten. Hier war er, als er hörte und erriet, um was es ſich handelte, wie verſteinert ſtehen geblieben und hatte alles bis zu Ende mit angehört . . .

III.

Die Familie hatte ſich um den großen Eßtiſch im Verandazimmer verſammelt, um das Mittageſſen einzunehmen.

„Mädchen, iß doch!“ rief Herr Berger Martha mit etwas gereizter Stimme zu.

Martha, die mit ihrer Gabel wähleriſch zwiſchen den paar Fleiſchſtückchen vor ihr auf dem Teller herumſtocherte, verzog das Geſicht und wurde rot.

Aergerlich ſah ſie zu dem Herrn Kandidaten hinüber, als wollte ſie ihn verantwortlich machen für die Rückſichtsloſigkeit, die ſich Papa ihr gegenüber in ſeiner Gegenwart zu Schulden kommen ließ.

„Ach, nur nicht ſo ſchnippiſch thun, Fräulein!“

Martha legte demonſtrativ Meſſer und Gabel auf den Teller und ſah aus, als ob ſie in Thränen ausbrechen wolle.

„Aber, Berger!“

Frau Berger verzog ein wenig ſpöttiſch den Mund.

Ihre Stimme klang wieder ſo voll und ruhig, als wenn vorhin gar nichts vorgefallen wäre.

„Ach ſprich doch nicht, Bertha! Wie ſoll denn das Mädchen zu Kräften kommen!“ ſagte Herr Berger, indem er ſich ein mächtiges Stück Braten auf den Teller legte und ſeiner Frau einen zornigen Blick zuwarf.

„Sie nährt ſich ja wirklich nur noch von Bonbons! Alle Tage wird ſie dürrer! . . . Da lob' ich mir den Walter; der ißt wie ein Scheunendreſcher!“

„Aber Berger!“

„Na, ſehen Sie! Das will mir meine Frau niemals zugeſtehn, Herr Kandidat! Was ſagen Sie dazu als Pädagoge?“

Der Herr Kandidat ſagte gar nichts dazu. Er ſaß die ganze Zeit über wie auf Kohlen. Das Tiſchgeſpräch nahm manchmal ein wenig peinliche Wendungen, wenn Herr Berger ſich ſeiner bemächtigte, und ſie hätten wohl auch einen Menſchen mit größeren diplomatiſchen Fähigkeiten, als die, über welche der Herr Kandidat verfügte, in Verlegenheit geſetzt. Außerdem war der Herr Kandidat erſt ſeit kurzem Hauslehrer bei Bergers, und noch nicht mit den Eigentümlichkeiten der einzelnen Familienmitglieder vertraut. Er bückte ſich deshalb auch jetzt verlegen noch tiefer über ſeinen Teller und hantierte ziemlich ungeſchickt mit Meſſer und Gabel auf demſelben umher.

„Aber bitte, Herr Kandidat! Laſſen Sie ſich doch nicht nötigen!“ wandte ſich Frau Berger an ihn, augenſcheinlich in der Abſicht, das Geſpräch abzulenken.

„Ja! Potz Tauſend, Mann! Genieren giebt's bei uns nicht!“

Herrn Bergers Aufmerkſamkeit war ſofort abgelenkt.

„Nein, o, nein!“

Der Herr Kandidat nahm zum Beweis, daß er ſich nicht im mindeſten geniere, ein Scheibchen Braten auf den Teller und nippte am Weinglas.

„Uebrigens, Berger! Dein Bruder Karl hat geſchrieben!“

„So, ſo! ... Na, was ſchreibt er denn?“ fragte Herr Berger ohne ſich im Eſſen ſtören zu laſſen.

„Lena kommt heute.“

„So!“

Herr Berger trank.

„Es geht ſehr ſchlecht dort! Man kann ſich's ja denken! Auch noch die vielen Kinder!“

„Ja, ja!“

Herr Berger intereſſirte ſich nicht ſehr für dieſes Thema.

„Wir ſchaffen ihm ſicher eine große Erleichterung, daß wir Lena aufnehmen. Und ſchließlich können wir ſie ja auch ganz gut ... ich meine, ſie kann ſich im Hausweſen ganz nützlich machen. Sie wird uns gar nicht zur Laſt fallen.

„Ja! Gut, gut!“

Bis zum Nachtiſch ging es nun heute ziemlich ſchweigſam zu. Nur das Geſchirr klirrte in dem großen, mittagſtillen, luxuriös ausgeſtatteten Zimmer, deſſen Flügelthüren nach der Veranda zu weit geöffnet waren.

Draußen in der heißen Mittagsluft hörte man deutlich die großen, blauen Fliegen ſummen, die in der Sonne ſpielten und die Roſen duſteten von der Brüſtung der Veranda herein.

Der Herr Kandidat, der heimlich die Verpflichtung ſpürte, etwas zur Unterhaltung beizutragen, aber viel zu befangen war, um auf einen ergiebigen Geſprächsſtoff zu verfallen, wurde bei dieſem allgemeinen Stillſchweigen nur noch verlegener.

In ſeiner Zerſtreutheit packte er ſich, von Frau Berger genöthigt, den ganzen Teller ſo voll Kirſchen, daß ihn Frau Berger, über ſeinen noch ſo großen Appetit verwundert, ein wenig überraſcht anſah.

„Aber eſſen Sie doch, Herr Kandidat!“

„Ja! O, ja!“

Rudolf hatte die ganze Zeit über kaum einen Biſſen eſſen können. Er war nicht im Stande ein Wort über die Lippen zu bringen, oder ſeine Eltern auch nur anzuſehn . . .

Endlich erhob man ſich und Herr Berger packte den Herrn Kandidaten mit einer gewiſſen nervöſen Unruhe beim Rockknopf.

„Na Kandidatchen! kommen Sie! Wir wollen uns ein bischen auf die Veranda ſetzen und eins ſchwatzen.“

Der Herr Kandidat erhob ſich, halb von Herrn Berger gezogen, mit einem Seufzer der Erleichterung.

Die unglückſeligen Kirſchen, die ihn ſicher den ganzen Tag über aus der Faſſung brachten, hatte er, weil er ſich dazu verpflichtet fühlte, nun wirklich unter den entſetzlichſten Seelenqualen aufgegeſſen.

„Eine Cigarre, Doktorchen?“ rief Herr Berger, der leiſe vor ſich hinſchimpfend im Büffet herumgekramt hatte.

„Danke!“

„So! Nun kommen Sie, Verehrteſter!“

Herr Berger trat mit ihm auf die Veranda und zog ihn neben ſich auf die gelbgeſtrichene, gußeiſerne Gartenbank nieder.

Er drückte ſich in die Ecke und faltete ſeine runden, weißen Hände, an denen ein paar dicke Brillantringe blitzten. Der Ehering verſchwand faſt im Fleiſche.

Der Herr Kandidat, der in ſeinem ſchwarzen, ſehr faltigen Rock reſpektvoll und ſteif auf der äußerſten Kante des anderen Bankendes ſaß, hielt die Augen unter ſeiner Brille geſenkt. Seine mageren, ſonſt bleichen Backen waren von dem reichlichen, guten Mittagseſſen noch leicht gerötet.

„Aber! . . . Sie rauchen ja kalt, Beſter!“

Herr Berger reichte ihm das Zündholzſchächtelchen. Dem Herrn Kandidaten war wirklich ſchon wieder die Cigarre ausgegangen.

„Ah! Da iſt ſchon wieder dieſer infame Hahn im Garten!“

Herr Berger ſchien heute ſehr nervös zu ſein. Er ſprang plötzlich auf und lief mit einem Rohrſtöckchen, das neben ihm in der Ecke ſtand, ſo ſchnell ihm das ſeine Wohlbeleibtheit geſtattete, die paar Stufen zum Garten hinunter auf den Raſenfleck zu, dicht vor der Veranda, auf welchem ſechs gelbe Cochinchinas umherſcharrten. Der Hahn war dem

grellbunt colorirten, ſteinernen Zwerg, der mitten im Raſen lag und aus einer Pfeife rauchte, auf die rote Zipfelmütze geklettert und krähte aus Leibeskräften mit ſeiner tiefen, dröhnenden Baßſtimme.

„Theodor! Lümmel! Willſt Du aus dem Garten!“ ſchrie ihm Herr Berger zu, indem er ſein Rohrſtöckchen ſchwang und auf ihn zuſtürzte.

‚Theodor‘ verließ ſchleunigſt ſeinen Standort und raunte, verdrießlich gackernd, mit ſeinen fünf Hennen wieder in den Hof zurück.

„Sie glauben gar nicht, was ich mit dem verſtockten Burſchen meine liebe Not habe! Er weiß recht gut: er ſoll nicht in den Garten kommen. Aber er kann's nicht laſſen, kann's einfach nicht laſſen! Was ſagen Sie dazu? — Und dann: Sie glauben gar nicht, wie ich mich mit dieſer Beſtie ärgern muß! — Dann kräht das den ganzen Tag und mit einer Stimme? — Was ſagen ſie? Mein Nachbar Schwartzkopf hat mich doch ſchon wegen dem niederträchtigen Burſchen verklagen wollen? Und dabei hat das Thier geradezu Menſchenverſtand, ſehen Sie! Er weiß ganz genau, was er thun ſoll! Aber er iſt ſo vergeßlich, ſo ungeheuer vergeßlich und die anderen verleitet er natürlich auch zum Spektakeln! Na, was will man aber ſchließlich machen? Auf der anderen Seite habe ich die Beſtien auch wieder ſo gern, daß ich mich nicht davon trennen kann! Ich kann Ihnen ſagen: den ſchönſten Bernhardiner könnten Sie mir anbieten: meine Cochinchinas ziehe ich vor! . . . Aber, Ihre Cigarre . . .“

„Oh, ſie . . . brennt noch!“ beeilte ſich der Herr Kandidat zu verſichern und zog, daß er feuerrot wurde.

„Ach was! — Sie iſt ja wieder ausgegangen! Hier! Stecken Sie an! Mehr als drei Zündhölzchen werden aber nicht bewilligt!“

Der Herr Kandidat lächelte reſpektvoll über Herrn Bergers Witz.

„Hm! Na Verehrteſter! Sagen Sie mal . . .“

Herr Berger ſprach: „maaal!“

„. . . Sagen Sie mal, alſo . . . wie gefällt Ihnen denn Ihr Zimmer? Sind Sie zufrieden?“

„Sehr, ſehr!“ beeilte ſich der Herr Kandidat zu verſichern.

„Nicht wahr? Sie haben nämlich eine wundervolle Ausſicht über die Gärten! . . . Eh! Madame Berger!! Bringen Sie uns doch mal den Kaffee!! Ach herrjeh! Nun fängt die Martha wieder an! Dieſe Clavierwut bringt mich noch zur Verzweiflung, kann ich Ihnen ſagen! . . . Aber komm' doch mal einer gegen die Weiber an! . . . Meine Frau läßt ſich das nicht ausreden, daß das zur Bildung gehört! — Sie iſt überhaupt ungeheuer für Bildung! . . . Bildung! Na ja, iſt ja ganz ſchön! . . . Na! Kurz und gut . . . ja, ja!“

Herr Berger machte eine reſignierende Handbewegung.

„Wie ſind Sie übrigens im Unterricht zufrieden?“

„Oh, ſehr gut! Fräulein Martha hat . . .“

„Wiſſen Sie was? Strengen Sie ſie nur nicht

zu ſehr an. Ich begreife überhaupt nicht, was das den Mädels nützen ſoll, wenn ſie ſich den Kopf voll franzöſiſche und engliſche Vokabeln ſtopfen. Es iſt meiner Anſicht nach der reine Unſinn! — Clavier klimpern, franzöſiſch plappern, Redensarten machen und den lieben, langen Tag Bonbons knabbern. Na? Ich kann Ihnen ſagen! — Ein ordentliches Eſſen kochen lernen, das wäre etwas Geſcheidtes! ... Den Walter können Sie übrigens recht ſtramm nehmen. Der Schlingel hat kein Sitzefleiſch! ... Lernt er denn?"

„Oh, ich bin zufrieden!"

„Nein, wiſſen Sie! Genieren Sie ſich nur gar nicht! Wenn's mal nicht klappt in der Fachſchule, dann ſagen Sie's nur ganz getroſt; ich will dann ſchon nachhelfen! ... Schön, ſchön!"

„Bitte Herr Kandidat!"

Der Herr Kandidat, der ſchon angefangen hatte, ſich ein wenig gehen zu laſſen, war bei dem Erſcheinen Frau Bergers, die ihn etwas nachläſſig zum Trinken einlud, zuſammengefahren.

Erſt als ſie wieder in das Zimmer zurückgetreten war, wagte er, da er ſich in Herrn Bergers Nähe freier fühlte, ſich ein paar Stückchen Zucker in den Kaffee zu rühren.

Herr Berger, der ihm ſchmunzelnd zugeſehen hatte, klopfte ihm auf ſeine dürre Schulter.

„Alſo, Sie wollen nun mal Lehrer werden?"

„Ja!"

„An einem Gymnaſium?"

Herr Berger pflegte manchmal aus Zerſtreuung überflüſſige Fragen zu ſtellen.

„Ja!“

„Nun, fühlen Sie ſich denn eigentlich wohl bei dieſer Carriere?“

„O gewiß! Sehr!

Der Herr Kandidat fühlte ſich angenehm berührt, als Herr Berger auf dieſen Geſprächsſtoff kam. Seine kurzſichtigen Augen belebten ſich hinter der Brille.

In dieſem Thema fühlte er ſich vollkommen gewachſen.

„Sie haben alſo aus Neigung Philologie ſtudiert?“

„Ja! Das heißt anfangs ja nicht!“

„Nicht?“

„Nein! aber da meine Eltern . . .“

Der Herr Kandidat betrachtete ein wenig verlegen ſeine Cigarre.

„ . . . unbemittelt waren, und . . .“

Er wurde rot und ſah vor ſich hin.

„. . . ich hatte in den Sprachen gute Fortſchritte gemacht und unſer Direktor riet mir dazu, Philologie zu ſtudieren. Außerdem verſchaffte er mir ein paar Stipendien.“

„Na, und nachher haben Sie ſich bei Ihrem Studium wohlgefühlt?

„O ja! Das kann ich wohl ſagen.“

„Na ja! Hm! Aber ſagen Sie mir nur einmal aufrichtig: wozu nützt denn nun eigentlich die ganze claſſiſche Philologie? . . . Sagen ſie mir nur einmal, welchen praktiſchen Nutzen hat ein junger Mann heute von den alten Sprachen?“

„O,! Nun; . . .“

„Der Herr Kandidat lächelte verlegen. Er fühlte das lebhafte Bedürfnis Herrn Berger zu widersprechen, wagte es aber auch wieder nicht recht.

Herr Berger bemerkte seine Verlegenheit gar nicht. Er ließ ihn auch gar nicht zu Worte kommen.

Er liebte es nach Tische zu plaudern und namentlich heute schien er ein Bedürfnis zu haben, fortwährend zu reden.

„Wissen Sie! Ich halte das für überflüssig, für total unzeitgemäß! Praktisch sein, praktisch sein, das ist die Hauptsache, wenn man heute etwas vor sich bringen will! Man muß in die Welt passen! . . . Ich sage mir, ein junger Mann muß rechnen können, vor allem rechnen. Er muß seine vier Spezies am Schnürchen haben. Im übrigen: Neue Sprachen, Naturwissenschaften, Mathematik. Sehn Sie, das ist etwas!... Aber die alten Sprachen? Wer braucht sie denn noch? Nehmen Sie den Mediziner, den Juristen!... Praktisch muß der Mensch sein, praktisch! Praktisch! — Sehn Sie mal! Ich bin Kaufmann, Großhändler!... Ich habe hier meine schöne Villa, nicht wahr? Ich habe meine Cochinchinas, meinen hübschen Garten. Das Gemälde drin über dem Sopha, das ich meiner Frau zu Weihnachten geschenkt habe, kostet mich 3000 Mark. Na Gott! Ich hab' es dazu! Ich kanns ausgeben! . . . Und dann sehn Sie mich mal an! Leide ich etwa Not?! Ich blühe vor Gesundheit und pflege meinen Spitzbauch! Hehe! . . . Und — fassen Sie mal an meinen Arm!“

Der Herr Kandidat, der nicht wußte, ob dieſe Aufforderung ernſt gemeint ſei, zögerte.

„Na, faſſen Sie doch mal!“

Der Herr Kandidat faßte Herrn Berger mit ſeiner dürren Hand ſchüchtern an den Oberarm.

„Was?! Muskeln! Nicht?! . . . Ja, ſehn Sie! Was wollen Sie mehr? . . . Aber, wie geſagt: praktiſch ſein muß der Menſch! In die Welt muß er ſich zu finden wiſſen wenn er's heutzutage zu etwas bringen will. Weiter iſt gar nichts nötig! . . . Laſſen Sie ſich ſagen! Ich bin ein ganz armer Teufel geweſen und habe von Haus aus auch nicht einen roten Heller gehabt. Als ich diente, blieb ich beim Militär und brachte es bis zum Unteroffizier. Nachher pachtete ich eine Kantine. Ich legte mir Sparkröten zurück. Das Geſchäft ging brillant, denn ich wußte meine Leute zu nehmen. Sehen Sie! So ſind wir denn mit den Jahren ſo peu à peu'chen in die Höhe gekommen!“

Herr Berger blinzelte dem Herrn Kandidaten zu und klopfte ſich mit der flachen Hand auf den Magen.

„Hernach in den ſechziger Jahren machte ich ſehr gute Geſchäfte mit Petroleum. Ich hatte eine Zeitlang einen Umſatz von 200 Faß pro Tag! Zwei — hun — dert Faß! . . . Da können ſie ſich einen Begriff machen! . . . Sie nennen mich noch heute hier den „Petroleumkönig!“

Er lachte vergnügt.

„Na, und was hat mir im Grunde zu meinem Reichtum verholfen, ſehen Sie? Meine vier Spezies

und ein bißchen Gripps! Weiter gar nichts! . . . Nun bitte ich Sie! Was hat dagegen ein ſtudierter Mann! Nehmen Sie an! Schon die lange, koſtſpielige Vorbereitung und dann die langſame Carriere heutzutage! . . . Aber, ſtudiert, ein ſtudierter Mann, heißt es! . . . Ja, ja! man hat doch wenigſtens ſeinen Standeshochmuth, wenn auch ſonſt weiter nichts dabei abfällt! . . . Satteln Sie um, Kandidatchen! Werden Sie Kaufmann! . . . Ja, die Herrn ſehen unſern Stand über die Schulter an! . . . Wir ſind ungebildet, materiell! . . . Hehe! Na ja! Aber . . .“

Herr Berger ſtreckte den Kopf nach vorn, blinzelte ſehr vergnügt und ſtäubte behaglich die weiße Aſche von ſeiner Cigarre. Je mehr er ſprach, deſto aufgeräumter ſchien er zu werden.

„Ich will Ihnen etwas ſagen, Verehrteſter! In der Welt, wie ſie nun mal iſt, wird nach der Macht gefragt, der Macht! Und die hängt heutzutage vom Gelde ab, nur vom Gelde!“

„Oh, doch aber nicht allein!“

„Ach! Na ja . . . Das ſagt man ſo . . hehe! . . Aber wiſſen Sie was?“

Herr Berger lächelte ſehr verſchmitzt und legte ſeine runde, weiche Hand auf den dürren Arm des Kandidaten.

„Alles Andere, auch das, was man ſo das ‚Ideale‘ nennt, ſtützt nur das Geld oder wird zu dieſem Zwecke wieder vom Gelde geſtützt. Verſtehen Sie? Verſtehen Sie mich auch recht?“

„Aber . . . Nein! Aber . . . Das wäre ja — furchtbar!“

Der gute Herr Kandidat war wirklich vor Schreck und Zorn über den Sinn, den ihm Herrn Bergers Worte zu enthalten ſchienen, ganz bleich geworden.

„Na, na!“

Herr Berger lehnte ſich zurück und lächelte ſpöttiſch zu ihm hin.

„Sie ſind noch jung, ein junger Mann, Verehrteſter!“

„Nein, nein! Sie haben ganz Recht, Herr Kandidat!“ ſagte Frau Berger, die in dieſem Augenblicke unter die Veranda trat und die Worte des Herrn Kandidaten gehört hatte.

„Ich ſtreite mich mit meinem Manne jeden Tag darüber!“

Sie ließ ſich nieder.

„Das fing damals ſchon an, als Rudolf auf das Gymnaſium kommen ſollte. Denken Sie ſich, mein Mann wollte ihn doch durchaus auf die Gewerbeſchule bringen!“

„Das wäre auch das Allerbeſte geweſen!“ brummte Herr Berger.

„Nun, ich meinerſeits finde das nicht fein, einfach nicht fein! . . . Schwartzkopf's, Müller's, Marten's: alle ſchicken ihre Jungen auf das Gymnaſium! . . . Und es iſt auch gar nicht zu beſtreiten, ſie bekommen da mehr Schliff! . . . Du giebſt freilich nichts darauf! . . . Aber er hat wenigſtens die gute Eigenſchaft, Herr Kandidat! daß er ſich ſchließlich denn doch immer der beſſeren Meinung fügt!“

Frau Berger hatte die letzten Worte langſam mit

ſcharfer, vielleicht etwas ſpöttiſcher Betonung geſprochen. Sie ließ ihnen ein helles, luſtiges Lachen folgen.

Der Herr Kandidat, der zu alledem nichts zu ſagen wagte, unterſtützte die Unterhaltung nur ab und zu, wenn man ſich an ihn wandte, mit einem ‚Ja‘ oder ‚Nein‘ und hatte im übrigen nur den ſtillen, ſehnlichſten Wunſch, wieder oben in ſeinem ſtillen, freundlichen Zimmerchen über ſeinem Tacitus ſitzen zu können.

Meiſtens ſtarrte er nachdenklich und befangen über ſeine kalte Cigarre weg auf den Springbrunnen unten im Garten.

Um den Rand des Baſſins ſaßen ſechs Badeengel, die mit ſchöner, gelber Oelfarbe bepinſelt waren, ſo daß es den Anſchein hatte, als wären ſie mit holländiſcher Sauce übergoſſen.

„Ich ſage immer: nicht nur das Geld, auch die höhere Bildung gehört zum Leben. Das Geld muß erſt dadurch veredelt werden!“ fügte ſie ſentenziös hinzu. „Ich bemühe mich oft, meinem Manne das begreiflich zu machen! . . . Die Bildung macht den Menſchen erſt vollſtändig! Das geben Sie mir doch Recht, Herr Kandidat?“

„Höhere Bildung!“ brummte Herr Berger, den dies Schlagwort ſeiner Frau heute beſonders zu reizen ſchien. „Ja, das ſieht man an Rudolf! Er iſt noch ſo unpraktiſch, daß er nicht einmal einen vernünftigen Skat ſpielen kann!“

Er erhob ſich und begab ſich in das Zimmer, um ſein Mittagsſchläfchen zu halten, bevor er ſich zum Contor begab . . .

IV.

„Ach richtig! Lena!“ ſagte Frau Berger, als ſie nach dem Kaffee mit Martha unter der Veranda ſaß und ſah nach ihrer Uhr.

„Walter!“ rief ſie dann in das Zimmer, wo der Herr Kandidat Walter eben Unterricht erteilte.

„Ja?“

„Geh doch und hole Deine Couſine Lena vom Bahnhof ab! Der Herr Kandidat entſchuldigt Dich wohl ſo lange!“

„Ach, Mama! Es iſt ſo weit und heiß!“.

Frau Berger überlegte.

Es genügte ja wohl ſchließlich, wenn man den alten Vollholz zum Bahnhof ſchickte. Viel würde ſie auf keinen Fall zu tragen haben. Deshalb ſchalt ſie auch weiter nicht auf Walter.

„Geh dann wenigſtens und ſage dem alten Vollholz, er ſoll zum Bahnhof gehen! . . . Sie entſchuldigen ihn wohl einen Augenblick, Herr Kandidat? . . . .

Man braucht ſich ja ſchließlich auch nicht ſo viel Umſtände zu machen!“ ſetzte ſie leiſer hinzu.

Der Herr Kandidat entſchuldigte Walter und dieſer ſtolperte, froh, ein paar Augenblicke von der Arbeit loszukommen und vor ſich hinpfeifend, langſam durch den Garten nach dem Hofe zu, um den alten Hausdiener zu benachrichtigen.

Es war eine Hitze zum Erſticken. Selbſt die große, weiß- und rotgeſtreifte Leinwand, die über die Veranda ausgeſpannt war, bot nur einen geringen Schutz. Im Garten flirrte die ſonndurchglühte Luft über den Blumenbeeten und zwiſchen dem Laube der Bäume, das ſich regungslos von dem ſtahlblauen Himmel abhob.

Kein Blättchen bewegte ſich. Kein Laut war hörbar außer dem ſchläfrigen Summen der Fliegen und dem Kreiſchen des grünen Papageis, den Martha, die neben dem Tiſche in einem Schaukelſtuhl lag, zu beruhigen ſuchte.

Rudolf lehnte in einem Gartenſtuhl und ſuchte zu leſen, ſah aber meiſt nur zerſtreut und finſter Martha zu, die mit dem Papagei plauderte und ihn mit Süßigkeiten aus ihrer Bonbonnière fütterte. Ab und zu nahm ſie ſelbſt mit ihren dünnen Fingern ein Pralinée oder ein Stückchen Marcipan und ſteckte es in den Mund.

Sie war ein ſchmächtiges Mädchen mit einem ſchmalen, weißen Geſicht, das einen gleichgültigen, leidenſchaftsloſen, gleichſam ewig gelangweilten Ausdruck hatte.

„Willſt Du noch Zucker, Babelchen?“

Ihre Stimme klang von dem vielen Zuckereſſen etwas heiſer, verſchleimt.

„Gieb her! Gieb her!“

Martha lachte und ſteckte ihm eine Marcipankartoffel durch die Meſſingdrähte ſeines Bauers.

„Gieb her! gieb her!“

„Nein, jetzt giebts nichts mehr!“

„Schafskopf! Schafskopf!“ ſchrie Babelchen.

„Nein, hör' doch nur, Mama! Dieſer Papa!“ ſagte Martha mit weinerlicher Stimme.

Das Wort hatte ihm Herr Berger beigebracht, der zuweilen ein wenig derbe Späße liebte, zum großen Verdruß Martha's, die Babelchen verſchiedene franzöſiſche Phraſen gelehrt hatte, ſo daß er über einen ganz eigentümlichen Wortſchatz verfügte . . .

„Laß das Tier doch nicht ſo ſchreien, Martha! Man kann ja keine Zeile ruhig leſen!“

„Geh doch auf dein Zimmer, wenn es Dich ſtört?“

Rudolf wollte etwas erwiedern, ſchwieg aber und ſtützte mißmutig den Kopf auf die Brüſtung der Veranda.

Dann war es wieder ſtill.

Frau Berger war mit einer Stickerei beſchäftigt. Martha ſchaukelte ſich träge und ſtrich dabei gedankenlos mit der ſeitwärts herabhängenden Hand über das Steinpflaſter des Fußbodens.

Aus dem Zimmer kam die eintönige Stimme des Herrn Kandidaten, der Walter aus einem franzöſiſchen

Buche vorüberſetzte. Dann überſetzte ihm Walter ſchläfrig nach, gähnte, blieb ſtecken und der Herr Kandidat fing mit unermüdlicher Geduld wieder von vorn an.

Dazwiſchen tickte die große Bronzeuhr.

Auf Frau Berger's ſchwarzem Seidenkleide lagen glänzende Reflexe von der Sonne, die ſich durch die breiten Weinblätter in die Veranda ſtahl.

Martha gähnte.

„Mama?“

„Ja?“

„Ach, ich langweile mich entſetzlich!“

Frau Berger antwortete nichts.

Rudolf räuſperte ſich.

„Nein, zuletzt iſt es hier doch entſetzlich langweilig! . . . Weißt Du, Gretchen Martens hat mir wieder geſchrieben!“

„So? Gretchen Martens?“

„Ja! Sie kommt nächſtens aus der Penſion! . . . Das iſt noch ein Glück! . . . Gretchen Martens!“

Sie warf Rudolf einen blinzelnden Seitenblick zu.

Rudolf wandte ſich ärgerlich ab.

„Sie wird uns dann wohl nächſtens beſuchen!“

Jetzt ſah auch Frau Berger zu Rudolf hin, aber beinahe etwas befangen. Sie wußte, daß er jene Auseinanderſetzung mit angehört hatte und ſie fühlte ſich ihm gegenüber in dieſem Bewußtſein ein wenig gedrückt.

„Du! Rudolf! . . . Gretchen Martens!

Martha kicherte.

„So, ſo! . . . Nun, ja!“

Er wandte ſich wieder ab.

Es verdroß ihm, daß er immer mit Gretchen Martens geneckt wurde. Sie war früher ſeine und Martha's Spielkameradin geweſen, denn zwiſchen Bergers und Martens hatte von jeher ein freundſchaftliches Verhältnis beſtanden.

Herr und Frau Berger hatten ſich auch ſchon lange einen Plan gemacht in Betreff Rudolfs und Gretchens, auf den Bergers und Martens untereinander zuweilen ſcherzhafter Weiſe anzuſpielen pflegten, der im übrigen aber ganz ernſthaft gemeint war. Die beiden ſollten ſich nämlich einmal heiraten.

Rudolf, in deſſen Gegenwart auch zuweilen ſcherzhafte Anſpielungen gemacht wurden, und der ſomit allmälich eine Ahnung von jenen Abſichten bekommen hatte, zeigte auch wirklich eine gewiſſe Neigung zu ſeiner Spielkameradin, die ein lebensluſtiger, geweckter Wildfang geweſen war, und durch dieſe Anſpielungen war ſeine Neigung nur noch mehr genährt worden. Er hatte ſich zuletzt an jenen Gedanken gewöhnt und ſchließlich machte es ihm wirklich Freude daran zu denken, daß ſie einmal Mann und Frau werden ſollten.

Aber in der letzten Zeit hatte ſich das geändert und es verdroß ihn immer, wenn man darauf zu ſprechen kam.

Denn jetzt ſah er das alles mit ganz anderen Augen an. Er hatte einen Haß, ja, geradezu einen Haß gegen alles, was man ihm ‚aufzwang‘, was man

nicht seiner ‚freien, selbstständigen Wahl' überließ, und es schien ihm jetzt, als wolle man ihm diese Wahl aufzwingen.

Außerdem nahm er jetzt von vornherein als sicher an, daß Gretchen Martens ein echtes ‚Pensionsdämchen' geworden sei, und nichts konnte ihm verhaßter sein.

„Sieh mal, Mama! Der verschämte Liebhaber!"

Martha lachte.

„Ach was! das ist ja Unsinn!"

Rudolf erhob sich ärgerlich.

„Unsinn, sagt er, Unsinn! . . . Er will sich nichts merken lassen!"

„So hör' doch damit auf! Du langweilst mich wirklich!"

Frau Berger sah ihn einen Augenblick lang forschend an.

„Laß doch, Martha!" sagte sie ein wenig streng.

Es schien ihr darauf anzukommen, Rudolf's Partei zu nehmen.

„Na, na!" machte Martha ein wenig verletzt. Aber sie lachte dabei, denn im Stillen war sie doch überzeugt, daß er sich nur verstelle.

„Adieu!"

„Adieu! Willst Du schon zum Contor gehen?" fragte Frau Berger, indem sie, beinahe schüchtern, zu ihm aufsah.

„Ja!"

„Willst Du denn die Cousine nicht abwarten?" fragte Martha.

„Ich bin heute Abend versagt!" antwortete er kurz.

„Was hat er denn da nun wieder geleſen?“ fragte Martha neugierig, als er gegangen war und faßte nach dem Buche, das er auf dem Tiſche hatte liegen laſſen.

„Friedrich Lange: ‚Geſchichte des Materialismus‘ . . . Puh! . . . Hach! hach! . . .“

Sie gähnte und legte das Buch zurück.

„Lauter ſolch’ langweiliges Zeug lieſt er!“

„Nun! Er hat Trieb zur Bildung!“

„Ach, weißt Du! Ich finde, er iſt recht langweilig geworden, ſeitdem er ſo gelehrt iſt!“

„Oh!“

„Ja, jawohl! . . . Manchmal iſt er geradezu unausſtehlich! . . . Und mit was für Leuten er jetzt verkehrt! . . . Papa hat ganz recht, wenn er darüber zankt!“

„Es ſind ehemalige Schulkameraden! Papa geht wohl da etwas zu weit!“

„Na ja! Ich will ja auch nichts ſagen! Der Student, der Juriſt, iſt ganz nett. Aber der andere, der Stützer, vor dem kann man ſich ordentlich fürchten. Er hat ſo einen großen Hut und ſo lange Haare und dann kleidet er ſich immer ſo legère und iſt ſo furchtbar hochnäſig und grob. Er hat nicht ein bißchen Lebensart. Neulich hab ich ſie mal belauſcht. Sie ſaßen in der Laube hinten und laſen ſich vor; ich glaube Byron . . . Da hat der Stützer lauter ſolch’ dummes Zeug geſchwatzt. Es klang ordentlich ſo . . . ſo . . . na! . ſo . . . na! ſozialdemokratiſch. So ſieht er auch aus! . . . Wie ſo ein richtiger Sozialdemokrat! . Der verdreht Rudolf nur den Kopf!“

„Da kommen ſie wohl?“ fragte Frau Berger. Martha erhob ſich und ſah einen Augenblick neugierig zwiſchen dem Weinlaub durch in den Garten.

„Ja! die Couſine!“

Sie legte ſich wieder gleichgültig in ihren Schaukelſtuhl, ſah aber dann doch mit einiger Neugier nach dem Eingange der Veranda hin.

Draußen näherten ſich Schritte auf dem Kieswege.

Der alte Vollholz erſchien im Eingange der Veranda mit einem kleinen, grauen Reiſekofferchen. Der alte Vollholz war ein kleines, halbbuckliges Männchen mit einem braunrunzligen Geſicht voller weißer Bartſtoppeln. Er drehte ſich eine Weile brummend mit dem Kofferchen hin und her. Er roch nach Tabak und Branntwein.

„Es iſt gut! Stellen Sie ihn nur dort an die Seite, Vollholz!“ ſagte Frau Berger.

Der Alte entfernte ſich, indem er ſich mit ſeiner ſchmutzigen, verkrümmten Hand über das heiße Geſicht ſtrich und der Couſine Platz machte, die hinter ihm im Eingange der Veranda ſtand.

Couſine Lena war ein ſchlankgewachſenes, ungefähr achtzehnjähriges Mädchen in einem einfachen, blaukattunenen Tunikakleidchen. Sie war nicht gerade hübſch, denn ihre Geſichtszüge zeigten einen etwas herben Ausdruck, der auf eine für ihre Jahre außergewöhnliche Selbſtſtändigkeit des Charakters ſchließen ließ, und ihre großen, hellbraunen Augen hatten einen feſten, klaren Blick. Aber in dieſem Augenblicke hielt ſie ſie geſenkt, während die beiden Damen ſie betrachteten.

„Nun, da biſt Du ja! Sei willkommen, liebe Lena!“

Frau Berger hielt ihr in ihrer ruhigen, leidenſchaftsloſen Weiſe die Hand über den Tiſch entgegen, ohne ſich zu erheben.

Lena trat zum Tiſche hin und Frau Berger drückte flüchtig ihre Hand. Dann ging ſie zu Martha und begrüßte ſich mit ihr.

Martha ſah dabei mit einer etwas geringſchätzigen Miene an ihrem Kleidchen herunter.

Jetzt kam auch Walter, der dem Herrn Kandidaten ohne weiteres ausgeriſſen war, neugierig aus dem Zimmer und drückte der Couſine tüchtig die Hand, indem er ihr frei und fröhlich in die Augen ſah.

Lena lächelte in dieſem Augenblick zum erſten Male, ſeitdem ſie angekommen war.

„Setz'-Dich, liebe Lena! Du biſt gewiß recht echauffiert!“

Lena ſetzte ſich und ſah vor ſich nieder.

O, iſt die ſchüchtern, dachte Martha. Die richtige Landpomeranze!

„Wie geht es zu Hauſe?“ fragte Frau Berger, die ihre Stickerei wieder aufgenommen hatte.

„Immer noch wie früher!“

Frau Berger ſah auf.

Lena hatte ſo leiſe geſprochen und dann hatte in ihren Worten eine gewiſſe Bitterkeit gelegen.

„Das find' ich aber ſehr Unrecht von Deinem Vater!“

„Martha! Martha!“ rief jetzt drinnen im Zimmer Herr Berger.

„Geh, Martha! Papa ſucht wohl irgend etwas! .. Und ... Nicht wahr, Du haſt noch nichts zu Mittag gegeſſen, liebe Lena? ... Beſorge doch in der Küche einiges für Lena!“

Martha erhob ſich und ging mit einem Seitenblicke auf Lena in das Zimmer.

„Wie geſagt, das finde ich von Deinem Vater ſehr unrecht! ... Er wird doch nun alt und ſollte daran denken, in dieſer Beziehung etwas vernünftiger zu werden!“

Lena ſchwieg eine Weile.

Drinnen im Zimmer ſchalt Herr Berger mit Martha umher.

„Ja! Das iſt freilich wahr!“ ſagte Lena endlich leiſe, und es war zu merken, wie ſchwer es ihr wurde, davon zu ſprechen: „Das iſt freilich wahr! Aber . .“

In dieſem Augenblicke fing der Papagei ſo zu kreiſchen an, daß Frau Berger wirklich kein Wort mehr verſtehen konnte.

„Abſcheuliches Thier! Biſt Du gleich ſtill?! ... Warte Du! Du!“

Lena ſchwieg verlegen. Sie war über und über rot geworden.

„Wie meinteſt Du, liebe Lena?“

„O, ich wollte nur ſagen“, fing Lena nach einer Weile wieder zögernd und widerwillig an! „Ich wollte nur ſagen, daß er auch recht viel Sorgen die Jahre über gehabt hat.“

„Ja, das mag ja ... eins, zwei, drei, vier ...“ Frau Berger zählte die Kreuzſtiche auf ihrer Stickerei.

„Das mag ja ſein, und es iſt auch ganz hübſch von Dir, daß Du ihn in Schutz nimmſt! Aber ſchließlich iſt er doch Mann und hätte etwas dazu thun ſollen, daß es bei Euch anders würde!“

Lena ſagte nichts; nur ihr Mund zuckte ein wenig.

„Du haſt die vielen Geſchwiſter, die alle verſorgt ſein wollen. Daran ſcheint er aber gar nicht zu denken. Da hätte er ſeinen unglückſeligen Trunk doch etwas überwinden ſollen. Er iſt aber ſein Lebtag immer ſo hitzig und unüberlegt geweſen!“

Lena bewegte die Lippen, als wenn ſie etwas ſagen wollte. Schließlich brachte ſie es auch heraus.

„Im Grunde iſt Vater gut!“

„Ja ‚gut‘, Kind! das mag ja ſein. Aber was hilft das, wenn es ihm an Ueberlegung fehlt? Wenn ich denke, wie ſchön er vor zwanzig Jahren daſtand und wie leichtſinnig er gewirtſchaftet hat. Das iſt unverzeihlich von ihm. Ich weiß, er ſagt zwar, daß es anders mit ihm geworden wäre, wenn Eure rechte Mutter am Leben geblieben wäre: aber das iſt doch ſchließlich keine Entſchuldigung für einen Mann.“

Frau Berger hatte das alles geſagt, ohne darauf Rückſicht zu nehmen, daß es Lena ſchmerzen könnte. Sie hatte ſich nur in ihrer verſtändig-räſonnirenden Weiſe über ihren Schwager ereifert und war der Ueberzeugung, daß ihr Lena Recht geben müſſe.

„Ich weiß wirklich nicht, was Dein Vater denkt, wie das einmal bei Euch werden ſoll. Er iſt doch

nun ſchon bald ein alter Mann und ſollte ſich mit ſeiner Frau vertragen lernen.“

„Na? Da ſind wir ja?

Herr Berger, der ſich endlich drinnen mit Martha geeinigt hatte, trat mit Hut und Stock aus dem Zimmer.

Lena hatte ſich, noch ganz verwirrt von dem letzten Geſpräch, erhoben und ließ ſich von Herrn Berger die Hand drücken.

„Potz tauſend, biſt Du ein großes Mädel geworden! . . . Na? Was macht denn der Alte, der alte Schwerenöter, der? He?“

„O, ich . . . ich danke!“

„Na, ſetz' Dich nur wieder hin! . . . Du, Bertha! Der Walter, der Schlingel, hat wieder ſeine franzöſiſche Lektion nicht gekonnt! Er bekommt mir heute Abend nichts zu eſſen! . . . Adieu!“

V.

Am Abend hatte Stützer Rudolf vom Contor abgeholt.

Rudolf hatte sich ordentlich erleichtert gefühlt und ihm so nachdrücklich die Hände geschüttelt, daß Stützer sich beinahe darüber verwundert hatte.

Wenn Rudolf dachte, daß er heute Abend mit seinen Freunden zusammensein werde, dann war es ihm, besonders nach dem, was er an diesem Tage erlebt, nach der furchtbaren Erfahrung, die er gemacht zu haben glaubte, zu Mute, als würde er aus einem dumpfen, stickigen Raum an die frische Luft gelassen, wo er wieder tiefe, gesunde Atemzüge thun könnte. . . .

„Das war wieder der Kunde!“ brummte Herr Berger vor sich hin, als sie gegangen waren.

Herr Berger hatte mit seinem Mißtrauen von seinem Standpunkte aus auch gar nicht so Unrecht, denn Stützer hatte sich heute in einer Weise kostümiert, die seine gänzliche Vorurteilslosigkeit jedem, der sich

irgendwie darum bekümmern wollte, deutlich vor Augen rückte.

Er hatte ſich einen ungeheuren, breitkrämpigen Schlapphut auf ſeinen blonden Krauskopf geſtülpt und anſtatt des Hemdkragens ein baumwollenes Tuch um den Hals geſchlungen. Die bloße Hand preßte er um einen dicken, unförmigen Knotenſtock, mit dem er fortwährend träumeriſch und nach ſeiner Gewohnheit allerlei Verſe vor ſich hinmurmelnd in der Luft umherfuchtelte.

Das Stadtviertel, das die Beiden erreicht hatten, war ſehr unbelebt. Es war die Gegend des Domes.

Hier waren die Straßen ſtill und ſchmal und es gab noch viele altertümliche, wunderliche Häuſer mit allerlei ſonderbaren Drachenköpfen und Erkern.

Zwiſchen dem höckrigen Straßenpflaſter grünte noch ungeſtört der Raſen. An den ſchweren, altmodiſchen Hausthüren blitzten maſſive, merkwürdige Thürklopfer, Klinken und Beſchläge aus Meſſing oder Eiſen in der Abendſonne Hier und da war eine goldene Traube, ein blaues Roß, ein Schuh aus Stein mit einem alten, kaum zu entziffernden Wahrſpruch über einer Hausthür angebracht.

Die Beiden betraten den Flur eines zweiſtöckigen, verräucherten Hauſes dicht hinter dem Dom. In dem breiten Thorweg, vor dem zu beiden Seiten in ſchmalen Niſchen ein paar plumpe, ſteinerne, gänzlich übergrünte Ritter ſtanden, und auf dem Trottoir, auf dem die Abendſonne in breiten, gelben Streifen lag, balgten und lärmten Kinder mit einem großen,

gutmütigen Schlächterhunde vor einem Fleiſcherladen umher. Ihr Geſchrei beherrſchte mit dem Kreiſchen der Turmfalken, welche die beiden Türme des Domes umkreiſten, die ganze abgelegene, abendſtille Gegend.

Rudolf und Stützer durchſchritten den Hof, der gegen den Domgarten durch eine alte, hohe, ſchwarz mit Epheu überwucherte Mauer abgeſchloſſen war.

Sie erſtiegen zwei ſteile, finſtre nicht gerade ſehr ſaubere Wendeltreppen und machten vor einer niedrigen Thür Halt, an der mit vier Reißpinnen eine Viſitenkarte befeſtigt war ‚Karl Kemnitz stud. jur.' war darauf zu leſen, in einer ſehr unleſerlichen Handſchrift geſchrieben.

Stützer klopfte mit dem Knauf ſeines Knotenſtockes, einem dunkelgelben, aus Horn gedrechſelten Totenkopf, dreimal kräftig gegen die Thür, welche ſofort geöffnet wurde.

Kemnitz, ein mittelgroßer, ſchmächtiger junger Mann in einem abgetragenen, grauen Jaquet, das ihm augenſcheinlich als Hausrock diente, empfing ſie mit einer beinahe ſtürmiſchen Liebenswürdigkeit.

„Ah! Sieh da! Mein lieber Rudolf! Recht ſo! Recht ſo!"

Er legte ſein vogelartiges, nervöſes Geſicht auf die Seite, nahm Rudolf's rechte Hand in ſeine beiden vorgeſtreckten Hände, ſah ihn einige Augenblicke andächtig und tief ergriffen an und umarmte ihn dann auf das herzlichſte.

Kemnitz war eben in die Ferien gekommen und ſie ſahen ſich heute zum erſten Male, ſeitdem er da war.

Sie traten in das Zimmer, während Kemnitz in einem fort lächelte und mit großer Zungengewandtheit plauderte.

Es war ein kleines Hofzimmer, in dem die peinlichste Sauberkeit herrſchte. Nur auf dem Schreibtiſche, über dem ein großes Bruſtbild Lord Byron's in Matroſenkragen und flatternder Halsbinde hing, war einige Unordnung bemerkbar, die man genial nennen konnte.

Aber man ſah bald, daß dieſe Genialität nicht recht unbewußt war. Z. B. machte es einen guten, augenſcheinlich berechneten Eindruck, wie die ſchönen, goldverzierten Lederrücken der Klaſſiker und eine ganze Reihe moderner Romane, die auf der Pultplatte gegen die helltapezierte Wand gelehnt, ſich aus dem Gewirr der Papiere und Broſchüren heraushoben, und auch dieſes Gewirr war bei näherer Betrachtung ein ſehr ſorgfältig componiertes.

In der Ecke beim Fenſter ſtand ein ſchwarzpoliertes Pianino mit blitzenden Meſſingleuchtern und Büſten und Porträts Beethoven's und Richard Wagner's. Das Inſtrument war aufgeklappt, und auf dem Notengeſtell lehnte ein Clavierauszug von Wagner's „Triſtan".

Das Schönſte an dem Zimmer war aber unſtreitig die Ausſicht, welche man durch die beiden Fenſter hatte.

Man konnte von hier aus direkt in den alten Domgarten ſehen, der namentlich dann in ſeiner ganzen, ſtillen Pracht zur Geltung kam, wenn die

Abendſonne auf den grauen, moosübergrünten und in dem weichen, hohen Gras halbverſunkenen Grabſteinen lag, unter den alten Eiben, Ahornen und Buchen, deren zitternde Zweige über die gelben, grasdurchwachſenen Kieswege ſchwankende Schattenflecke warfen.

Dicht am Dom hin zog ſich rings um den Garten herum der Kreuzgang.

Seine gotiſchen Säulchen mit ihren wunderlich gedrehten Schäften und verſchnörkelten Kapitälen verſchwanden beinahe zwiſchen dem dichten Rankengewirr des wilden Weines. Hier und da drang dann ein verlorener Sonnenſtrahl hindurch und ließ aus dem dämmernden, kühlen Gange ungewiß das uralte, unbeholfene Steinbild eines Ritters oder Biſchofs hervortreten. Große, wunderlich geformte Schatten von den Drachenköpfen und Schnörkeln oben am Dach der Kirche begannen ſich dann über das mächtige, alte Gemäuer hin auszubreiten.

Nichts lebte um dieſe Tageszeit in dem alten, halbverwilderten Garten. Höchſtens ein kleiner Vogel flog wohl zirpend in zitternden, unſtäten Bogenlinien von einem Baum zum andern oder an dem grauen, regenverwaſchenen Mauerwerk hin, an den hohen Bogenfenſtern mit ihren Steinroſetten und bemalten, bleigefaßten Scheiben vorüber; und von den Türmen dröhnte ernſt der Schlag der Turmuhr in die ſtille Einſamkeit.

Hoch oben aber, um die mächtigen vom Abendlicht beleuchteten Turmroſen kreiſten mit ſchrillem Pfiff

die Falken und Dohlen, und zwitschernde Schwalben schossen in zierlichen Bogen an dem klaren Abendhimmel hin.

Wenn dann das letzte Tageslicht alles Leuchtbare in dem sauberen Zimmer aus der beginnenden Dämmerung heraus glänzen ließ, dann konnte man sich keinen schöneren Plauderwinkel denken. ... Deshalb trafen sich die drei Freunde auch regelmäßig hier, wenn Kemnitz, der nun schon seit einigen Semestern Jura studierte, in die Ferien kam.

Und über was wurde da nicht alles gesprochen! ...

Ueber die Unsterblichkeit der Seele, Gott, Religion, Darwin, Schopenhauer, Kant, über die Kunst, die Liebe und künftige große Thaten. Dabei bekamen sie allmälich rote Köpfe und sie schrieen sich gegenseitig so an, daß die alte Frau Kemnitz zuweilen ganz ängstlich anklopfte, weil sie glaubte, sie lägen sich in den Haaren, und ein wenig unwillig fragend den Kopf zur Thür hereinsteckte. Aergerlich war es dabei, daß diese Störung immer dann eintrat, wenn man bei besonders wichtigen Punkten angelangt war. Wenn sich die alte Dame dann, die Thür nachdrücklich in's Schloß werfend, wieder entfernt hatte, entstand in der Regel eine kleine, halb verlegene, halb ärgerliche Pause. ...

Man war augenblicklich, seit Kemnitz studierte, auf einem Punkte angelangt, wo die Erörterungen einen etwas anderen Charakter annahmen, indem man von ‚allgemeinen Problemen' immer mehr auf besondere „Zeitfragen" zu sprechen kam, für welche Kemnitz aus

dem großstädtischen Leben ein ganz erstaunliches Material mitbrachte.

Man redete jetzt über Frauenemancipation, taxierte die politischen Parteien, beschäftigte sich mit Buckle, Comte, Spencer und zimmerte mit heiligstem Eifer und auf gut Glück die allerschönsten Weltverbesserungspläne ex tempore.

Das Hauptthema war heute, wie oft, der „lästige Schulzwang".

Anlaß darauf zu kommen, hatte heute ein ganz bestimmter Vorfall gegeben.

„Es ist so klar, wie nur etwas!" rief Stützer.

„Ich werde von der Schule gejagt! Er hat sicher schon mit dem Direktor gesprochen! Ihr sollt morgen sehn! . . . Bei Schulschluß werd' ich geschaßt!"

„Vielleicht . . . vielleicht, wenn Du mit ihm sprächst . . ." sagte Rudolf. Aber er wagte sich mit seinem Vorschlag nicht recht heraus, denn Stützer pflegte bei solchen Gelegenheiten sehr schwierig zu sein.

„Abbitten?! Nicht wahr?! Abbitten?! . . . Du bist wohl . . . wie kannst Du . . . Mensch!!"

Stützer war zornig vor ihm stehn geblieben.

„Nein! Auf keinen Fall! . . . Auf keinen Fall! . . . Auf keinen Fall!"

Er wiederholte diesen Ausruf mehreremals, indem er wieder auf- und abrannte.

Kemnitz aber glaubte bemerkt zu haben, daß seine Stimme etwas zitterte.

Kemnitz hatte für dergleichen einen feinen Sinn. Er galt für einen ganz erstaunlichen Psychologen.

„Aber ich kann Rudolf nicht ſo ganz Unrecht geben, mein lieber Georg! Ich bin zwar auch principiell gegen jeden Compromiß, aber es giebt. . . .“

„Compromiß! Compromiß! . . . Bleib mir vom Halſe! . . . Wenn ich dieſe infame Redensart höre, würgt es mich, erſtick ich!“ ſchrie Stützer, indem er das baumwollene Tuch vom Halſe riß und es wütend gegen den Fußboden ſchleuderte.

„Du haſt ja Recht, lieber Georg! Völlig Recht! . . . Aber ſieh mal! Es giebt doch Fälle, wo ein Compromiß notwendig iſt. Zum Beiſpiel: man ſchließt einen Compromiß aus Rückſicht auf eine Perſon, die man lieb hat. Meinſt Du nicht?“

Stützer ſchwieg.

„Sieh mal! Ich müßte mich ſehr irren, wenn Dein Gemüthszuſtand nicht derartig wäre, daß Du in dieſem Falle einen Compromiß ſchließen könnteſt. Als Du mich vorhin ſo zornig unterbrachſt, merkte ich, daß Deine Stimme ein wenig zitterte. Wenn man aber eine feſte Ueberzeugung, ein ganzes Gefühl zum Ausdruck bringt, iſt die Stimme feſt. Und dann haſt Du vorhin dreimal wiederholt: „auf keinen Fall“ und das letzte Mal kam es zögernd heraus, als wenn es gar nicht recht Deine Ueberzeugung wäre!“

Kemnitz war ſehr lebhaft geworden.

Es war augenſcheinlich, daß ihm dieſe Zergliederung von Stützer's Gemütsverfaſſung einen Genuß bereitete.

„Wie ſchlau Du biſt!“ höhnte Stützer. „O, Du biſt ſo einer, der das Gras wachſen hört!“

„Aber ich habe Recht, lieber Georg! Ich täuſche mich nicht! . . . Und ſieh mal: Das iſt ja auch im Grunde ganz ſchön von Dir! . . . Ich weiß auch, Du wirſt in dieſem Falle Rückſicht nehmen auf — Deine Mutter! . . . Denke nur an Deine Mutter!“

„Menſch! Sei ſtill!“ ſchrie Stützer außer ſich und ſtellte ſich mit geballten Fäuſten vor Kemnitz hin. „Es iſt einfach ſchamlos von Dir, einfach ſchamlos, das zu berühren!“

Im nächſten Augenblicke aber brach er auf dem Sopha zuſammen und drückte das Geſicht in das Polſter.

Kemnitz empfand blitzſchnell eine freudige Genugthuung.

Ich habe es erraten, bis auf's Haar erraten! dachte er.

Aber im nächſten Augenblicke erfaßte ihn ein ſolches Mitleid mit Stützer, daß ihm die Augen feucht wurden und ſeine Mundwinkel zuckten.

Kemnitz war durchaus nach der Verſtandesſeite ausgebildet. Er war ein berechnender, logiſcher Menſch, der zum Grübeln und pſychologiſchen Zerfaſern neigte. Auch ſich ſelbſt ſchonte er nicht hierbei. Er belauerte gleichſam ſeine Empfindungen und zwar oft bis zu einem ſolchen Grade, daß es ihn nervös machte. Er konnte am Spiegel ſtehn, ſtundenlang, und ſein Mienenſpiel beobachten. Er hatte den verhängnißvollen Fehler, nicht unmittelbar empfinden zu können. Er ſpielte, im beſten Falle ſelbſt, immer eine Rolle.

Aber dabei hatte er eine Eigentümlichkeit. Oft er-

faßte ihn nämlich eine unwiderſtehliche Sentimentalität. Sehr oft war er bis zu Thränen gerührt, über andere, über alle Welt oder auch über ſich ſelbſt: das ließ ſich nicht ſo leicht ausmachen . . .

Auch in dieſem Augenblicke war zwar ſein Mitleid ein aufrichtiges, aber kein unmittelbares.

„Armer Georg!“

Seine Stimme zitterte. Er beugte ſich leicht über Stützer und ſtreichelte ſeinen Rücken. Aber er hatte auch diesmal, wie das überhaupt ſein Verhängnis war, keinen Dank für ſeine Weichherzigkeit.

„Verſchone mich mit Deinen Sentimentalitäten! Verſtehſt Du?! . . . Ekelhaft!!“ rief Stützer gereizt, indem er ſich ſchnell in die Höhe richtete. Er hatte dabei unwillkürlich Kemnitz ſo heftig von ſich geſtoßen, daß dieſer gegen die Tiſchkante taumelte.

„Ich mag das nicht! Dieſe Empfindſamkeit iſt mir einfach widerwärtig! . . . Und ich ſage: ich thu' es nicht! Ich thu' es auf keinen Fall! . . . Es wäre feige! Erbärmliche Feigheit wäre es!“

„Nun hör' aber mal! Jetzt werd' ich zornig! . . . O, ich kann auch zornig werden! . . . Denkſt Du, ich kann nicht zornig werden?!“ rief Kemnitz; aber in ſeinen Worten lag nicht im entfernteſten die unmittelbare geſunde Leidenſchaftlichkeit, die Stützer eben gezeigt hatte. Man konnte nicht recht an ſeinen Zorn glauben, ſo ſehr er verſicherte, daß er zornig ſei.

„Was biſt Du denn eigentlich für ein Menſch?! Kannſt Du denn nur gar keine Vernunft annehmen?! . . Sehe ich denn nicht, daß Du Dich mit Deiner Hart-

näckigkeit ſelbſt quälſt?! Hat man denn ein Recht ſeine Eigenart bis zu einem ſolchen Grade durchzuſetzen?! . . . Machſt Du damit nicht andere und vor allem Dich unglücklich?!“

„Das iſt alles Deutelei! Deutelei, weiter nichts! Man muß wahr ſein um jeden Preis! Um jeden Preis!“

„Was redeſt Du denn, Kemnitz?! Er hat Recht! Vollkommen, völlig Recht! . . . Du biſt immer der — Vorſichtige! Immer zu vorſichtig!“

Rudolf, der die ganze Zeit über ſchweigend am Fenſter geſtanden hatte und in den Garten hinuntergeſehen, hatte ſich jetzt umgedreht, und es war auffällig, wie heftig und gereizt er ſich zeigte.

„Nun . . . nun ja!“ machte Kemnitz, etwas durch dieſe unerwartete Dazwiſchenkunft Rudolfs aus der Faſſung gebracht. „Ihr müßt nicht denken, daß ich principiell dagegen bin. Das wäre ja auch ganz unmöglich! . . . Aber ich meine, es iſt doch gut, wenn man alle Möglichkeiten in Betracht zieht und ihr könnt doch nicht in Abrede ſtellen, daß allerlei äußerliche Schwierigkeiten eintreten können, die recht unangenehm werden können!“

„Einerlei! Und wenn ich Steinklopfer werden ſollte. Ich gehe nicht mehr zurück!“ rief Stützer.

„Weshalb reden wir uns denn den Mund entzwei und empören uns gegen den Schulzwang? Um uns im nächſten Augenblicke, wenn wir unſre Anſichten einmal praktiſch bethätigen ſollen, ganz feige zu verläugnen aus ganz niedrigen Nützlichkeitsrückſichten?! . . .

Die Frage iſt doch wohl einfach die: welche Lebensweiſe ſchafft mir die meiſte innere Befriedigung und macht auf dieſe Weiſe alle meine Kräfte frei? ... Ich denke, es wäre der pure geiſtige Selbſtmord, wenn ich, ich hier zu Kreuze kröche! ...

Was kann mir denn das Gymnaſium nützen mit ſeiner ſogenannten humaniſtiſchen Bildung? Wem verdanke ich es denn, daß ich einigermaßen Fühlung habe mit dem Geiſte unſrer Zeit? Doch wohl mir ſelber. Wenn ich mich auf das „conzentriert" hätte, was, „im Bereiche der Schule" liegt, wie dieſer liebe Profeſſor Brünnchen mir „anheimgab", ſo würde ich derſelbe geiſtige Krüppel, derſelbe ſteifbeinige, hölzerne, dünkelhafte Philiſter geworden ſein wie er! Ich danke für ſo ein Ideal! ... Humaniſtiſche Bildung! Humaniſtiſche Bildung! ... Dieſes Procruſtesbett der lateiniſchen und griechiſchen Grammatik nennen ſie humaniſtiſche Bildung! ... Ein fauler Schwindel iſt es mit dieſem ganzen Griechen- und Römertum, das uns in usum Delphini zurechtgeſtutzt und in grauſamſter Weiſe in ſeiner friſchen, lebendigen Menſchlichkeit verhunzt vorgeſetzt wird! ... Es hat uns jedes geſunde Gefühl für das reale, gegenwärtige Leben genommen und uns, die wir Männer werden ſollen, ſo prüde und zimperlich dem Leben gegenüber gemacht wie die Backfiſche, und dieſe Zimperlichkeit wird Idealität genannt, reine, vergeiſtigte Auffaſſung des Lebens! ..."

Stützer, der ſich feuerrot und ganz außer Atem geredet hatte, machte eine Pauſe. Er hatte geredet

und geredet, faſt ohne Unterbrechung. Es ſchien beinahe, als wolle er ſich mit ſeinen eigenen Worten betäuben.

Die beiden Andren hatten ſchweigend zugehört.

„Nein, dieſe trübſeligen Pedanten mit ihrem bornirten, geiſtigen Hochmuth. „Er hat claſſiſchen Geiſtes nicht einen Hauch verſpürt!“ Damit iſt einer gerichtet! . . . Alle Menſchen zerfallen in ſolche, die den Thucydides und Cicero leſen können, und ſolche, die es nicht können! . . . Eine wunderbare Claſſifikation! Dabei können wir ja wohl zu etwas kommen! Ja! So weit, daß alte Leute dem wirklichen Leben unbeholfener gegenüber ſtehen, wie die Kinder, die doch wenigſtens einen natürlichen Inſtinkt für die Wirklichkeit haben! . . . Das redet, die Hand auf dem Cicero, von Materialismus und geiſtiger Verrohung! . . . Es mangle uns heute an Idealen! Ja, jawohl! Und tauſendmal: ja! Hole der Teufel den ganzen Humbug, der mit Kraft und Stoff getrieben wird! . . . Aber durch Cicero und Thucydides bekommen wir dieſe ideale Weltanſchauung nicht, und was hilft uns die einzige Erkenntnis, die wir uns direkt aus dem Altertum zu nutzen machen können: daß man nämlich früher einmal zu einer harmoniſchen Weltanſicht gekommen war? . . . Wir lernen das Problem kennen, mit dem wir uns heute plagen: weiter nichts! — Jawohl! Wir haben einen Trieb, und ſogar einen mächtigen, unbezwinglichen nach Idealen, nach einer abgerundeten Weltanſchauung: aber wir glauben nicht, daß wir ſo bettelarm ſind, um immer und ewig unſer geiſtiges

Daſein mit den abgenutzten paar Bettelpfennigen der ſogenannten Claſſizität friſten zu müſſen! . . . Wir wollen keine abgenutzten, ſondern lebendige, ſelbſterrungene Ideale."

Er machte wieder eine Pauſe nnd ſetzte dann noch hinzu:

„Jahrelang wird einem die elende Lehre eingeblaſen: wir Modernen alle, den großen Shakespeare, Goethe und Schiller nicht ausgeſchloſſen, ſeien eigentlich elende Schlucker gegen die Alten!"

„Du ſprichſt," wandte er ſich an Kemnitz, „von praktiſchen Schwierigkeiten! Ja! Leider iſt es ſo! Man iſt zum Schul- und Schablonenmenſchen wahrhaftig ſchon halb und halb dreſſirt! . . . Aber Gottſeidank! Man iſt doch noch nicht ins Schwabenalter gekommen und viel läßt ſich noch gut machen! . . . Darüber aber bin ich heilfroh im Grunde! . . Donnerwetter! Es wäre noch ſchöner, wenn man ſich mit dem Gripps, den man von Natur hat, nicht auf irgend eine anſtändige Weiſe durchſchlagen könnte ohne Schaden zu nehmen an Leib und Seele!"

„Ja ich gebe Dir vollkommen Recht, lieber Georg!" ſagte Kemnitz in ſeiner ſtets etwas räſonnirenden Weiſe, „Man muß allerdings ſagen, daß die Männer, die bei uns in Deutſchland in der Renaiſſancezeit und im vorigen Jahrhundert die Antike wiederbelebten, ein großes, ſehr großes Verdienſt hatten. Sie dokumentirten gewiſſermaßen den Trieb zum Idealen und zur Entfaltung einer freien, natürlichen Menſchlichkeit. Auch alle die Schriftſteller und Dichter, die bis auf

unſere Tage in ihren Werken die Nachwirkungen dieſer Wiederbelebung durch die Antike zeigen und ihr die eigene Schönheit verdanken, die ſie uns genießen laſſen, ſind hoch zu ſchätzen, und es iſt einfach dumm, wenn man ſie heute anklafft. Aber vom Auslande zu ſchweigen, geht ſchon ein Freytag bei uns über ſie hinaus, der das Volk bei ſeiner Arbeit ſucht, und wer wollte ihm nicht ein großes Verdienſt deswegen zugeſtehn? Viele gehen bei dieſem Ringen nach einer neuen, uns gemäßen, abgeſchloſſenen Weltanſchauung auch zu Grunde: aber wir müſſen auf dem eingeſchlagenen Wege weiter, wir können gar nicht mehr zurück!

Laß gut ſein! Ich ſehe jetzt, Deinetwegen braucht mir nicht bange zu ſein!“

„O, wenn man bedenkt; all' dieſe verknöcherten, ſtumpfſinnigen Philiſter um einen herum!“ fuhr Stützer fort, deſſen Erregung ſich noch immer nicht gelegt hatte. „Sie wollen nicht hören und ſehen! Z. B. Dein Alter, Berger! Das iſt auch ſo eine Art moderner Bildungsphiliſter; eine ſehr ſchlimme, bösartige Spezies!“

„Aber Georg!“ mahnte Kemnitz, der fürchtete, es könne Rudolf verletzen, wenn Stützer dem Geſpräch eine ſolche perſönliche Wendung gäbe

„Ach was! Ich rede, wie ich denke! . . . Und er iſt auch nicht viel beſſer, wie ſein Alter! . . . Da neulich komme ich ihn abholen. Sitzt er da mit ſeinem Vater und ſo einem merkwürdigen Gottesgeſchöpf von Kandidaten und driſcht den gemütlichſten

Bierſkat von der Welt! . . . Weißt Du was, mein lieber Junge? Wenn Du ſo fortfährſt, wirſt Du derſelbe Sauerkrautphiliſter wie Dein Alter! . . . Skat! Nein, briſcht der Menſch Skat!“

„Aber ich bitte Dich! Rudolf kann doch ſeinen Vater nicht brüskieren?“

Rudolf ſchwieg.

„Ach, rede doch nicht!... Wenn man dem Teufel den kleinen Finger giebt? . . . Leider ſind wir alle hierin nicht conſequent genug!“

„Nun, nun! . . . So ſei doch ſtill! Du haſt mir den armen Jungen ganz eingeſchüchtert!“

Kemnitz lächelte und ſtrich Rudolf beruhigend über die Schulter.

„Unſinn!“

Kemnitz hatte wieder einmal keinen Dank.

Rudolf machte ſich ärgerlich von ihm los und wandte ſich Stützer zu.

„Du haſt Recht, Georg! Völlig Recht!... Aber ich ſage Euch: mit alledem bin ich fertig! Gründlich fertig!“

Er ſagte das in einem ganz eigenen, bitteren Tone.

„Furchtbar iſt es, wenn man ſich aus ſeinem nächſten Kreiſe los machen ſoll. Es iſt entſetzlich, wenn die Lüge uns in unmittelbar nächſter Nähe zu ſchaffen macht: aber ich will daran nicht Teil nehmen!“

„Wie meinſt Du?“ fragte Kemnitz erſtaunt. Er konnte allerdings nicht verſtehen, was Rudolf meinte.

„O, laß nur!“

Rudolf machte eine abwehrende Handbewegung.

„Laß nur! So ganz allein und verlaſſen ſteht man doch nicht da! Wir haben uns ja gegenſeitig, und da könnte man ſelbſt Vater und Mutter aufgeben. Nicht wahr?"

Sie waren zuſammengetreten und hatten ſich die Hände gereicht.

Und nun ſchienen ſie alle dieſe perſönlichen Leiden vergeſſen zu haben.

Sie fingen an, wie jedesmal, wenn ſie hier zuſammenkamen, ſich im Voraus an dem „Kampfe" zu begeiſtern, den ſie mit der „Lüge" aufnehmen würden, ſobald ſie nur erſt einmal „frei" ſein würden, ganz „frei" . . .

Vor „aller Welt" wollten ſie dann frei „Proteſt erheben". Kemnitz träumte ſich in die Wirkſamkeit eines Parlamentariers hinein, während Stützer in der Kunſt das „neue Evangelium von der Wahrheit und Freiheit predigen" wollte.

Eins aber ſtand feſt: ob in kleinen oder großen Verhältniſſen: als das „heiligſte, unverbrüchlichſte" ſollte ihnen ſtets gelten „wahr" zu ſein und eine „freie, kräftige Perſönlichkeit" durchzuſetzen.

Damit wäre dann alles gethan . . .

Und während ſie ſo ſchwärmten und an ihren Ideen ſich berauſchten, lag unten der alte, ſtille Domgarten im weißen Mondlicht da mit ſeinen Grabmälern und ernſten Bäumen, und die Nachtluft trug ihnen das unermüdliche, immergleiche Rauſchen der Stadt und des Lebens zu: aber von fern, ganz von fern . . .

VI.

Stützer hatte sich den ganzen Tag umhergetrieben. Nirgends ließ es ihm Ruhe. Er befand sich in einer ganz eigentümlichen Aufregung.

Daß er von der Schule gejagt war, machte ihm weiter keine Sorge. Im Gegenteil!

Eine unbändige Lebens- und Unternehmungslust war in ihm erwacht und für die Zukunft machte er sich tausend Pläne.

Er wollte von nun an ganz „rücksichtslos" seine „Ideen" vertreten, seine dichterischen Arbeiten jetzt wieder mit ungeteiltem Interesse in Angriff nehmen, und er zweifelte nicht, daß er etwas zu Stande bringen werde, was das allseitige, öffentliche Interesse in Anspruch nehmen würde.

Diese Stimmung hielt auch noch an, als er nach Hause kam.

Er war so mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er sich in seiner gewohnten, legèren Weise in seine

Sophaecke ſinken ließ, ohne ſeine Mutter zunächſt von dem Geſchehenen zu benachrichtigen.

Er ſah ihr nur mit einem überlegenen, ſicheren Lächeln zu, wie ſie ſich im Zimmer um ihn her zu ſchaffen machte.

Da Frau Stützer in ihrer inneren Unruhe nicht recht wußte, wie ſie es anfangen ſollte, ihn zu fragen, beſchäftigte ſie ſich ganz mechaniſch damit, mit einem Staublappen an den Möbeln umherzuwiſchen, wobei ſie fortwährend auf ein Wort von ihm lauerte.

Frau Stützer liebte Georg über alle Maaßen. Er war geradezu ihr Abgott. Das kam daher, daß ſie nun ſchon lange Wittwe war und ihr Mann, ein kleiner Beamter, ihr nur dieſen einzigen Sohn hinterlaſſen hatte.

Sie that ihm alles zu liebe, was in ihren Kräften ſtand, obgleich er bei ſeinem eigenartigen, oft bis zur Rückſichtsloſigkeit ſelbſtſtändigen Charakter von Kind auf ihr ſchon viel Sorge bereitet hatte und noch bereitete.

Aber allen ſeinen vielen Schwächen und Launen gab ſie nach, ſo daß er oft ſelbſt ungeduldig wurde und ſie, ohne daß er es ſelbſt recht wußte, ein wenig mißachtete.

Nicht, als ob er ſie nicht geliebt hätte. Im Gegenteil! Er nannte ſie in ſeiner Weiſe gradezu ein „moraliſches Genie“. Aber er ſtellte die Verpflichtung, die er ſeiner „Idee“ und ſeiner „freien Perſönlichkeit“ gegenüber hatte, höher als dieſe Liebe. Das bibliſche

Wort „Weib, was habe ich mit Dir zu ſchaffen!“ kam ihm, wenn er die Pflichten gegen einander abwog, die er gegen ſich ſelbſt und gegen ſie hatte, oft in den Sinn und er glaubte an die tiefere Bedeutung dieſes Wortes oft bis zur — Selbſtqual . . .

Und dieſe kleine, ſchwächliche Frau Stützer war in der That ein „moraliſches Genie“.

Ihr Lebelang hatte ſie all die großen Schwierigkeiten, von denen ſie von ihrer frühſten Jugend an verfolgt war, mit einer unglaublichen Ausdauer getragen.

In der Stille wirkend, nichts kennend, als die Pflicht, für andere zu leben, war ſie ſtets das geweſen, was man eine „paſſive Natur“ nennt und doch beſaß ſie eine Thatkraft und Ausdauer, mit der ſie manchen Mann beſchämte.

Ihre Jugend war in einem unfreundlichen Heim unter drückenden Nahrungsſorgen hingegangen. Ihre Ehe war keine glückliche geweſen. Nur Enttäuſchungen hatte ſie überall erlebt, nur Not gekannt.

Jede Minute ihres Lebens war ein harter, bittrer Kampf mit dem Daſein geweſen.

Sie kannte die Menſchen und das Leben, denn ſie hatte einen klaren, ſcharfen Verſtand. Aber doch hatte ſie nie im Leben Jemand verurteilt, hatte ſie immer nur für Andere gelebt, und keine Enttäuſchung hatte in ihr den Trieb zu helfen unterdrücken können.

Die unbewußte Nichtachtung oder Nichtbeachtung Georgs hatte ſie oft heimlich gekränkt. Aber ſie hatte ihm daraus nie einen Vorwurf gemacht. Es

mußte ja wohl ſo ſein. Er hatte ja mehr zu thun, als ſich um ſie zu kümmern, ſagte ſie ſich, denn Niemand konnte überzeugter ſein von ſeinen Fähigkeiten, als ſie.

Sie dachte auch noch nicht einmal daran, daß ihre ſtündliche Fürſorge und Aufopferung für ihn, ihn einmal beſiegen und ihr ganz gewinnen könnte; ſelbſt dieſen ſo entſchuldbaren Egoismus geſtattete ſie ſich nicht.

Wenn ſie ihn in dieſem Augenblicke mit einer heimlichen Beſorgnis betrachtete, ſo geſchah es nur deshalb, weil ſie glaubte, es wäre ihm irgend etwas Unangenehmes widerfahren, über das ſie ihn gern getröſtet hätte.

„Gieb mir etwas zu eſſen, M'achen! Ich habe einen Bärenhunger mitgebracht!“

Sie ging, einigermaßen durch die launige Art, wie er das geſagt hatte, getröſtet, hinaus und holte ihm ſein Abendeſſen.

Während er aß, ſagte er:

„Ich habe heute Aepfel geſehen, ganz wunderbare Aepfel!“

„Haſt Du denn Appetit darauf?“

„O ja! den hätt' ich ſchon!“

„Nun ſo will ich Dir doch welche holen?“

„Aber, ich bitte Dich! So meinte ich es ja nicht! . . . Bleibe nur da! Was wirſt Du Dir denn deshalb noch den Weg machen!“ ſagte er ärgerlich.

„Aber, lieber Gott! So ſei doch nur nicht ſo

komiſch! Mach Dich doch nicht zum Narren!“ ſagte ſie leiſe, mit beinahe ärgerlicher Stimme, der aber eine gewiſſe Beſorgnis anzumerken war er könnte ihr das Angebotene wirkilch abſchlagen.

„Aber bleib' doch nur! Man braucht wirklich nur ein zufälliges Wort fallen zu laſſen und da biſt Du auch ſchon auf dem Sprunge!“

„I, rede doch nicht! Ich gehe!“

Huſch! war ſie, ehe er noch ein Wort hatte ſagen können, zur Thür hinaus.

Sie merkte, daß er die Aepfel doch gern gehabt hätte . . .

Georg ſah ihr nach und beugte ſich dann verlegen und mit einem unangenehmen, gedrückten Gefühl über ſeinen Teller

„Aber das ſollſt Du ja nicht! Hörſt Du? Das mußt Du nicht mehr thun!“ ſagte er, als ſie verhältniß-mäßig ſchnell wieder da war.

„Ja. ja! Iß nur! Iß nur! . . . Sie ſind ſehr ſchön!“ ſagte ſie mit einem liſtigen Lächeln.

Sie ſetzte ſich ihm gegenüber und ſah ihm zu. wie er einen Apfel aus dem ſauberen Fruchtkörbchen nahm, in dem ſie die Aepfel auf einer kleinen, weißen Serviette aufgebaut hatte.

Eine Weile war es in dem kleinem Zimmer ganz ſtill.

Es war nur ärmlich, dürftig eingerichtet. Herr Stützer hatte nach ſeinem Tode nur ein kleines Ver-mögen hinterlaſſen, von dem ſie zwar mit Georg notdürftig leben, aber ſich keinen überflüſſigen Comfort

erlauben konnte. Aber doch war es überaus ſauber und wohnlich und dieſe beiden Eigenſchaften gaben ihm einen gradezu vornehmen Charakter.

„Nun iſt es alſo entſchieden!“ ſagte Georg endlich.

„Sie haben mich von der Schule fortgejagt!“

„Fort . . . fortgejagt?“

Sie ſah ihn ängſtlich, forſchend, an.

„Ja! Fortgejagt! . . . Na, ich mache mir nicht viel Sorge deshalb!“

Frau Stützer atmete auf. Aber ſie ſah doch ziemlich beſorgt auf ihre Handarbeit nieder.

Georg muſterte ſie einen Augenblick. Dann legte er Meſſer und Gabel auf den Teller und lehnte ſich zurück, ſo daß ſein Geſicht durch den großen, grünen Lampenſchirm verdeckt wurde. Er pfiff leiſe vor ſich hin und trommelte mit der einen Hand auf der Tiſchplatte herum.

„Ach! Es . . . es war ja die reine Niederträchtigkeit!“

Er hatte aufgehört zu trommeln. Seine Stimme hatte einen halb mürriſchen, halb verlegenen Klang.

„Die pure Niederträchtigkeit! . . . Dieſer Menſch, der Profeſſor Brünnchen, hat es ja nur darauf angelegt. Fortwährend hat er mich damit gereizt, daß er darauf ſtichelte, ich mache Verſe. Wenn ich einmal nicht recht präpariert war, gab er mir gute Ratſchläge! . . . „Es wäre zwar ſehr lobenswert, daß ich ein ſo weitgehendes Intereſſe hätte; leider lägen aber alle dieſe Dinge nicht ganz im Bereiche der Schule und

vorläufig käme es doch darauf an, daß ich mich auf das conzentrierte, was hier verlangt würde". Und dabei hatte er immer so eine malitiöse Manier mich „Ultimus" zu nennen. Ueberhaupt: immer so versteckt, immer so von hinten herum, mit so einem gewissen impertinenten Wohlwollen brachte er mir seine Nadelstiche bei, bis ich es zuletzt nicht mehr aushalten konnte und mich „vergaß". . . . Natürlich! Und da mußte ich ja fortgejagt werden! . . . Insubordination ist ja das Laster aller Laster!"

Er unterbrach sich ärgerlich.

„Ach zum Kuckuk! ... Was scheer' ich mich denn um den ganzen Schwindel!"

Er machte eine abwehrende, ungeduldige Handbewegung.

„Ich bin heilfroh, daß es so gekommen ist! Punktum!"

Er war aufgestanden und kramte nun in seinem Schreibpulte nach einem Buche umher. Aber er schlug die Pultplatte wieder zu. Er schien garnicht die ernste Absicht zu haben, sich ein Buch zu nehmen. Er hatte, wie es schien, nur eine gewisse, unwillkürliche Begierde gespürt, ob denn seine Mutter nicht irgend ein Wort sagen werde, und dieses Erwarten hatte er zu verbergen gesucht, indem er in seinem Pulte umherkramte.

Aber Frau Stützer sagte noch immer kein Wort.

„Wirklich! Aufrichtig! ... Ich bin sehr zufrieden, daß es so gekommen ist! Sehr zufrieden!"

Er ging auf und ab, indem er ab und zu zu ihr hinblickte.

„Hm! . . . Sieh mal! Nicht wahr? Es hätte ja ganz ſicher einmal ſo kommen müſſen! Denn es wäre mir nie eingefallen, ernſtlich daran zu denken, einmal ſo ein altklaſſiſcher, philologiſcher Wortklauber zu werden, zu welchen ſie einen mit ihrer humaniſtiſchen Bildung auf dem Gymnaſium allenfalls noch drillen! Nein, M'achen! Siehſt Du, daß hätte ich nie gekonnt! Ich bin einmal nicht dazu geſchaffen! . . . Hm! . . . Nicht wahr? Das ſiehſt Du ein?“

Er war jetzt neben ihr ſtehen geblieben und ſchien ein wenig ungeduldig auf eine Antwort zu warten.

„Nein, Du hätteſt wohl nicht dazu gepaßt!“

„Nein! Nein! . . . Sicher nicht! ganz beſtimmt nicht hätte ich dazu gepaßt!

Es war als wenn ſeine Stimme jetzt heller, fröhlicher klänge.

„Dieſe alte Grammatik hätte mich einfach tot gemacht! . . . Und dann ſieh mal! . . . Was thut das, wenn mir ein paar Jahre verloren gegangen ſind? . . . Freilich, es iſt ſchade um die ſchöne Zeit, aber nun fühle ich mich ſo frei und wohl, daß ich denke, ich kann das alles einholen, was ich verſäumt habe.

Siehſt Du! Zunächſt alſo werde ich jetzt meine privaten Arbeiten wieder aufnehmen!“

Er hatte ſich neben ſie auf einen Stuhl geſetzt und redete nun mit eifrigen, haſtigen Geberden auf ſie ein.

„Es iſt ja ſcheinbar ein ſchlechter Brotberuf! Aber ſiehſt Du! Erſtens iſt das doch einmal nun meine

Beſtimmung. Nicht wahr? ... Ueber kurz und lang wär' ich ja doch einmal darauf zurückgekommen! ... Na, und dann: wenn ich erſt bekannt geworden bin, dann bin ich ja auch, was man ſo einen „gemachten Mann" nennt!"

Er ſuchte ihr nun von allen Seiten die Vorteile klar zu machen, die ſich ihm darbieten würden und ſie ihr mit Aufbietung aller ihm möglichen Ueberredungskunſt als wahrſcheinlich hinzuſtellen. Und es wäre wahrhaftig auch nicht halb ſo viel nötig geweſen, denn Frau Stützer empfand in dieſem Augenblicke weiter nichts, als eine innige Freude darüber, ihn ſo froh, zuverſichtlich und ausnahmsweiſe einmal ſo — geſprächig zu ſehen. ...

VII.

Die drei Freunde fühlten ſich oft als „Märtyrer ihrer Ueberzeugung“. Namentlich Rudolf wurde jetzt immer ſehr geſprächig, wenn ſie auf dieſes Thema kamen.

Er konnte bei dieſen abendlichen, verſchwiegenen Zuſammenkünften auf Kemnitz Stube hinter dem alten Domgarten mit ihrem romantiſchen Reiz und all dem Ceremoniell, daß dabei mit unterlief, und bei dem ſie ſich wie geheime Verſchwörer gegen all dieſe geſellſchaftlichen Lügen und Halbheiten, die ſie um ſich her zu bemerken glaubten, vorkamen, auf das bitterſte beklagen.

„Ihr denkt vielleicht,“ ſagte er zuweilen, namentlich zu Kemnitz, dem er ein größeres Vertrauen als Stützer ſchenkte, weil er bei dieſem oft ein unangenehmes, ſkeptiſches Lächeln bemerkte, „ihr denkt vielleicht, ich habe gar keinen Grund mich zu beklagen. Meine Eltern ſind reich. Ich habe alles, was ich will. Aber

wenn ihr nur wüßtet! . . . Mein Vater iſt ja in vieler Hinſicht ſo beſchränkt. Er verſteht mich ganz und gar nicht . . . Meine Mutter . . . hm! . . . Nun! Und mit meiner Schweſter kann ich mich auch nicht verſtehen!“

„Ja, ja! Du armer Kerl! Du haſt etwas auszuſtehen!

Gerade Du paßt gar nicht in dieſe Umgebung!“ bedauerte ihn dann Kemnitz.

Er pflegte dabei Rudolf über die Schulter zu ſtreicheln.

„Immerhin! . . . Man läßt Dir doch zu Hauſe wenigſtens freies Spiel!“ bemerkte Stützer.

„O, das ſieht alles nur von außen ſo ſchön aus! . . .

Das iſt alles Lack, Firnis! . . . Aber, was dahinter iſt? . . .“

„Das mag ſein! . . . Jedenfalls biſt Du, aufrichtig geſagt, noch lange nicht am ſchlimmſten daran!“

„O, wenn Du nur in meiner Lage wärſt!“

„Hm!“

„Du würdeſt Dich wundern, wenn ich . . .“

Rudolf wurde dann ſehr eifrig, und es ſah immer aus, als wenn er den anderen etwas anvertrauen wollte.

Aber dann ſchwieg er doch. Man konnte aber wohl bemerken, daß es ihm nicht leicht wurde. Er hätte ſich doch gar zu gern, namentlich Stützer gegenüber, gerechtfertigt.

Aber er konnte doch Niemand das alles ſagen. Selbſt ſeinen Freunden nicht . . .

„Warum bleibſt Du denn zu Hauſe?“ fragte Stützer wohl auch. „Geh doch fort! Die Sache iſt doch ſehr einfach! In dieſer Beziehung ſollten doch gar keine Rückſichten gelten, ſelbſt nicht gegen die nächſten Angehörigen!“

Hierauf wußte denn Rudolf meiſtens nichts Rechtes zu erwiedern.

Hin und wieder machte er ſich aber in der letzten Zeit, namentlich ſeitdem er unfreiwilliger Zuhörer bei jenem Auftritt zwiſchen ſeinen Eltern geweſen war, Gedanken und trug ſich mit allerlei Entſchlüſſen.

So hatte er z. B. einmal die Idee gefaßt, alle ſeine Bücher und ſonſtigen Habſeligkeiten zu verkaufen, ſein Monatsgeld zurückzulegen und dann mit dem Gelde nach der Hauptſtadt zu fahren und dort ſich auf irgend eine Weiſe ſelbſtſtändig zu machen.

Ein andermal trug er ſich ſogar mit der Idee Schauſpieler zu werden.

Aber es hatten ſich dann bei dem Verſuche, derartige Pläne durchzuführen, immer die verſchiedenſten praktiſchen Schwierigkeiten gezeigt, die doch nicht ſo leicht zu beſeitigen waren.

Seinen Eltern gegenüber hatte er nie etwas davon verlauten laſſen. Selbſtverſtändlich . . .

So blieb ihm vorläufig weiter nichts übrig, als von Herzen unglücklich zu ſein.

In dieſer Stimmung ſchloß er ſich enger an Stützer an, der in einer ähnlichen Lage war.

Obgleich nämlich Stützer fortwährend betonte, wie frei und glücklich er ſich fühle, befand er ſich doch ſeit jenem Geſpräche mit ſeiner Mutter in einer eigenartigen Unruhe.

Den ganzen Tag über bis in die Nacht hinein war er jetzt außer Hauſe und es hatte beinahe manchmal den Anſchein, als wenn er ſich mit allerlei Zerſtreuungen betäuben wollte.

Kemnitz machte einmal eine diesbezügliche Bemerkung ihm gegenüber, kam damit aber übel an.

„Du ſcheinſt wieder einmal dein pſychologiſches Steckenpferd zu reiten!“ hatte Stützer geantwortet. „Die Pſychologie hat aber verſchiedene Enden, mein Lieber! Und ich kann Dir ſagen, daß Du diesmal gründlich auf dem Holzwege biſt!“

„Unſinn! Was ſollte ich denn zu betäuben haben?“ hatte er, wie es Kemnitz ſchien, etwas nachdenklich hinzugefügt.

„Ich habe mich nie ſo frei gefühlt! . . . Lebensluſt, mein Lieber! Ich könnte zerſpringen vor Lebensluſt! Das iſt es!“

Aber Kemnitz hatte nun einmal ſeine unabänderliche Meinung in dieſer Beziehung, wenn er ſie auch von jetzt ab für ſich behielt.

Das war jedenfalls ſicher: Dieſe „Lebensluſt“ äußerte ſich in ganz eigentümlicher Weiſe.

Zunächſt war es auffällig, daß Stützer einige ſeiner ehemaligen Schulkameraden aufſuchte, zu denen er unmöglich in irgend einer inneren Beziehung ſtehen konnte. Mit dieſen jungen Leuten, die meiſt

zu allerlei etwas excentriſchen Streichen aufgelegt waren, trieb er ſich bis in die Nacht hinein umher. Den Geſprächen aber, welche die drei Freunde jetzt führten, pflegte er eine ſonderbare, bis dahin noch ganz ungewöhnliche Richtung zu geben.

„Vergangene Nacht war es wieder mal famos!“ rief Stützer einmal in der exaltirten, merkwürdig aufgeregten Art und Weiſe, die ihm jetzt eigen war. „Wir kamen, bedeutend angeſäuſelt, aus der Kneipe und vor uns her troddelt eine Nachtdroſchke. Wir: leiſe hinterher, packen die alte Karre von hinten! Ein paar faſſen die Räder und halten das alte Ding ſo lange, bis wir die Hinterräder feſtgebunden hatten. Der Racker von Gaul zieht und zieht und kriegt die Kajüte nicht vorwärts!“

„Hm, hm!“ machte Kennitz und lächelte.

Ich habe doch Recht, dachte er.

„Hm, hm!“ machte ihm Stützer nach. „Weißt Du was? Du biſt ein entſetzlicher Philiſter! . . . Kommſt Du heute Abend mit, Rudolf?

Rudolf war dabei.

Er zeigte für derartige Kraftſtreiche jetzt ein eifriges Intereſſe. Denn mochte es ſich mit Stützer verhalten wie es wollte: er ſeinerſeits fühlte ſich jetzt außer Hauſe am wohlſten.

Das Familienleben bei Bergers war nie ein inniges, vertrauliches geweſen. Jener Riß, der neulich in Gegenwart Rudolfs in einer ſo brutalen Weiſe hervorgetreten war, datirte ſchon ſeit Jahr und Tag und da Herr Berger zu wenig rückſichtsvoll war, den

Kindern gegenüber zurückzuhalten, so waren sie oft Zeugen von ähnlichen Szenen gewesen.

Wenn sich nun auch Martha, ihrem Naturell nach, leicht darüber hinwegsetzte, so beschäftigte das alles Rudolf, der von jeher in dieser Beziehung nachdenklicher und feinfühlender war, um so mehr.

Jetzt aber wurde ihm das alles nur noch um so unerträglicher, da er durch den Verkehr mit seinen Freunden für die „gesellschaftlichen Lügen" einen kritischen Blick bekommen hatte. In wie furchtbargreller Weise waren aber diese „Lügen" da neulich bei jenem Auftritt ihm in seiner nächsten Umgebung deutlich geworden.

Er konnte sich von jenem entsetzlichen Eindruck nicht wieder frei machen. Fortwährend mußte er sich damit beschäftigen.

Er fing an zu combinieren.

Aehnliche Zustände in anderen Familien, die er kannte, oder von denen er gehört hatte, kamen ihm zu Hülfe, und so unglücklich er sich dabei fühlte: er konnte den entsetzlichen, versteckten Vorwurf, den sein Vater der Mutter gemacht hatte, nicht unwahrscheinlich finden.

Er zog den Unterschied der Jahre in Betracht, die Umstände, unter denen, sich seine Eltern geheiratet hatten, den Hang seiner Mutter zu Luxus und Repräsentation, den kalten oberflächlichen Verkehr zwischen den einzelnen Familienmitgliedern.

Er fing an seine Mutter und den Assessor zu beobachten und da sein Verdacht einmal angeregt war,

und im übrigen auch seine Phantasie, vor allem seine von den verschiedensten Seiten so angeregte Phantasie, ihm zu Hülfe kam, so glaubte er vieles zu bemerken, was seinen Verdacht bestätigte.

Wenn er nun auch im Grunde nicht das äußerste anzunehmen wagte, ja, sich vor sich selber entsetzte, daß ihm dergleichen Gedanken kommen konnten, so war damit doch nicht die furchtbare Thatsache beseitigt, daß sie vorhanden waren und sich zwischen ihn und seine Eltern stellten.

Das alles mußte ihm aber um so schrecklicher sein, da er von Natur etwas weichlich und liebebedürftig war. Er war nicht aus so hartem Holze gemacht, wie mancher andere, der in einem ähnlichen Falle sich verschließt, sich trotzig auf sich selbst beschränkt und damit auskommt. . . .

Er war in einen schweren, inneren Conflikt geraten, und wenn er sich vielleicht auch jetzt noch nicht ganz darüber klar war, so mußte doch über kurz oder lang dieser Conflikt in ihm zum Austrag kommen und dann war er vor eine ernste Entscheidung gestellt: er mußte sich entweder in die Verhältnisse schicken, wie sie lagen, oder: er mußte mit ihnen brechen. Das erste bedeutete für ihn — so mußte es sich ihm wenigstens darstellen — eine moralische Mitschuld, ein allmäliches Aufgeben in der „Lüge"; das andere bedeutete für ihn „Freiheit" „Wahrheit" aber auch — die Einsamkeit und vielleicht innere Verbitterung.

Vorläufig lastete jene entsetzliche Entdeckung noch viel zu schwer auf ihm, als daß er irgend eine Ent-

ſcheidung hätte treffen können. Und dann war da auch immer noch ſo etwas Beunruhigendes, Beängſtigendes, Unerklärliches, was ihn dieſe Entſcheidung immer wieder aufſchieben ließ . . .

Er machte alſo vorläufig Gemeinſchaft mit Stützer, der nicht viel darüber nachdachte, was Rudolf dazu trieb.

„Du Rudolf! Heute Abend iſt da ein großer Commers, den die Abiturienten geben!“ ſagte Stützer eines Tages zu ihm. „Jeder ehemaliger Compennäler iſt eo ipso eingeladen! Du kommſt doch mit?“

„Da willſt Du hingehen?“ Rudolf wunderte ſich doch etwas.

„Lieber Gott! Es iſt ſo entſetzlich langweilig in dieſem Neſte! Was ſoll man anfangen? Es iſt da immer ganz luſtig!“

Es war erſtaunlich, was Stützer jetzt für eine leichte Art hatte, über dergleichen zu ſprechen . . .

„Ja, ich gehe mit! . . Iſt denn Kemnitz dabei?“

„Der Eſel! . . Na, heut iſt er, aus irgend einem Grunde, mit dabei!“

Gegen Abend gingen ſie zuſammen hin.

Und es war wirklich ganz luſtig. Zumal als gegen elf Uhr der Commers in das Stadium der „Fidulität“ gekommen war.

Der ganze, große Saal verſchwamm im Tabaksrauch und es herrſchte ein derartiger Lärm, das jedesmal, wenn ein Lied geſungen oder eine Rede gehalten werden ſollte, alle Präſiden — ehemalige Schüler des Gymnaſiums, jetzt Studenten — aus Leibeskräften

mit ihren Rappieren auf die Tafel ſchlagen mußten, damit ſie ſich Gehör verſchaffen konnten und das Lärmen und Rufen ſich einigermaßen legte. Dabei hatten ſie ſich aber doch ſchon ganz heiſer geſchrieen.

Ueberall ſah man durch den Tabaksrauch lachende, gerötete Geſichter. Kreuz und quer trank man ſich über die große, hufeiſenförmige Commerstafel hin zu und zwar gleich mit halben oder ganzen Schoppen.

Bierſeidel wurden umgeſchlagen oder ſplitterten beim Reiben eines Salamanders. An manchen Stellen rieſelte das Bier von der Tafel auf den Fußboden. Hier und dort erhob ſich einer ſchwankend und verließ mit bleichem Geſicht den Saal.

Der Geſang, der von einer Militärkapelle begleitet wurde, war ſchon garnicht mehr recht taktmäßig und die meiſten von den etwa 200 Anweſenden zeigten eine entſchiedene Neigung dem ihrer Meinung nach zu ſchläfrigen Geſange aufzuhelfen, was aber leider wohl die Urſache war, daß er allmählich in ein ohrenbetäubendes Brüllen ausartete.

Die Reden, die beim erſten „ofiziellen" Teil mehr einen patriotiſchen Anſtrich gehabt hatten, gaben den „Bierreden" Raum und dieſe waren heute, das wurde allgemein zugeſtanden, von der beſten Sorte . . .

Es waren aber auch ſehr viele Couleurſtudenten mit bunten Bändern, Bierzipfeln und ganz friſchen Schmiſſen zugegen, und dieſe verſtanden ſich auf allerlei Kurzweil.

Sie hatten dabei auch noch einen ganz beſonderen Zweck im Auge. Es galt nämlich zu „keilen", d. h.

diejenigen von den Abiturienten, welche die Univerſität beſuchen wollten, und das war die Mehrzahl, zum Eintritt in die Verbindung zu bewegen, der man angehörte. Zu dieſem Zwecke mußte man ihnen aber die möglichſt beſte Meinung von den Vergnügungen und ſonſtigen Aufgaben derſelben beibringen . . .

Sie fanden auch ein ſehr gutes Entgegenkommen. Denn wenn es auch der eigentliche Zweck des Studiums war, im ſpäteren Leben „geiſtiger Führer des Volkes" zu ſein, wie der Direktor bei der öffentlichen Entlaſſung der Abiturienten geſagt hatte, und auch vorhin beim „offiziellen Teil der Kneiptafel" mehrfach in Anſprachen betont worden war, ſo iſt man doch jung und ſehnt ſich entſchuldbarerweiſe nach der goldenen Freiheit der erſten Semeſter, in welcher man in Gemeinſchaft der „Couleurbrüder" all den Schul- und Bücherſtaub, den man jahrelang hat ſchlucken müſſen, ein wenig hinunterſpülen kann, und es iſt ja auch erſtaunlich, wie ſchnell und mit welchem Erfolg das gelingt . . .

Daher konnte man denn auch, wenn man in den Pauſen zwiſchen den einzelnen Geſängen im Saale auf- und abpromenierte, überall Studenten und Abiturienten in lebhafter Unterhaltung finden.

Rudolf, der den ganzen Abend über ausgelaſſen luſtig geweſen war, fing bereits an, Kemnitz, der neben ihm ſaß, die merkwürdigſten Dinge zu erzählen, ſo daß dieſer es für geraten hielt, den Aufbruch zu veranlaſſen.

Rudolf ſchwankte ein wenig, als er mit ſeinen beiden Freunden auf die ſternhelle, ſtille Straße hinausgetreten war.

Sein hübſches Geſicht war ſtark gerötet und ſeine Augen blitzten. Er ſchwatzte in einem fort und kam nicht aus dem Lachen heraus, ſo daß Kemnitz, der bei ſolchen Gelegenheiten etwas ängſtlich war, und den Commers überhaupt nur ungern mitgemacht hatte, ein paar mal einen Conflikt mit dem Revierwächter befürchtete.

„Wahrhaftig! ich bin angezecht! Effektiv — angezecht! . . . Zwölf . . . zwölf hab ich mindeſtens getrunken! . . . Es iſt eine Dummheit! Die reine Dummheit! . . . Aber ich bin froh, ſo froh, ſo froh!“

Er war nahe daran, Kemnitz heute zu umarmen, obgleich derartige Sentimentalitäten unter ihnen ſtreng verpönt waren und auch ſonſt etwas in Kemnitz' Charakter lag, was Rudolf in jedem anderen Falle davon abgehalten hätte.

Kemnitz fühlte ſich wirklich erleichtert, als Rudolf ſich verabſchiedet hatte und er ſich mit Stützer, der ſich ganz ruhig verhielt und nur in einem fort leiſe vor ſich hinpfiff, auf den Heimweg machen konnte . .

Als Rudolf zu Hauſe ankam, ſah er noch Licht. Man erwartete ihn und er fand denn auch wirklich noch Lena im Verandazimmer.

Lena, welche Frau Berger in der Wirtſchaft gut verwendbar gefunden hatte, war mit dem Hausmädchen noch auf, um einige häusliche Vorbereitungen zu einer kleinen Feſtlichkeit zu treffen, die am andren

Tage ſtattfinden ſollte. Frau Berger hatte ſie noch gebeten, für Rudolf eine Taſſe Kaffee bereit zu halten, denn man vermutete gleich, daß heute nicht alles ganz ordnungsgemäß zugehen werde.

Das große Zimmer, das durch eine Schirmlampe nur mäßig beleuchtet war, war faſt dunkel, ſo daß Rudolf gegen mehrere Möbel ſtieß, ehe er zum Tiſch gelangen konnte, wo er ſchwerfällig auf einen Stuhl ſank. Er würde eingeſchlafen ſein, wenn ihn die kühle Nachtluft, welche durch die halboffene Thür aus dem dunklen, rauſchenden Garten hereindrang, nicht wachgehalten hätte.

Er blieb ſitzen, ohne eigentlich zu wiſſen, weshalb? Ihm gegenüber, über dem Sopha, leuchteten die breiten Goldrahmen zweier lebensgroßen Porträts ſeiner Eltern aus der Dämmerung hervor. Neben dem Sopha war die Thür zum Nebenzimmer. . . .

Einen Augenblick fuhr ihm die Erinnerung wieder durch den Sinn. Aber ſeine Gedanken konnten nicht dabei verweilen; die Eindrücke des lauten, rauſchenden Commersjubels von vorhin, verwiſchten ſie wieder.

Er hatte eine Empfindung, als würde er ſanft eingewiegt und die Augenlider wurden ihm ſchwer. . . .

Da fühlte er eine leiſe Berührung an ſeiner Schulter.

Neben ihm wurde ein leiſes Klirren vernehmbar.

„Willſt Du noch eine Taſſe Kaffee trinken?“ fragte eine leiſe, volle Stimme.

Er fuhr aus ſeinem Halbſchlummer in die Höhe, Lena ſtand neben ihm.

Das Licht der Lampe fiel gerade auf ihr ruhiges, etwas ernſtes Geſicht.

Und auf einmal, wie ſie ſo neben ihm ſtand, überkam ihn ein plötzliches, dunkles Zärtlichkeitsgefühl, als wenn er irgend Jemand den Kopf an die Bruſt legen und aus Herzensgrunde weinen müßte.

Und auf einmal hatte er, ohne zu wiſſen, was er that, den Arm um ihre Taille geſchlungen und ſie an ſich gezogen . . .

Da! . . .

Er fuhr zuſammen und kam zum Bewußtſein. Sein Geſicht brannte. Er hatte einen kräftigen Schlag bekommen.

Völlig ernüchtert ſtarrte er ihr nach und ſtarrte noch lange wie geiſtesabweſend nach der Thür, die ſich kräftig hinter ihr geſchloſſen hatte.

Dann erhob er ſich langſam und begab ſich, ohne den Kaffee zu berühren, auf ſein Zimmer . . .

Lena war hinaufgeraunt zu ihrem Stübchen. Sie trat zum Fenſter und ſah in die ſchwarzen, rauſchenden Baumwipfel unten, die Hände auf das Fenſterbrett geballt, mit wogender Bruſt und funkelnden Augen.

Sie hatte ſich nicht halten können. Als Rudolf ſie umfaßt hatte, und ſie den Biergeruch ſpürte, den er verbreitete, da hatte ſie ein unwiderſtehlicher Ekel und Unwille gepackt.

Die ganze Erbitterung, die ſich in dieſer Zeit in ihr angeſammelt hatte, war mit dieſem Schlage, den ſie gegen ihn geführt hatte, zum Ausbruch gekommen.

Sie ſah jetzt ihre Stellung im Hauſe im klarſten Lichte.

Von allen Seiten hatte man es ihr fühlen laſſen, daß man ſie doch eigentlich nur um Gotteswillen aufgenommen habe, und daß ſie ſich dieſe Gnade verdienen müſſe. Sie war ihnen eben gut genug zum Aſchenpuddel. Da ſie aber von Natur ſtolz und ſelbſtſtändig war, hatte ſich alles in ihr gegen eine ſolche Behandlung geſträubt.

Sie hatte nun zwar verſucht ſtill zu ſein und nach alter Gewohnheit zu dulden, aber dieſe Umarmung eines „betrunkenen Menſchen", wie ſie Rudolf in dieſem Augenblicke nannte, hatte ihr leidenſchaftliches, energiſches Temperament in vollen Aufruhr verſetzt.

Das war denn doch zu viel geweſen! . . .

Und gerade Rudolf hatte ſie noch am meiſten geſchätzt. Sie hatte ihm inſtinktiv immer angemerkt, daß auch er ſich in ſeiner Umgebung nicht ganz wohl fühle und ſie hatte etwas wie Mitleid und ſtille Teilnahme für ihn empfunden. Aber nun ſah ſie: er war ebenſo rückſichtslos wie die andren.

Oder ſollte ſie das Geſchehene zu ernſt nehmen? Es war vielleicht von ſeiner Seite weiter nichts geweſen, als eine, bei ſeinem Zuſtande noch dazu entſchuldbare, verwandtſchaftliche Vertraulichkeit? . . .

Aber er hatte ſie doch bisher ebenſo wenig beachtet wie alle anderen.

Nein! Sicher! Er hatte nur ſeinen betrunkenen Uebermut an ihr auslaſſen wollen.

Bei dieſem Gedanken überkam ſie eine plötzliche unerklärliche Traurigkeit.

Sie warf ſich über ihr Bett und weinte bitterlich.

Das mußte anders werden. Keinen Augenblick wollte ſie das noch länger erdulden.

Ein Entſchluß, der ſich ſchon lange in ihr vorbereitet hatte, wurde feſt. Sie wollte das Haus verlaſſen . . .

Es dauerte lange, ehe Rudolf heute einſchlief.

Er hatte eine dunkle Ahnung, daß in der nächſten Zeit für ihn vieles anders werden würde, ſeitdem er ſeine Couſine Lena zum erſten Male bemerkt und — kennen gelernt hatte . . .

VIII.

Es war ein paar Abende darauf, als Rudolf wieder zu ſpäter Stunde zu Hauſe ankam.

Alles war ſchon ſchlafen gegangen.

Das Knacken des Hausſchlüſſels klang ſcharf durch den ſtillen, dunklen Corridor, als er die Hausthür öffnete.

Er zündete ein Wachslichtchen an und ſtieg müde und gähnend die mit dicken Tuchläufern bedeckte Treppe hinauf.

Aber plötzlich machte er Halt.

Es war ihm geweſen, als hätte er in der tiefen Stille des Hauſes ein gedämpftes, aber deutliches Geräuſch gehört. Es war, als wenn etwas Schweres langſam, vorſichtig über den Fußboden gezogen würde.

Das Geräuſch ſchien von oben zu kommen; aus irgend einem der Zimmer und Kammern im Corridor oben.

Einen Augenblick lauſchte er noch. Dann ſtieg er etwas haſtiger vollends die Treppe hinauf.

Oben angekommen, machte er wieder einen Augenblick Halt und ſah forſchend den Gang hinunter.

Wieder glaubte er jenes Geräuſch zu hören.

Noch eine Weile horchte er. Aber alles blieb ſtill.

Lieber Gott! Es war eben noch irgend Jemand wach.

Ein wenig ärgerlich ging er auf ſein Zimmer zu, das am Ende des Ganges lag.

Es war faſt tageshell vom Mondlicht beleuchtet.

Er trat zum offnen Fenſter und warf einen Blick hinunter in den Garten.

Die friſche Nachtluft that ſeinem heißen Kopfe wohl.

Der ſtille Nachtfrieden, das Rauſchen der Blätter zog ihn an. Er konnte ſich noch nicht ſchlafen legen.

Unten auf den Beeten konnte er die Blumen ſehn. Das Laub der Bäume war friſchgrün wie im Frühling. Zuweilen ließ ſich das leiſe, ſchlaftrunkene Zirpen eines Vogels hören. Ueber die hellgrünen Grasflecken zitterten fleckige Schatten von den Bäumen und hinten über dem Obſtgarten ſtand die ruhige, weiße Scheibe des Mondes von den feinen Aeſtchen der Baumwipfel halb durchädert.

Tief aufatmend trat er dann zurück und legte ſich, die Arme unter dem Kopf, lang auf das Sopha unverwandt vor ſich hinſehend. Nur zuweilen wandte er ſich mit einer gewiſſen Unruhe, als wenn er von allerlei Gedanken gequält würde.

Er hatte lange, lange ſo gelegen und wollte ſich endlich erheben, um ſich zur Ruhe zu begeben, als er zuſammenfuhr und nach der Thür hinhorchte.

Deutlich hatte er ein ſcharfes Knarren gehört, als wenn draußen im Gange eine Thür geöffnet würde.

Jetzt! Noch einmal! . . . Ganz deutlich! . . .

Mit einem Satze war er zur Thür, hatte ſie aufgeriſſen und war draußen im Gange.

„Lena!“

Der Ausruf war ihm unwillkürlich entſchlüpft.

Ein paar Schritte vor ihm ſtand Lena, den Reiſekoffer in der Hand, im Gange.

„Lena! Du?!“

Lena war, die Thürklinke in der Hand, ſtehen geblieben. Einen Augenblick überlief ſie ein leichtes Zittern. Aber dann ſah ſie ihn feſt an, ohne noch irgend eine Spur von Verlegenheit zu zeigen.

So ſtanden ſie einige Sekunden einander gegenüber.

„Lena! Was . . . was willſt Du . . . wohin willſt Du mit — dem Koffer da?“

„Fort!“

„Fort?! Fort?! . . . Du willſt fort?!“

„Ja!“

Sie zuckte ungeduldig mit den Achſeln. Dann drückte ſie die Thür zu und wandte ſich zum Gehen.

„Lena! . . . Aber ſo mitten in der Nacht?“

„Haſt Du ein Recht mich zurückzuhalten?“

Sie blieb ſtehen und wandte ſich um.

„Aber . . . aber das iſt ja Unſinn!“

Sie zuckte wieder nur die Achſeln und machte ſich wieder fertig zum Gehen.

„Nein! Herrgott! . . . Das geht ja nicht! Das darfſt Du nicht!“

Er ſchritt auf ſie zu.

„Oh! Sieh doch! . . . Du wirſt mich laſſen!“

„Was . . . was wird man denn dazu ſagen!“

„Ah! . . . Was man dazu ſagen wird!“

Sie lachte auf.

„Nun, das iſt mir doch gleich! . . . Alſo? . . .“

„Lena! Du bleibſt! Hörſt du?! . . . Es iſt ja Thorheit! Wo willſt Du denn jetzt mitten in der Nacht hin?! . . . Was iſt denn geſchehen?“

„Was geſchehen iſt? Du frägſt gut! . . . Was intereſſirſt Du Dich denn ſo dafür?“

„Ich . . . weil . . . warum ich mich dafür intereſſire . . .“

„Ja! Warum?“

Sie ſetzte den Koffer mit einer unwilligen Geberde neben ſich nieder.

„Du biſt doch ſonſt nicht ſo ſorgſam mir gegenüber geweſen?! . . . Du haſt Dich doch ſonſt — ſelten genug um mich bekümmert?!“

Rudolf ſah ſie betroffen an.

Er hätte nie geglaubt, daß ſie ſo entſchloſſen und ſelbſtſtändig ſein könnte. Sie war immer ſo ſtill geweſen.

Er wußte nicht, was er ihr antworten ſollte.

„Gerade ſo wie alle Anderen biſt Du zu mir geweſen. Nicht gerade rückſichtsvoll und fein! . . . Weißt Du?“

„O Lena! vergiß doch das!“

Endlich waren die Worte heraus, die er ihr die Tage ſeither immer hatte ſagen wollen, ohne daß er es fertig gebracht hätte.

Lena ſchwieg einen Augenblick.

„Nun, und die Andern?“ ſagte ſie endlich. „Ich weiß ja, daß ich hier nur um Gotteswillen geduldet werde! ... Das wird mir ja oft genug vorgehalten!“

„Von wem?“

„Von wem! ... Von Deiner Mutter, Deiner Schweſter, von allen! Jeden Tag geben ſie mir zu verſtehen, was ich ihnen alles zu danken habe! ... Jeden Tag ſprechen ſie von meinem Vater: er wäre liederlich, tränke, hätte ſchlecht gewirtſchaftet! ... Es iſt ja wahr!“ ... fügte ſie hinzu und ihre Stimme zitterte. „Aber iſt es denn ſchön, wenn ſie einem das immer vorhalten? ... Pfui! Es iſt gemein! Gemein! ... Und ich will das nicht mehr mit anhören! Ich will nicht!“

„Das haben ſie alles gethan?!“

„Hm! ... Frag' doch nicht ſo! ... Als wenn Du das nicht alles genau wüßteſt!“

„Aber nein, Lena! Du kannſt es mir glauben! ... Ich habe noch nicht darauf geachtet! ... Ich war immer mit anderen Gedanken beſchäftigt! ... Das haben ſie alſo alles gethan! ... Ja, ja!.. Ja, Du haſt recht! Es iſt gemein! Gemein!“

Lena war überraſcht.

„Laß mich alſo fort!“ ſetzte ſie etwas leiſer hinzu.

„Aber ... aber, Lena! ... Was willſt Du denn jetzt anfangen?“

„Hab' keine Angſt! ... Ich fürchte mich nicht zu arbeiten! Ich bin das gewöhnt!“

„Aber ... aber es iſt nicht leicht!“

„Es wird ſchon gehn!“

„Es wird?“

„Ja, denn hier kann ich nicht mehr bleiben! . . . Es iſt das Beſte für mich, wenn ich gehe!“

„Aber . . .“

„Laß mich fort, Du!“

Sie war einen Schritt auf ihn zugekommen. Mit ſchimmernden, großen Augen ſah ſie ihn leidenſchaftlich bittend an. Ihre Hände hatten ſich unwillkürlich gefaltet.

„Nein! Auf keinen Fall! . . . Du weißt nicht, was Du thuſt!“

„Denkſt Du, ich habe nicht alles genau überlegt?!“

„Du darfſt nicht fort! . . . Um keinen Preis! . . Nein, dieſe Menſchen! Sie ſind mir verhaßt, verhaßt! . . . Ach, Lena! Du kannſt mir glauben: ich fühle mich auch nicht wohl! Ich muß hier auch aushalten!“

„Du? . . . Was hätteſt Du denn auszuhalten! Wie könnte es Dir denn beſſer gehn?“

„Du verſtehſt mich nicht!“

„Nein! Ich verſtehe Dich auch nicht!“

„O ja! . . . Aeußerlich? . . . Natürlich! . . . Ueberhaupt, äußerlich ſieht hier alles ſo ſchön aus! Aber . . . verſtehſt Du?“

„Ach . . .“

„Nein! Es iſt nicht möglich, daß Du mich ganz verſtehſt! . . . Komm! Ich werde Dir alles ſagen! . . . Willſt Du, Lena?“

Er nahm ſie haſtig an der Hand. Halb unwill-

kürlich öffnete ſie die Thür zu ihrem Stübchen und ſie traten ein.

Er atmete tief auf. . . .

Es fiel Rudolf gleich auf, daß das Bett nicht zum Schlafengehen zubereitet war und daß noch allerlei Sachen: Papiere, Fäden, kleine Tuchläppchen und dergleichen unordentlich auf den Dielen dicht vor der Kommode, deren Schubfächer aufgezogen waren, umherlagen.

Auf der Kommode, vor dem Spiegel, ſah er im Mondlicht in einer Vaſe ein kleines Aſternſträußchen.

Und nun fing er an ihr alles zu beichten, das Zerwürfnis zwiſchen ſeinen Eltern, ſeinen furchtbaren Verdacht, das ganze Familienleben. Das alles berichtete er ihr haſtig, erregt, nur ſelten ſich unterbrechend.

„Siehſt Du! Daher kommt mein jetziges Leben! . . . Du kannſt mir glauben, daß ich mich nicht wohl dabei fühle! . . . Ich weiß nicht . . . wenn man Niemand hat, . . . zu Hauſe . . . Aber Du verſtehſt mich ja! . . . Und man muß doch Jemand haben, dem man ſich anvertrauen kann, den man lieben und achten kann. Und ich kann meine Eltern nicht achten; das iſt eben das Furchtbare. . . . Das kannſt Du mir glauben, liebe Lena!“

Er ſtand vor ihr, gegen die Kommode gelehnt und ſah ihr ſchüchtern in die Augen.

„Glaube mir, Lena! Ich wollte Dich neulich nicht kränken! . . . Wahrhaftig! Wie ſoll ich Dir's beteuern? . . . Nichts derartiges war mir in den Sinn gekommen. Weißt Du . . .“

Er zögerte einen Augenblick weiter zu ſprechen.

„Ich weiß jetzt, was es war . . . ich meine: wie ich dazu kam . . . Es war mir damals ſo zu Mute, . . . Du hältſt mich für töricht . . . als . . . als müßte ich mich irgend Jemand anvertrauen!“

Nein! Das verſtand Lena allerdings nicht. Sie war zwar von jeher in einer ähnlichen Lage geweſen wie er, aber dieſelbe hatte ſie ſelbſtſtändig und hart gemacht. Sie hatte immer alles mit ſich ſelbſt abgemacht. Nie hatte ſie ſolch' ein weiches Bedürfnis geſpürt oder wenigſtens geäußert, wie das, von dem Rudolf eben geſprochen hatte.

Einen Augenblick flog etwas wie ein ironiſches Lächeln um ihre Mundwinkel, während ſie auf ſeine weißen, weichen Hände ſah, welche die ihrigen feſt umſchloſſen hielten. Aber dann mußte ſie ihn bemitleiden.

„Jetzt verſtehſt Du mich! Nicht wahr?“

„Ja!“

„Willſt Du bleiben, Lena?“

„Geh jetzt! Ich bin müde und es iſt mir jetzt wirklich nicht ganz wohl!“

Sie hatte ihre Hände freigemacht.

Zögernd ging er, den Kopf ihr zugewandt, auf die Thür zu. An der Thür wandte er ſich noch einmal nach ihr um.

„Aber nun bleibſt Du?“

Sie nickte leiſe.

IX.

Alle Damen, die erwartet wurden, waren eingetroffen. Sie begrüßten ſich eine ganze Weile auf das Lebhafteſte.

Sie bildeten dabei eine Gruppe. Man ſah ſechs bis acht ungemein liebenswürdige Geſichter, die ſich eifrig ſeitwärts und nach vorn bewegten, freundlich halbzugekniffene Augen, eifrige Lippen, wackelnde Hutfedern und die ſchütternde Bewegung von Oberkörpern bei lebhaftem Händeſchütteln. Dazu helles Lachen und ein durchdringendes Durcheinanderplaudern.

Endlich hatte ſich die Gruppe gelöſt. Man ſuchte unter Lachen, Scherzen und fortwährendem Geplauder eine Ecke, wo man ſeinen Sonnenſchirm hinſtellen konnte, legte Mäntel und Jaquets ab und langte die Strickbeutel hervor.

Endlich hatte man auch am Tiſche Platz genommen.

Der Kaffee wurde unter der Veranda gereicht.

Lena und das Hausmädchen bedienten.

Zunächſt trat nun eine kleine Pauſe ein, während welcher die Damen ihre Strickbeutel aufzogen und ihr Arbeitszeug hervorlangten. Nur ein ſtilles Lächeln und eifrige Augen zeugten davon, daß man allſeitig über hinreichenden Geſprächsſtoff verfüge, mit dem man ſich die nächſten Stunden auf das Angenehmſte verkürzen könnte.

„Ach, möchteſt Du Frau Schiering einmal die Fußbank reichen, liebe Lena?“ fragte Frau Berger.

Frau Schiering, eine kleine, bewegliche Frau mit einer langen, ſpitzen Naſe, äußerſt lebendigen Augen, aber einem auffallend häßlichen Geſicht, die allgemein für ſehr liebenswürdig galt und ſtets einen Strickſtrumpf auf all' ihren zahlreichen Viſiten mit ſich herumſchleppte, pflegte ſich ſtets eine Fußbank auszubitten, „meines Zuſtandes wegen, wiſſen Sie“ . . .

Das wußte man ſchon.

Sie ſtreichelte Lena lächelnd über die Backe.

„Wie geſchickt das liebe Kind iſt! Und wie fleißig! Ach Gott, ja!“

Gott mochte wiſſen, warum Frau Schiering dieſen bedauernden Ausruf hinzugefügt hatte. Jedenfalls geriet Lena dadurch in Verlegenheit, zumal ſie die Damen alle einen Augenblick mit einem gewiſſen, wohlwollenden Mitleid anſahen.

„Das liebe Kind ſieht jetzt recht wohl aus!“

„Ah! Und das ſchöne Kleid!“

„Ein neues?“

„Ja! Die Tante ſorgt! Nicht wahr?“

Man ſtrich prüfend über den Stoff des Kleides.

„Wie hübſch es ihr läßt!“

Lena war froh, als endlich die Stick-, Strick- und Häkelnadeln in Bewegung kamen und man ſie freigab.

„Ach, wiſſen Sie! Ich kann Ihnen ſagen: man kommt nicht heraus aus der Arbeit! . . . Keinen Augenblick hat man Ruhe! Nicht einen Augenblick!“ . plauderte Frau Schiering, ohne von ihrem Strickſtrumpf aufzuſehen. „Die vielen Kinder, wiſſen Sie!“

Man ſah ſich an und lächelte.

In einem Kaffeekränzchen hatte man einmal das Witzwort für ſie gefunden, ſie habe ſtets ein Kind in der Confirmationsſtunde oder in der Taufe.

Das Zeichen zu einem Geſpräch über allerlei Haushaltsangelegenheiten war jetzt gegeben.

Aber es ſtockte wieder eine Weile, als der Kaffee aufgetragen wurde. Er wurde auf einem Präſentirteller aus Porzellan mit ſilbernen, arabeskenverzierten Handgriffen auf beiden Seiten, herum gereicht. Die große Kanne, die Taſſen, das Sahnenkännchen: alles war aus echtem altem Meißner Porzellan. Auf einem großen, blumenbemalten Kuchenteller wurden Spritzkuchen dazu gegeben.

Als der dicke, dunkelbraune, dampfende Kaffeeſtrahl nun aber die Taſſen der Reihe nach gefüllt hatte, da wurden die Geſichter lebendiger, man räuſperte ſich und rückte, und unter dem Klappern der Taſſen und dem Klirren der Kaffeelöffel kam das Geſpräch endgültig in Fluß.

„Nein ſchnurrig, wiſſen Sie! Das war neulich zu niedlich! . . . Unſ're Greti wurde getauft! Zu Hauſe! . . . Sie iſt ſchon zwei Jahre alt! . . . Und ich kann Ihnen ſagen: ſie iſt nicht ein bißchen ſchüchtern!“

Frau Schiering bückte ihre ſpitze Naſe auf ihren Strickſtrumpf und zählte die Maschen.

„Alſo! Wie nun alles vorbereitet iſt, und Paſtor Höpfer nimmt ſie an der Hand und führt ſie an den Tiſch . . hahaha! Nein! Man ſollte eigentlich nicht lachen! Es war recht fatal! Alſo, da ſagt ſie . . . ſagt ſie: ‚Aber Mama'ſen hat mich heute ſchon tewaſcht!‘“

Die Damen lachten.

„Hahaha! . . . Ach, eigentlich war es, wie geſagt, recht fatal, und ich kann Ihnen ſagen: ich war tüchtig erſchrocken! . . . Aber ich bitte Sie! Die liebe Unſchuld! Nicht wahr? Was wußte ſie denn davon, daß es unpaſſend war? Du lieber Gott!“

„Zwei Jahr iſt ſie alt?“

„Zwei Jahr, ja!“ antwortete Frau Schiering. „Es iſt ein wenig ſpät geworden. Sie war erſt immer ſo kränklich!“

„O, Paſtor Höpfer weiß das richtig aufzufaſſen!“

„Ja! Ueberhaupt ein ſehr netter Mann!“

„So liebenswürdig!“

„Und gar nicht ſo paſtoral! Er trägt ſich nicht im mindeſten auffallend!“

„Entſchieden ein ſehr angenehmer Mann!“

„Nein! Sie hätten nur die Rede hören müſſen, die er neulich im Wohlthätigkeitsverein gehalten hat!“

„Ja! Er reibt ſich auf für die Armen!“

„Und das iſt oft ſo undankbar!“

„Ja! Manche ſind oft geradezu unverſchämt! Sie meinen, das müßte ſo ſein! Man bekommt kaum ein Dankeſchön!“

„Na! Da kann ich Ihnen doch eine Geſchichte erzählen? . . . Vor ein paar Wochen ſteht eine Annonce in der Zeitung: eine arme Arbeitersfrau, Wöchnerin, wendet ſich an edeldenkende Menſchen um eine Unterſtützung u. ſ. w. Nun habe ich gerade noch einen Kinderwagen auf dem Boden ſtehen, der zwar nicht mehr gebraucht wurde, aber noch recht ſchön war. Ich denke, der kann noch gute Dienſte thun. Ich ſchicke ihn alſo und auch ſogar noch einen Topf Honig hin. Nach ein paar Tagen gehe ich nun ſelber noch einmal hin, um nachzuſeh'n. Die Leute hauſen in einer Wohnung, vier Stock hoch auf den Hof hinaus, Stube, Kammer und Küche. Nun denken Sie ſich, die ganze Stube voll Kinder! Alles ſo ſchmutzig und verwahrloſt. Ich bekam ſchon einen ſchönen Begriff. Na alſo! Was hatten ſie nun gemacht? Den Wagen hatten ſie verkauft, und ich merkte, daß ſie gar nicht recht zufrieden waren. Geld wäre ihnen viel lieber geweſen. Aber wenn man ihnen Geld giebt, dann wiſſen ſie nicht damit umzugehn, dann ſind ſie wie die Kinder! Na, das iſt doch ſo? . . . Ja! Nichts als Undank hat man dabei!“

„Ach, wiſſen Sie! Und dieſe Ideen jetzt!“ bemerkte Frau Berger. „Mein Mann hat doch neulich einen Niederlagenarbeiter wegſchicken müſſen? Anſtatt

zu arbeiten, betrank er ſich und hat dann den anderen Arbeitern und Lehrlingen ſozialiſtiſche Vorträge gehalten. Natürlich machte denen das Spaß . . . Es war der pure Unfug!“

„Ach! Es iſt ja heutzutage gar keine Religion mehr unter den Leuten!“

Als dies Thema abgehandelt war, baten die Damen Martha und Gretchen Martens vierhändig drinnen im Zimmer zu ſpielen.

Die Melodieen ſummten ſie mit und gewiſſe Lieblingsarien aus ‚Don Juan‘ und ‚Figaro's Hochzeit‘ ſangen ſie leiſe beim Klirren der Nadeln.

„Ah, Mozart!“

„Haben Sie neulich Bulß im ‚Don Juan‘ gehört?“

„Ach ja! Ich finde, das iſt ſeine beſte Rolle!“

„Ah, in ‚Hans Heiling‘ müßten Sie ihn erſt ſehen!“

„Nun! Und der ‚fliegende Holländer‘!“

„Wagner mag ich nicht!“

„Höchſtens der ‚Lohengrin‘!“

„Ja, das iſt echte, deutſche Muſik!“

Dann kamen ſie auf die unvermeidlichen Dienſtboten. Dann wurde die neueſte Mode vorgenommen, und von da aus fand ſich unſchwer eine Gelegenheit auf allerlei Familiengeſchichten, Haushaltsangelegenheiten, Verlobungen, Liebſchaften und Hochzeiten zu kommen.

Und das war eigentlich der Kernpunkt der Unterhaltung.

Dieſer Geſprächſtoff pflegte eigentlich Frau Berger, ſoweit er ſich nicht auf Dienſtboten, Kindererziehung und Haushaltsangelegenheiten bezog, ein wenig zu langweilen. Die romantiſche Seite dabei war ihr gänzlich unintereſſant. Sie ſaß dann ſchweigend da und nur ab und zu ſah ſie die andren mit ihren ruhigen, kalten Augen beinah verwundert an, als ob ſie von Dingen ſprächen, von denen ſie nicht das Mindeſte verſtände.

Im Grunde fehlte es ihr auch an Verſtändnis für Angelegenheiten, bei denen Gefühl und Leidenſchaft ins Spiel kamen. Außerdem gab es da gewiſſe Verdammungsurteile, denen gegenüber ſie ſich ſeit einiger Zeit auch aus anderen Gründen ſchweigſam verhielt.

Sie vermochte ſich für Kleiderſtoffe, Damenhüte, Kochbuchrecepte, Abendgeſellſchaften und dergleichen lebhaft zu erwärmen, aber Hochzeiten, Verlobungen und Liebſchaften kamen für ſie nur inſoweit in Betracht, als ſie unter den Geſichtspunkt von Ausſtattungen, Tafelgeſchirr, Toiletten und Menus geſtellt werden konnten, denn ſie liebte es über alles zu ſprechen, was irgendwie mit Aufwand und Repräſentation in Zuſammenhang ſtand.

Wenn etwas im Stande war, ihr die Langeweile beim Anhören jener Geſpräche zu verſcheuchen, ſo waren es die eifrigen Geberden, die roten Geſichter, der lebhaftere Gang der Unterhaltung, welche bewieſen, daß die Damen ſich bei ihren Kaffeeviſiten gut unterhielten.

Das Gespräch wurde jetzt übrigens in einem eifrigen Flüstertone gehalten und fast nur in Interjektionen geführt.

Frau Schiering, die stets mit einer unglaublichen Menge von Neuigkeiten aufzuwarten verstand, die sie, trotzdem sie so von ihrem Hausstand in Anspruch genommen war, doch noch aufzutreiben Gelegenheit fand, war so eifrig geworden, daß sie sogar eine Weile ihre Stricknadeln pausieren ließ.

Frau Berger lud Rudolf, der heute, weil Gretchen Martens da war, aus dem Contor weggeblieben, ein, mit den jungen Damen hinten im Garten Pflaumen zu pflücken.

Die beiden jungen Damen leisteten dieser Aufforderung nur ungern Folge.

Sie hatten vorhin ein paar Bücher in Goldschnitt mit aus dem Zimmer gebracht und waren eifrig dabei, sich die Illustrationen zu besehen.

Um so angenehmer war diese Aufforderung für Rudolf, der sich entsetzlich gelangweilt hatte.

Von Gretchen Martens fühlte er sich sehr enttäuscht.

Das heißt, eigentlich war er gar nicht in der Stimmung, sie zu beachten. Er fand sie auf's Geradewohl langweilig und nannte sie ein Pensionsdämchen.

Deshalb verdroß es ihn auch, wenn Martha sich ab und zu von dem Buche aufrichtete und ihm verstohlen zublinzelte. Dann blickte auch Gretchen Martens auf, sah sie verwundert an und wurde rot.

Rudolf fand das ungeheuer töricht.

Sie erhoben ſich und gingen hinunter in den Garten. Martha und Gretchen gingen Arm in Arm, plauderten und kicherten, während Lena ſtill neben ihnen herging.

Rudolf merkte, wie die beiden ſie vernachläſſigten und ſpürte ein Verlangen, ſie deshalb zu brüskieren. Jedenfalls nahm er ſich gleich vor, Lena gegen ſie in Schutz zu nehmen.

So verſuchte er gleich auf dem Wege zum Obſtgarten mit ihr allein ein Geſpräch anzuknüpfen, ohne die Anderen zu beachten.

Sonderbarerweiſe wußte er aber nicht recht, womit er beginnen ſollte, und ſo ging er nur ſtill neben ihr her, während er ärgerlich ſeine Cigarrette zerpflückte.

Als ſie aber hinten im Garten waren und er oben im Baum auf der Leiter ſtand, reichte er Lena abſichtlich immer die erſten und beſten Pflaumen und freute ſich ſehr, als er bemerkte, wie das die beiden anderen verdroß.

„Komm herunter! Wir mögen keine Pflaumen mehr!“ rief Martha.

Als er herunterſtieg, merkte er, wie Lena rot geworden war und ihre Augen glänzten und das freute ihn, denn er ſah, daß ſie ihn verſtanden hatte und ihm für ſeinen guten Willen dankbar war.

„Wollen wir Reiffangen ſpielen?“ ſchlug er in einem beinahe ausgelaſſenen Tone vor.

„Es iſt zu warm!“ meinte Gretchen.

„Die Reifen ſind verlegt!“ ſagte Martha ſchnippiſch und warf den Kopf zurück.

„Sie liegen im Gartenhaus! Nun?“

Aber die beiden wandten ſich ab und thaten, als wenn ſie nichts gehört hätten.

Rudolf unterhielt ſich mit ihnen in beinahe ausgelaſſener Weiſe . . .

X.

Als sich die Damen entfernt hatten, begab sich Rudolf wieder hinter in den Garten.

Er war mit sich sehr zufrieden.

Er schlenderte die gelben, sauberen Kieswege entlang und strich im Vorübergehen wie liebkosend an den Büschen hin, die sich von beiden Seiten des Weges gegen ihn herandrängten.

Das Wetter hatte sich abgekühlt.

Hinten im Obstgarten starrte das feine Gewirr der Aestchen oben auf den Baumkronen schwarz und regungslos in den apfelgrünen Abendhimmel hinein. Zwischendurch zeigte sich wie ein zarter, orangefarbener Dunstkreis die runde Mondscheibe.

Hoch oben in dem klaren Blau sich verlierend, kam ganz von fern Schwalbengezwitscher und in den Gärten ringsum sangen laut die Staare in den schönen Abend hinein.

Auf den saftiggrünen, gemähten Grasflächen lagen

in Reihen kleine graugrüne, ſtarkduftende Heuhaufen, in denen die Heimchen ſchrillten. In dem kurz geſchnittenen, ſaubren Gras, das eben von dem alten Hausdiener geſprengt worden war, glitzerten überall Waſſertröpfchen in der Abendſonne.

Rudolf hatte ſich lange nicht ſo wohl gefühlt wie an dieſem Abend.

Die geheime Unruhe, die ihn in der letzten Zeit gequält hatte, die ganze innere Verbitterung der letzten Wochen war verſchwunden. Er fühlte ſich ſo frei und ſo leicht, als wenn gar nichts vorgefallen, als wenn alles in beſter Ordnung wäre.

Die Notwendigkeit mit ſeinen jetzigen Verhältniſſen zu brechen, die ihm in der letzten Zeit zuweilen aufgedämmert war, und die ihn ſeltſamerweiſe ſo beunruhigt hatte, ſchien völlig beſeitigt zu ſein.

Wenn noch irgend eine Empfindung augenblicklich in ihm lebte, die mit alledem in Beziehung ſtand, ſo war es eine Art Schadenfreude über den Verdruß, den er den beiden „Gänschen" vorhin hinten im Garten in Lena's Gegenwart bereitet hatte.

Hinten beim Stacket, das den Obſtgarten gegen den Ziergarten abgrenzte, blieb er ſtehen und lugte zwiſchen den Himbeerbüſchen hindurch.

Es war ihm, als ſähe er beim Gartenhaus ein helles Kleid zwiſchen dem Grün durchleuchten.

Als er genauer hinſah, bemerkte er Lena, die auf einer Bank dem Pflaumenbaum gerade gegenüber ſaß.

Er betrachtete ſie eine Weile.

Es war wohl in dieſem Augenblicke das erſte Mal, daß er in dieſer Weiſe auf ſie achtete.

Sie ſaß läſſig gegen die Bank zurückgelehnt.

Ihr dichtes Haar, das ſie hinten mit einer roten Schleife zuſammengebunden hatte, hob ſich dunkel gegen ihr helles, leichtes Sommerkleid ab. Die Zweige eines Apfelbaums bogen ſich nach vorn über ihren Kopf weg und die Schatten ſeines Laubes ſpielten leiſe über ihr Geſicht.

Die Schleife vorn an ihrem Halſe und ihre leichte, zierliche Haltung gaben ihr etwas Zartes, Mädchenhaftes, das ſonſt nicht ganz in ihrem Weſen lag.

Die Hände hatte ſie auf dem Griff eines gelben Spankörbchens gefaltet, das ſie auf ihrem Schooße hielt.

Einen Augenblick zögerte Rudolf noch, dann öffnete er die niedrige Lattenthür des Stacketes und trat in den Obſtgarten.

Langſam ſchritt er auf ſie zu.

Als ſie ihn kommen hörte, ſchrak ſie leicht zuſammen und ſah in die Höhe.

Sie wurde über und über rot.

Sie hatte wohl eben an ihn gedacht.

„Die Leiter . . . ich hatte vergeſſen, die Leiter fortzunehmen!“

Er war, noch etwas verlegen, zu dem Pflaumenbaum getreten und machte ſich mit der Leiter zu ſchaffen.

„Ich . . . ich möchte noch Pflaumen pflücken zum Abendeſſen.“ Sie lächelte.

Sie hatte ſich ſchnell mit dem Körbchen erhoben.

Ohne ein Wort zu erwiedern, lehnte Rudolf die Leiter, die er eben hatte fortnehmen wollen, wieder an den Baum und kletterte ſchnell hinauf, möglichſt hoch, ſo daß ſein Oberkörper ganz von dem Laube verdeckt wurde.

Lena war, etwas in Verwirrung, an den Baum herangetreten.

„Du haſt ja . . . ich meine . . . die Pflaumen von vorhin nicht gegeſſen?“

Oben im Baume rauſchte es. Lena ſah hinauf.

„Die Pflaumen?“

„Ja! Sie liegen ja im Graſe!“

Lena lächelte.

„Doch! Sie haben mir gut geſchmeckt!“

„Fang auf!“

Ein paar Hände Pflaumen praſſelten in das Spankörbchen, das ſie mit ihren ſchlanken Armen zu ihm hinaufhielt.

Rudolf war jetzt kühn noch höher in den Baum hinaufgeklettert. Die Leiter hatte er verlaſſen und ſtand nun auf den Aeſten. Einen Augenblick glitt er aus und es ſchien, als wenn er das Gleichgewicht verlöre.

Lena ſtieß einen halben Schreckensruf aus.

„Ach! Es iſt nichts!“

Er lachte laut auf.

Er wußte nicht: er fühlte ſich ſo glücklich.

„Komm herunter! Das Körbchen iſt voll!“ mahnte ſie ängſtlich.

„Voll?“

Er war tiefer geklettert und bückte ſich, indem er ſich an den Zweigen feſthielt, hernieder.

Sein Geſicht, von der Anſtrengung errötet, kam zwiſchen dem Laub zum Vorſchein. Sie hielt ihm das Körbchen hinauf, und er ſah hinein.

Sie ſahen ſich ein paar Augenblicke voll an.

„Noch zwei Hände!“

Er kletterte ſchnell wieder in die Höhe und ſchüttelte den Baum.

„In Acht nehmen!“

Eine ganze Menge Pflaumen plumpten jetzt in das Gras. Lena bückte ſich und ſammelte ſie in das Körbchen.

„Jetzt kannſt Du aber kommen! Es iſt ganz voll!“

Lachend ſtieg er die Leiter herunter.

Sie bückten ſich und aßen zuſammen von den Pflaumen, die im Graſe umherlagen.

Ab und zu ſahen ſie ſich mit einem halben Lächeln an, als wenn ſie ſich gegenſeitig ausforſchen wollten, wie ein Pärchen, das mit einander geſchmollt hat und nun im Begriffe ſteht, ſich zu verſöhnen.

Rudolf wollte erfahren, ob auch nichts mehr von jenem unangenehmen Auftritt neulich Abend in ihrer Erinnerung haften geblieben wäre, und Lena ſah ihn an mit dem Gefühle eines warmen, erwachenden Vertrauens und eines gewiſſen Mitleides, der furchtbaren Erfahrungen wegen, die er in ſeinem nächſten Angehörigenkreiſe hatte machen müſſen. Und dann wußte

ſie auch ſeinen guten Willen zu würdigen, welcher ihr heute Nachmittag den kleinen Triumpf verſchafft hatte.

Und wie ſie ſich gegenſeitig ſo verſtohlen beobachteten, da wußten ſie, wie ſie zu einander ſtanden.

Rudolf überkam eine unbändige Heiterkeit, er fühlte ſich ſogar ausgelaſſen.

Er hatte eine Raupe gefunden und wollte ſie ihr auf das Kleid ſetzen.

Sie kreiſchte auf und floh vor ihm her leichtfüßig die Gartenwege hin. Endlich hatte er ſie eingeholt. Er ſchlang den Arm um ihre Taille und küßte ſie, die die Arme vor dem heißen Geſicht kreuzte und ſich lachend ſträubte. Und dann ſtanden ſie da und ſahen ſich lachend, im Uebermaaße ihres Glückes, an.

„Willſt Du ſchon nach vorn gehen?“ fragte er ſie, als ſie eine Bewegung zum Ziergarten hin machte.

Lena blieb, noch ſchweratmend und erhitzt vom Laufen ſtehen, ohne zu antworten.

„Gottſeidank, daß die Tanten fort ſind! Man iſt immer froh, wenn man das Geſchwätz nicht mehr anzuhören braucht!“

Und nun fingen ſie an miteinander zu plaudern, als wenn ſie ſchon lange miteinander vertraut wären ...

„Willſt Du Dich nun immer noch bei Nacht und Nebel von uns fort machen? Wie?“ fragte er ſie nach einer Weile.

„Nein!“

Er nahm ihre Hand und drückte ſie.

Sie verſtanden ſich.

Vorn vom Hauſe kam jetzt Martha's und Walters Stimmen. Sie ſtritten wohl um etwas.

Sie lauſchten.

„Wir müſſen beide zuſammenhalten, ſiehſt Du!“

Sie nickte leicht, machte leiſe ihre Hand los und ging, ſich die Haare glattſtreichend, mit ihrem Körbchen ſchnell durch den Ziergarten vor in das Haus.

Rudolf ſah ihr nach, bis ſie in der Veranda verſchwand und dann ging er weiter hinter in den Garten.

Ganz hinten, dicht bei der Mauer, lag mitten in Schneeball- und Fliederbüſchen auf einem kleinen Schneckenberge eine kleine, runde, ganz von Pfeifenkraut überwucherte Laube, die nach dem Felde zu offen war.

Dort ſetzte er ſich nieder und ſah über die Mauer hinweg in die Landſchaft hinein.

Drüben am Horizonte hob ſich die breite, ſchwarze Maſſe eines Parkes in ſcharfen Umriſſen gegen den Abendhimmel ab, der dicht darüber in breiten, langen Streifen lila und violett gefärbt war.

An der Stelle, wo die Sonne untergegangen war, zeigte der Himmel einen ſatten, kupferroten Farbenton, der in ein zartes Staubgelb und dann in einen meergrünen Ton überging, der ſich dann in das tiefe Blau des Himmels verlor.

Stahlblaue Wolken mit grellen, kupferroten Rändern unten zogen ſich langgeſtreckt über den Park hin. Darüber ſchwammen zart kupferrote Flockenwölkchen mitten im klaren, reinen Blau.

Ueber den Park hervor ragte ein rotes, sauberes Ziegeldach und ein Stück blendend weißer Façade.

Von weitem lärmten Kinder und bellten Hunde.

Unten pfiff ein Junge dicht an der Gartenmauer vorbei. Ein schwergeladener Wagen knarrte langsam und schwerfällig vorüber.

Ab und zu zwitscherte ein Vogel.

Ein paar Frauen mit blauen Schürzen arbeiteten noch zwischen braungelben Düngerhaufen auf dem Felde, das an den staubgrauen Feldweg stieß.

In der immer stärker werdenden, stillen Dämmerung wechselten fortwährend die Farben. Die Baumstämme wurden rötlich-braun. Ein Stück Haideland zeigte lange violette, grüne und dunkelbraune Farbenstreifen.

Hinter einem dunkelschwarzen Bretterzaun hervor kam lang und schmal, ein goldiger Wasserstreif an einer hellgrünen Ackerfläche hin. Dahinter lagen in dichten, grünen Gärten weiße Villen, die sich scharf gegen den schwarzen Park dahinter abhoben. In der ganzen Landschaft herrschte eine wohlige Feierabend-stille, aus der sich scharf und deutlich jedes Geräusch abhob.

Eine Krähe krächzte. Ein kleiner, schwarzer Vogel strich pfeilschnell vorbei.

Es war bereits dunkel geworden, ehe Rudolf die Laube verließ.

Noch nie war er so glücklich gewesen. . . .

Nach dem Abendessen war Lena oben im Corridor mit dem Herrn Kandidaten zusammengetroffen, der sich eben in sein Zimmer begab.

Sie mußte lächeln, als er ſie grüßte.

Das hatte ſie ſonſt nie gethan, obgleich er immer etwas ſpaßhaft war.

Aber heute fühlte ſie ſich ja ſo wohl. . . .

Als der Herr Kandidat in ſeiner Stube ſaß, mußte er eine Weile an dies Lächeln denken und er ſeufzte, als er ſeine Bücher hervorlangte.

Um die weißgelbe Glocke ſeiner Arbeitslampe ſammelten ſich Motten, dickköpfige Nachtſchmetterlinge und zartgrüne, dünnleibige Eintagsfliegen mit ſchillernden, durchſichtigen Flügeln und goldigen Perlenäuglein.

Im Garten ſangen die Staare und der Springbrunnen plätſcherte auf die ſechs Badeengel herab.

Im Verandazimmer unten wurde auf dem Pianino geſpielt und gelacht, und dazwiſchen kreiſchte Fräulein Marthas Papagei.

Ja! Dieſes Lächeln . . .

Aber der Herr Kandidat war an dergleichen gewöhnt und an das Reſignieren auch . . .

Er bückte ſich tiefer über ſeinen Tacitus.

Und allmälich belebten ſich ſeine ſchüchternen, kurzſichtigen Augen hinter der Brille, auf ſeine ſchmalen Backen trat eine leichte Röte und ſeine magere Bruſt krümmte ſich über die Tiſchplatte.

Nun gehörte er ganz und gar dieſen lieben, alten, ſchweinsledernen Folianten, und die ganze, ſtille Seligkeit bemächtigte ſich ſeiner, von der Herr Berger ſich ſo gar keinen Begriff machen konnte . . .

XI.

Herr Berger ſaß eines Morgens unter der Veranda, wo er ſeinen Kaffee einzunehmen pflegte, bevor er ſeinen gewohnten Morgenſpaziergang durch die Feſtungsglacis machte.

Als ihm das Hausmädchen die Zeitung brachte, griff er mit einer gewiſſen Haſt danach und ſtudierte ſofort die Marktpreiſe.

„Vierzig! Vierzig! Der Kaffee ſteht auf vierzig! Haha!“ ſprach er mit großem Behagen vor ſich hin und ſein breites, rotes Geſicht ſtrahlte über und über. „Und er wird noch mehr ſteigen! Er wird ganz beſtimmt noch mehr ſteigen!“

Herr Berger ſchmunzelte vor ſich hin und zählte an den Fingern.

„Ja! In vierzehn Tagen iſt Lieferungstermin! Wartet nur, ihr Monsieur's Hamburger! Ihr werdet Augen machen, haha!“

Er nahm einen Schluck Kaffee und gönnte ſich

dann noch einmal den Genuß, die Preiſe zu überfliegen, aber er that dies, ganz erfüllt von dem freudigen Vorgefühl des beträchtlichen Gewinns, den er zur Zeit der Kriſis haben würde, mit einer gewiſſen, ſeligen Gedankenloſigkeit.

In dieſem Augenblicke trat Rudolf auf die Veranda, um ihm „Guten Morgen" zu wünſchen.

„Da! Da ſieh' mal, Junge!" rief Herr Berger, indem er Rudolf die Zeitung über den Tiſch hin zuſchob. „Sieh Dir mal dieſe Kaffeepreiſe an! Verſtehſt Du? Das iſt Gold! Das bedeutet Gold!"

„Ja, ja!" machte Rudolf zerſtreut, indem er die Zeitung aufnahm und einen flüchtigen Blick auf die Kourſe warf.

Er befand ſich noch in der freudigen Gemütsſpannung jenes glücklichen Abends, welche ihn ſeine ganze Umgebung faſt völlig vergeſſen ließ. Es war ihm zu Mute, als wenn er jeden Augenblick aufjauchzen könnte.

„Gold! Pures Gold! Hehe!" machte Herr Berger, indem er ſich nach dem Kaffee eine Cigarre anzündete und ſeitwärts zu Rudolf hinblinzelte.

„Wieſo?" fragte Rudolf, indem er ein gewiſſes Intereſſe heuchelte, um ſeine Zerſtreutheit zu verbergen.

„Wieſo? Nun!" . . .

„Alle Welt ſpricht doch gegenwärtig von einer bevorſtehenden Kaffeekriſis und iſt entſetzt darüber, wie rapide die Kourſe ſteigen!"

„Na, Wir brauchen uns, Gottſeidank! keine grauen Haare über dieſe furchtbare Kriſis wachſen zu laſſen!

Wir haben unſer Schäfchen auf's Trockene gebracht!“ begann Herr Berger mit einer gewiſſen Geſchwätzigkeit.

Die ſichere Ausſicht, in kurzer Zeit eine bedeutende Summe gewonnen zu haben, erfüllte ihn mit einer ſolchen überſtrömenden Freude, daß er jedem Kinde, den Spatzen über ihm, die ſich in dem ſonnigen Weinlaube der Veranda umherzankten, alles erzählt haben würde.

„Aber, wie . . .“

„Nun! Paß mal auf, mein Junge!“ ſagte Herr Berger, indem er näher an Rudolf heranrückte und ihm ein paar mal mit ſeiner runden, roten Hand auf die Schulter klopfte.

„Ich hatte ſchon lange unter der Hand von ein paar Geſchäftsfreunden erfahren, daß die Kaffeeernte eine ſchlechte ſein werde und ſich in H. ein paar große Firmen aſſociert und ſämmtliche Kaffeevorräte aufgekauft hätten. Die Leute machen nun die Preiſe und haben den Markt in Händen und zwar ſchon ſeit langer Zeit. Jetzt, wo ſie nun auch alle noch vorhandenen Vorräte von der vorigen Ernte aufgekauft haben, ſchrauben ſie natürlich die Kourſe in die Höhe und es giebt einen gehörigen Krach!“

„Das iſt aber eine Gemeinheit!“ ſagte Rudolf, der ſich allmälich zu intereſſieren anfing.

„Inwiefern Gemeinheit?!“ fragte Herr Berger, ein wenig ernüchtert, mit einem beinahe naiven Erſtaunen.

„Gemeinheit? Es iſt eine geſchickte, kaufmänniſche Manipulation! Ganz infame Kerls ſind das! Ganz

geriſſene Kerls! Es iſt einfach ein kaufmänniſcher Genieſtreich! Sie verdienen Millionen dabei!“

Gegen Ende ſeiner Rede war Herr Berger wieder in helle Begeiſterung geraten.

„Aber ſo und ſo viele Geſchäfte werden wiſſentlich dadurch ruiniert!“

„Ja, lieber Gott!“ ſagte Herr Berger gedehnt und zuckte die Achſeln. „Das iſt ihre Schuld! Moral! Moral! Das iſt ja ganz ſchön! Moral muß ja ſein! Aber in der Praxis iſt das immer noch etwas anderes. Warum haben ſie ſich nicht vorgeſehen? Ein geſcheidter Kaufmann muß eben eine feine Naſe haben! Siehſt Du, und wenn die Dein Vater nicht gehabt hätte, mein Junge! ſo lägen wir ſo gut drin wie hundert Andre! Aber ſo haben wir unſer Schäfchen in's Trockene gebracht. Ja, das kann man wohl ſagen! So haben wir unſer Schäfchen in's Trockene gebracht! Hehe!“

„Aber wie haſt Du's denn gemacht?“

„Na, die Geſchichte war nicht ſo einfach!“ antwortete Herr Berger ſchmunzelnd. „Im Gegenteil, es war hölliſch compliziert, und ich muß geſtehen, daß ich ein paar Mal hölliſche Angſt bekam, es könnte kippen. Jedenfalls, ſobald ich erfuhr, daß die Ernteausſichten ſchlecht werden würden, und daß die Leute den Markt in Beſchlag genommen hatten, ſuchte ich hier, als die Kourſe eben zu ſchwanken anfingen und noch kein Menſch eine Ahnung hatte, die Leute zu beruhigen, indem ich mich ſtellte, als wüßte ich ganz genau Beſcheid. Ich gab meine Meinung dahin ab, daß das

Steigen der Kourſe nicht anhalten könnte. Ich hätte Nachricht, daß die Ernteausſichten gut wären u. ſ. w. Es gelang mir eine Menge Vorräte aufzuſtapeln, die ich damals noch verhältnismäßig billig bekam. Nun, wo die Kourſe ſteigen . . . verſtehſt Du?“

„Ja, genau! Aber . . .“

Rudolf war dabei, vor innerer Aufregung den Zeitungsbogen zu zerknillen.

„Das iſt auch eine Gemeinheit willſt Du ſagen! Nicht wahr?“

„Nun! Wenigſtens . . . hm! Ich meine: es iſt eben auch nicht gerade correkt!“

Herr Berger ſah ihn eine Weile mehr ärgerlich als zornig an. Es verdroß ihn nicht ſowohl, daß ſein Sohn ihm einen derartigen Vorwurf gemacht hatte, als vielmehr, daß Rudolf ein ſo ſchlechter Kaufmann ſei.

„Es iſt egoiſtiſch!“ ſetzte Rudolf hinzu, durch die Miene ſeines Vaters gereizt.

Sie befanden ſich ſchon lange in einem geſpannten Verhältnis. Das geringfügigſte Wort, irgend eine Miene konnte Anlaß zu Streitigkeiten geben.

„Egoiſtiſch! Rede nicht ſo dumm! Was verſtehſt Du denn davon! Das hat vom Leben noch keine Ahnung und ſpricht von egoiſtiſch! Lerne nur erſt mal das Leben kennen und dann maaße Dir ein Urteil an! . . . Wozu hat ein Menſch ſeine fünf geſunden Sinne? Daß er ſie gebraucht, und je beſſer er ſie gebraucht, um ſo beſſer geht's ihm! Wenn's die Anderen auch ſo haben wollen, können ſie ſich ja ebenſo

anſtrengen! So wird ſchon jeder zu dem Seinigen kommen und nur die Schwächlinge bleiben nach. Kraft regiert die Welt, mein Junge!“

„Das iſt der craſſeſte Materialismus!“

„Ach, ſieh doch! Wie klug Du biſt! . . . Materialismus! Redensarten! Dumme Redensarten! Was heißt Materialismus? Was iſt damit geſagt? Gar nichts iſt damit geſagt! Dadurch wird das Ding nicht beſſer und nicht ſchlechter! . . . Pfropf Dir nur den Kopf recht voll mit den Redensarten! Da kannſt Du's noch weit bringen als Kaufmann!“

„Ich denke, man kann ein tüchtiger Kaufmann werden, ohne ſich durch fünf, ſechs Bankerotte, in die man andere ſtürzt, zu bereichern!“

Rudolf war feuerrot geworden.

Herr Berger ſah ihn eine Weile finſter an, dann ſagte er:

„Du biſt ja ein netter, junger Mann! . . Mach, daß Du auf das Contor kommſt!“

„Mit dem Schlingel werden wir noch etwas erleben,“ ſagte er vor ſich hin, als Rudolf ſich trotzig erhob, um in die Stadt zu gehen.

„Aber wenn ich nur wüßte, wer ihm dieſe Sperenzien beibringt!“

Er griff nach Hut und Stock und brach ziemlich mißgelaunt zu ſeinem Morgenſpaziergang auf.

Auf dem Wege zur Stadt bereute Rudolf einen Augenblick ſeine Heftigkeit, die ihn den Reſpekt vor dem Vater hatte vergeſſen laſſen.

Aber dann fiel ihm sein ganzes Verhältnis zu seinen Angehörigen wieder schwer auf das Herz.

Ja, er hatte zu ihnen nicht die mindesten inneren Beziehungen . . .

In einer trüben Stimmung kam er auf dem Contor an. Er fand hier das Personal in der größten Aufregung und merkte sofort, daß sich etwas Ungewöhnliches ereignet hatte.

Vor dem Eingange zu der einen Niederlage drängten sich die Leute, gestikulierten und redeten eifrig aufeinander los.

Ein paar Männer rannten die schmale Holztreppe hinauf, die zu der Kammer des alten Vollholz führte.

Er begegnete Stützer, der seit einiger Zeit im Geschäft war.

Mit seinen Arbeiten war es sonderbarer Weise nicht recht nach Wunsch gegangen und in einer halben Verzweiflung hatte er sich, auch um seine Mutter etwas zu beruhigen, entschlossen, Kaufmann zu werden.

„Nun?"

„Der alte Vollholz hat sich zu Tode gestürzt!"

Ein paar Minuten später waren sie oben in der Kammer des alten Hausfaktotums.

Es war ein kleiner, dumpfer Raum, der durch ein kleines, viereckiges Fensterchen, dessen Scheiben durch Staub und Schmutz ganz blind waren, kaum erhellt wurde und in welchem den ganzen Tag über nur ein trübseliges Dämmerlicht herrschte.

Die niedrige Decke, der Fußboden, der Tisch, die paar wackligen Holzstühle, auf denen allerlei Sachen

in völliger Unordnung umherlagen: alles ſtarrte von Schmutz und Staub, denn Niemand hielt bei dem alten Manne Ordnung.

Die Leiche lag im Hintergrunde des Zimmers auf einem ungeordneten Bett. Unter dem von Schmutz ganz ſchwarzen, überall durchlöcherten Laken ſah das Stroh aus einem alten, mürben Strohſacke hervor.

Die Leiche lag ſteif, bereits erkaltend, in groben, grauen Arbeitskleidern lang auf dem Laken. Die harten, ſchwieligen Hände, in welche ſchwarze Schmutzrinnen gleichſam eingebrannt waren, hatten ſich zuſammengekrümmt. Das ſchmutzige, ungewaſchene Geſicht, das einen nicht unintelligenten Ausdruck hatte, war gedunſen, und unter den weißen, dichten Kraushaaren hervor zog ſich ein ſchmales, geronnenes Blutgerinſel am Ohr entlang über die Schläfe und Backe hin.

„Er war wieder total betrunken!“ ſagte einer von den Arbeitern, die am Bett ſtanden.

„Er wollte einen Sack heraufſtragen und da iſt er ausgeglitten und hat ſich das Genick gebrochen.“

Das enge, trübſelige Zimmer war wieder voller Menſchen, die neugierig die Bettſtelle umſtanden und mit einander flüſterten.

Rudolf kannte das Zimmer.

Er war früher öfters hier oben geweſen. Es machte nämlich ihm und Martha ein beſonderes Vergnügen zu Weihnachten dem alten Vollholz einen großen Korb mit Aepfeln, Nüſſen und Pfefferkuchen und das Geld hinaufzutragen, das er jede Weihnachten von Herrn Berger bekam.

Das war freilich ſchon lange her! . . . Sie fanden den alten Mann dann immer ermüdet von der Arbeit die Woche über und von den vielen Beſorgungen und Wegen, die er vor den Feiertagen für Frau Berger und das Geſchäft hatte machen müſſen, im Halbſchlummer am Tiſch vor einer kleinen, trüben Lampe ſitzen, die ein gelbes Licht auf ſeinen alten, weißen Kopf und ſeine faltigen, geflickten Rockärmel legte.

Es roch dann immer nach Schnaps und ſchlechtem Tabak in der alten Budike und es war ſo beängſtigend dumpf und unheimlich.

Aber doch hatten ſie den Alten gern, denn er unterhielt ſie und fertigte ihnen allerlei Spielzeug.

Rudolf erinnerte ſich, daß er ihnen bei ſolchen Beſuchen zuweilen mit einem gewiſſen Stolze Briefe gezeigt hatte. Sie waren mit einer ſauberen Handſchrift geſchrieben, und ſeine Söhne wünſchten ihm darin glückliche Feiertage und ein paar Mal war auch von Geld die Rede, um das ſie ihn angingen.

„Ja, er iſt Lehrer, ſeht ihr, ja!“ hatte der Alte dann in ſeiner langſamen, ſtumpfen Sprechweiſe geſagt und ſeine trüben, entzündeten Augen hatten dabei geglänzt, „ſie haben's zu was gebracht, die Schlingel ja! Haben mich aber einen ſchönen Pfennig Geld gekoſtet! — Und brauchen ihren alten Vater immer noch, ja! . . . Aber ſie ſchämen ſich meiner! Ja! . . Sie ſchämen ſich meiner!“

Das hatten ſie damals alles nicht verſtanden.

Später hatte Rudolf mehr über den Alten gehört. Er hatte früher in guten Verhältniſſen gelebt und

alles an ſeine beiden Söhne gewendet, die auch beide in gute Lebensſtellung gekommen waren noch vor dem Zuſammenbruch ſeines Vermögens. Aber dann hatten ſie ihn vergeſſen und er mußte auf ſeine alten Tage wieder arbeiten.

Dennoch hatte er aber eine geradezu unſinnige Liebe zu ſeinen Jungens, und dieſe hielt ihn auch aufrecht. Es war bei ihm geradezu zur Manie geworden, jeden Pfennig zurückzulegen für ſie, damit er ihnen noch einmal etwas hinterlaſſen könnte. Da er Eſſen und Trinken aus Frau Bergers Küche bekam und keine Bedürfniſſe hatte, konnte er alles zurücklegen.

Nur zuweilen mußte er ſich einen kleinen „Pfiff" gönnen, denn es kamen ihm manchmal wohl allerlei Gedanken . . .

Rudolf erinnerte ſich, wie er einmal einen ſauberen, feſtgenähten Geldbeutel aus einer Ecke vorgezerrt und auf den Tiſch geſtellt hatte, und dieſer Geldſack war faſt ganz mit Silber- und Goldmünzen angefüllt geweſen.

„Das ſollen ſie mal haben, ja! . . . Sollen ſie mal haben!" und dabei hatte er gelacht und mit ſeinen dicken, hornigen Fingern in dem Gelde herumgewühlt.

Nun lag er da . . .

„Du, das war auch eine Exiſtenz! Herrgott!" ſagte Rudolf leiſe zu Stützer, der neben ihm ſtand.

Er hatte ſich an dem Rockärmel etwas beſchmutzt und reinigte die Stelle mit der Hand. Es fiel ihm auf, wie fein ſein Rock war und wie wenig er zu dieſer ſchmutzſtarrenden, traurigen Umgebung paßte.

Er ſah ſich um.

Die Arbeiter und ein paar Lehrlinge und Commis ſtanden noch bei der Leiche.

Er hatte einen Augenblick das wunderliche Gefühl, als wenn ſie ihn alle mit feindſeligen Blicken anſähen.

Er ging ſchnell hinunter in's Contor.

In dem langgeſtreckten, grüngeſtrichenen Raum mit ſeinen tintenbeklexten Pulten, ſeinen abgenutzten, lederbezogenen Drehſeſſeln und dem ewigen, faden Bureaugeruch herrſchte ein graues, gleichmäßiges Licht, ein Herbſtlicht, in dem alle Formen und Farben klar, ſcharf, deutlich dem Auge ſich aufdrängen.

Draußen auf dem Hofe konnte Rudolf durch das Fenſter jede von den vielen Radſpuren deutlich ſehen, welche ſich die heißen Tage über von den Laſtwagen tief in den ſonnendurchwärmten Aſphalt gedrückt hatten.

An den hohen, nüchternen Façaden der Hinterhäuſer und Niederlagen war jede noch ſo kleine ſchadhafte Stelle zu erkennen. Aus ein paar Küchenfenſtern hingen gerupfte Gänſe heraus, die eine deutliche, ſcharfe Saffranfarbe zeigten und an deren Leib man jede Pore zählen zu können glaubte.

Hinten bei den Niederlagen waren Säcke mit Erbſen und Linſen aufgeſtapelt. Einer war aufgegangen. Blaue, weiße, gelbe Tauben, untermiſcht mit Spatzen, pickten eifrig dort herum.

An den Niederlagen wurden Fäſſer in die Höhe gewunden von Arbeitern in blauen und roten Hemden. Gleichmäßig quietſchte und knarrte der Flaſchenzug, und die Leute riefen von unten und oben einander zu.

Dann kam ein Drehorgelſpieler auf den Hof, der das jüngere Perſonal in Aufregung verſetzte. Es wurde gelacht, geſchwatzt, Witze wurden geriſſen und das ſo wie ſo träge Federgekritzel pauſierte wieder einmal.

Einer von den jüngeren Commis prügelte ſich ſcherzhafter Weiſe mit dem „jüngſten Stifte“ herum, der ſich Cigarren aus einer der vielen Kiſtchen, die in Regalen über den Pulten an der Wand hin ſtanden, genommen hatte, um ſie heimlich auf den Geſchäftsgängen zu rauchen, die er den Tag über, die ſchwarze Ledermappe unterm Arm, in der Stadt zu machen hatte.

Das Geſpräch, das Rudolf mit ſeinem Vater gehabt hatte und dann der unerwartete Anblick der Leiche oben mochten wohl Schuld ſein, daß ihm das alles, was ſich in dieſem gleichmäßig, unbarmherzigen Lichte um ihn her bewegte und hören ließ, ſo mechaniſch, thöricht und zwecklos vorkam.

Er ſollte eine Reihe Zahlen addieren, aber er war ſo zerſtreut, daß er, wenn er halb fertig damit war, die Summe ſchon wieder vergeſſen hatte.

O, das konnte alles nicht ſo bleiben! Das mußte eine andere Wendung nehmen, wenn er ſich nicht aufreiben ſollte . . .

In dieſer Stimmung begab er ſich am Abend mit Stützer zu Kemnitz.

Dieſer Abend ſollte verhängnisvoll für ihn werden . . .

XII.

Am Abend ſaßen ſie wieder alle drei beieinander in ihrem „hiſtoriſchen Zimmer“, wie ſie halb im Ernſte, halb im Scherz Kemnitz' Stube getauft hatten.

Unten in dem alten Dongarten war der Herbſt mit ſeinen hundert Farben eingezogen.

Eine wahre Flut von hellen, luſtigen Farben umſpülte das ernſte, graue Mauerwerk.

Da leuchteten die roten Traubenfrüchte der Ebereſchen. Die ſchwarzen Stämme und Aeſte waren wie von einer zarten, durchſichtigen Wolke berufteinfarbener Blätter umhaucht. Von einer Säule des Kreuzgangs zur anderen zog ſich das ſattrote Laubgewinde des wilden Weines.

Da gab es Gelb, Rot, Braun, Grün in den verſchiedenſten Abtönungen.

Alle Wege lagen voll welken Laubes. Ueberall Laub! Eine wahre Flut bunten, welken Laubes, aus dem ſich nur ſcharf und maſſiv die Baumſtämme und

hier und da ein alter, ſchiefer, moosgrüner Grabſtein, ein paar immergrüne Tannen und Lebensbäume und epheuüberſponnene Grabhügel herausgehoben. Auch ein paar ſpäte Herbſtblumen, Aſtern und Georginen waren noch da.

Ein paar einſame Sonnenſtrahlen, die ſich gegen Abend noch hatten zur Geltung bringen können, hatten vorhin noch ein Scheinleben in dieſen verlorenen, weltabgeſchiedenen Winkel gebracht und ein paar goldige Lichter in das matte, welke Laubwerk gelegt, in dem nur noch eine Heerde Spatzen und ein paar Meiſen umherzwitſcherten.

Aber jetzt hatte das Dunkel der Herrlichkeit ein Ende gemacht und nur die mattroten Fenſter der Kirche warfen ihren Schein hier und da in das Laub.

Im Dom wurde Abendgottesdienſt gehalten, und die Klänge der Orgel kamen gedämpft mit dem Geſange der Gemeinde zu den drei Freunden herauf.

Das Geſpräch wollte unter ihnen heute gar nicht recht in Gang kommen.

Die Anſtrengungen, die Kemnitz machte, es zu beleben, verfingen nicht. Es wollte ſich heute nicht die rechte, gewohnte Begeiſterung einſtellen.

Kemnitz, der immer das Bedürfnis hatte ſich mit etwas zu beſchäftigen, wurde durch die allgemeine Schweigſamkeit ganz nervös, trippelte von einem Fleck zum andren und nahm bald dies bald das zur Hand.

Stützer lag lang auf dem Sopha und lauſchte auf die Orgel und die dünnen Fiſteltöne des Geſanges.

Rudolf ſaß mit aufgeſtütztem Kopf regungslos am Fenſter und ſtarrte in die kalte, graue Dämmerung unten.

„Aber Kinder! So ſeid doch nicht ſo fürchterlich ſtumpfſinnig!“ ſagte Kemnitz, der in ſeiner Verzweiflung angefangen hatte, die Bücher auf ſeinem Pulte zu packen.

„Es iſt unſere letzte Zuſammenkunft! Uebermorgen ſoll ich nun reiſen und . . .“

„Dieſe ewige Singerei!“ rief Stützer, ohne auf Kemnitz zu achten und ſprang in die Höhe.

Der Kirchengeſang machte ihn ganz nervös.

„Hm, hm!“

Kemnitz war etwas verdrießlich, ſo rückſichtslos unterbrochen worden zu ſein.

„O, es war ſonſt immer ſo ſchön!“ begann er wieder nach einer Weile, während der keiner von den beiden Anderen ein Lebenszeichen von ſich gegeben hatte, in halber Verzweiflung. „Ich weiß nicht: wir haben gar nicht mehr die Begeiſterung wie früher!“

„Hört, hört! — Sehr wahr!“ rief Stützer, der ſich wieder zurückgelegt hatte. „Berger! Schnauf' doch nicht ſo!“

„Ach was! Ich ſchnaufe gar nicht!“

„Na ja! Na ja! — Nun fangt doch lieber gleich an, euch auch noch zu zanken!“

Wieder trat Stillſchweigen ein.

Es war heute wirklich ſchrecklich.

Im Zimmer wurde es immer dunkler. Von drüben

war nur der schläfrige Ton der Orgel und der Gesang zu hören.

„Sagt mal! Hieß Schiller mit Vornamen Wilhelm?“ rief auf einmal Stützer.

„Na, hör mal!“

„Nein, faktisch! Es fuhr mir eben durch den Kopf! ... Ich bin ... ich will Mops heißen, wenn ich's jetzt weiß!“

„Nein, nein! Du! ... Mit Dir ist's heute geradezu beängstigend!“

Kemnitz hatte sich bemüht das in einem scherzenden Tone zu sagen und zu lachen.

„Und sterbe ich noch heute,
So bin ich morgen tot,
Hm, hm, hm, hm, hm, hm, hm ...“

Stützer hatte das vor sich hingesummt mit halbgeschlossenen Augen, während ein Lächeln um seinen Mund spielte. Ohne die Anderen zu beachten, sah er gerade vor sich hin, als erscheine ihm eine schöne Vision und seine sonst etwas rauhe Stimme hatte einen weichen Klang.

Kemnitz seufzte.

„Du, Berger! Mach das Fenster zu! ... Das ist ja nicht zum Aushalten!“

Rudolf schloß das Fenster und Kemnitz zündete endlich die Lampe an.

Sie rückten am Tisch zusammen.

„Es ist am Ende gar nicht schwer einzuseh'n,“ fing endlich Kemnitz an, indem er seiner Stimme einen gewissen Schwung zu geben suchte, „woher unsere

jetzige Mißſtimmung kommt! Was wir immer wünſchten, iſt eingetreten: wir ſind frei und könnten nun etwas für unſere Ueberzeugungen thun! Aber wir müſſen uns, wenn wir ehrlich ſein wollen, eine gewiſſe Inconſequenz eingeſtehen!“

„Ja, wir reden und reden nur immer!“

„Ja! Das iſt wahr!.. Wir haben immer große Tiraden gegen die Lüge gehalten und ſind eigentlich gar nicht dazu berechtigt; denn wir ſtecken ja ſelbſt noch bis zu beiden Ohren in der Unwahrheit, und das iſt es, was uns im Geheimen beunruhigt!“

Stützer hatte ſich aus ſeiner bequemen Stellung erhoben und nahm an dem Geſpräche Anteil.

Wieder trat eine Pauſe ein.

Aber diesmal war es kein Schweigen der Langenweile und inneren Unzufriedenheit, denn der Gedanke, den Kemnitz eben angeregt hatte, brachte ſie zur Sammlung.

„Vor allem müſſen wir uns auf einen Punkt hin prüfen: ob wir auch wirklich den Mut haben, wahr zu ſein!“

Kemnitz hatte dieſe Worte mit einer ſcharfen, beſtimmten Betonung geſprochen, und eine feierliche, ernſte Stimmung kam über ſie.

Sie fühlten alle, daß ſie jetzt an einem Punkte angelangt waren, wo ſie eine Entſcheidung für ihr zukünftiges Leben treffen mußten. Sie hatten eine dunkle Empfindung, daß ſie an einem neuen Abſchnitt in ihrem Leben angelangt waren, und daß dieſer die Zeit der Selbſtbeſtimmung und des Handelns ſei.

Sie hatten die Empfindung, die an jeden Menſchen in dieſem Alter herantritt, wenn er nicht ſtumpf hingelebt, ſondern ſich bemüht hat, Grundſätze und Ideale zu gewinnen, nach denen ſich ſein Leben regeln ſoll.

Sie fühlten, daß ihr bisheriges Leben halb und halb nur ein Spiel, eine Traumwelt geweſen ſei, und daß ſie nun vor ernſte Entſcheidungen geſtellt waren.

Vielleicht rührte ihre augenblickliche Unruhe daher, daß ſie voraus ahnten, daß ſie genötigt ſein würden, viel, ſehr viel von ihren Träumen und Ideen aufzugeben . . .

Stützer hatte jetzt aufmerkſam zugehört, und Rudolf war ſo bei der Sache, daß er Herzklopfen bekam.

Für einen Augenblick war es wieder ſo ſtill, daß man draußen das Raſcheln des welken Laubes im Domgarten hören konnte.

„Und es iſt doch gut, es iſt wirklich gut, daß wir vor meiner Abreiſe noch einmal darauf zu ſprechen gekommen ſind! . . . Ja, es iſt unbedingt nötig, daß jetzt etwas geſchieht!“

Kemnitz hatte nun die ganze Feierlichkeit wiedergewonnen, die er immer bei dieſen Gelegenheiten zu zeigen pflegte.

„Wir haben eigentlich bis jetzt ſozuſagen immer nur ein äſthetiſches Verhältnis zu unſeren Ideen gehabt. Wir müſſen jetzt eine praktiſche, ſozuſagen ethiſche Stellung ihnen gegenüber einnehmen! Das iſt der große Unterſchied!“

„Wir werden ſie bis zum Aeußerſten vertreten!“

Rudolf, der leicht Feuer fing, geriet in helle Begeisterung. Er fühlte sich wie von einem unangenehmen Drucke befreit. Nun war es wieder wie sonst, wo ihnen das Blut in die Backen stieg, ihre Augen leuchteten und sie sich an ihren eigenen schönen Worten berauschten . . .

„Sehr schön! Aber nur ruhig! . . . Nicht so hochmütig! Das ist leicht hingesagt! Aber zunächst kommt es darauf an, was das denn eigentlich zu bedeuten hat! Darüber müssen wir uns vor allem klar werden; und dann wollen wir uns fragen, ob wir das noch können!“

Die beiden anderen bemerkten bei Stützer wieder das ironische Lächeln, das ihm fast zur anderen Gewohnheit geworden war.

„Was das zu bedeuten hat?“

„Jawohl!“

„Nun, nun . . . das . . .“

„Jawohl, daß ist gar nicht so leicht einzusehen!“

„Ja, Du hast Recht, mein lieber Georg!“

Kemnitz, der die kleine Schwäche hatte, sich bei solchen Gelegenheiten gern reden zu hören, war schon lange etwas ungeduldig gewesen.

„Ueber das alles müssen wir uns gründlichst klar werden! Also! Ich meine nun . . .“

„Nun, wir waren uns doch bis jetzt immer darüber klar, daß wir, der eine mit dem Worte, der andere mit der That dafür eintreten wollten!“ warf Rudolf unwillig und etwas gereizt dazwischen.

„Ganz recht! Hm! . . . Aber es frägt sich nun,

ob jeder einzelne von uns die Fähigkeit und alle erforderlichen Eigenschaften dazu wirklich hat! Und es frägt sich, oder es ist vielmehr gar keine Frage, daß wir bei uns selber anfangen müssen und das, was wir theoretisch erkannt haben, bei uns in Praxis umsetzen. Da ist nun nicht zu läugnen, daß wir kaum einige Erfolge haben!"

„Es frägt sich z. B., ob wir alle den nötigen Mut haben, um das alleräußerste zu wagen! Z. B. Du, Berger!" fragte Stützer.

„Das hab' ich doch gedacht, daß Du wieder damit kommst!"

Rudolf wandte sich mit feuerrotem Kopfe Stützer zu.

„Es scheint Dir ein merkwürdiges Vergnügen zu machen, wenn Du mich fortwährend damit reizen kannst!"

„Es fällt mir nicht ein, Dich reizen zu wollen! Ich meine nur, wir haben alle unsere Fehler und ich halte Dich nun allerdings nicht für consequent und mutig genug. Du bist ein ganz famoser Kerl, aber . . ."

„Nun, und ihr sollt doch sehen! Ihr sollt sehen!" rief Rudolf mit bebender Stimme und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Nun ja! Wir wollen sehen!"

„Aber . . . Hm! Es handelt sich doch eigentlich gar nicht so sehr darum," fing Kemnitz wieder an, „daß wir alle öffentlich für unsere Ideen thätig sind, sondern, daß ein jeder von uns sich im täglichen Verkehr wahr giebt, so giebt, wie er ist. Das ist schon etwas anderes und sehr viel wert!"

„Gewiß! Weiter mein' ich auch nichts! . . . Nehmen wir aber einmal ein Beiſpiel! . . . Wir ſind alle drei im Sinne der Kirche ungläubig, können ihre Dogmen nicht anerkennen! . . . Wir lügen nun, wenn wir mit dieſer Geſinnung uns noch evangeliſch nennen und wär's auch blos in einer öffentlichen Statiſtik. Wir thun das nur, um auf eine bequeme Art allerlei empfindlichen Unbequemlichkeiten aus dem Wege zu gehen, alſo aus einer gewiſſen Feigheit, die uns unmöglich wäre, wenn wir wirklich feſte Charakter wären! . . . Kannſt Du das, Berger! . . . Ich meine, kannſt Du Dich entſchließen aus der Landeskirche auszutreten?"

Rudolf, den das zweifelhafte Lächeln Stützers, da er heute auch ſonſt ſehr reizbar war, auf das Aeußerſte empörte, ſprang jetzt in die Höhe und ſchlug wieder auf den Tiſch.

„Ich kann's! Ich kann's! . . . Ihr werdet ſehen, daß ich's kann!"

„Aber mein lieber Georg!" wandte ſich Kemnitz an Stützer. „Erlaube mir eine Frage! Kannſt Du es denn?"

„Ja!"

Stützer ſah ihm ruhig in die Augen.

„Ich kann's und werde es noch in dieſen Tagen thun. Ich habe mir's feſt vorgenommen, um doch an einem Punkte anzufangen!"

„Ich thu's mit! Ich thu's mit! Wir gehen zuſammen!" Rudolf war außer ſich. Seine Backen glühten wie im Fieber.

„Ich trete mit Dir aus, Stützer!“

Er war auf Stützer zugetreten und hielt ihm die Hand hin.

Stützer ſah ihn eine Weile wie erſtaunt an und dann legte er ſeine kühle Hand in Rudolf's heiße.

„Weißt Du, das hätte ich Dir nicht zugetraut!“

Rudolf ſchüttelte ihm, ohne in ſeiner Aufregung antworten zu können, in einem fort ſo lange die Hand, bis es Stützer zu viel wurde und er ſie ihm entzog.

Kemnitz betrachtete Rudolf mit einem eigentümlichen Blick und lächelte.

Es fiel den Andern, namentlich Rudolf, ſofort auf, daß ſeine Stimme einen harten Klang hatte, als er ſich jetzt zu Rudolf wandte.

„Das iſt ein ſchöner Entſchluß und es gehört auch Mut dazu, großer Mut, außerdem eine reife Ueberlegung. Man kann ſo einen Entſchluß nicht aus dem Stegreif faſſen! Es giebt dabei viel zu bedenken! Sehr viel!“ . . .

„Nun, und Du?“

„Ich werde daſſelbe thun, wenn ich völlig ſelbſtſtändig bin. Vorläufig bin ich noch gezwungen, auf meine Angehörigen Rückſicht zu nehmen. Wenn es mit Leidenſchaft und gutem Willen ſchon gethan wäre! . . . Aber ich thue dergleichen erſt, wenn ich ganz gewiß weiß, daß ich allen Conſequenzen gewachſen bin!“

Rudolf und Stützer wußten gleich, daß das ein verſteckter Vorwurf war.

Das war ſo Kemnitz' Weiſe. Er drückte ſich in

ſolchen Fällen immer mit einer, wie es ſchien, ihm angeborenen Diplomatie aus.

Stützer lächelte ſtill vor ſich hin und betrachtete ſeine Fingerſpitzen. Rudolf wollte wieder hitzig werden, aber er hielt an ſich, als er Stützer ruhig bleiben ſah.

„Aber euer Entſchluß iſt ſchön und eigentlich iſt damit der erſte Schritt zu allem weiteren gethan. Wir kommen auf dieſe Weiſe wirklich zu praktiſchen, poſitiven Reſultaten!“

Kemnitz' Worte fügten ſich bei ſolchen Gelegenheiten leicht zu einer Rede und ſo nahmen ſie auch jetzt, als er weiter ſprach, einen oratoriſchen Schwung an.

Endlich ſchloß er:

„Ja! Wir können dieſe Zuſammenkunft als eine der wichtigſten, für die wichtigſte anſehen, die wir gehabt haben, denn jetzt iſt aus dem Spiele Ernſt geworden! Ernſt!“

Rudolf ärgerte ſich im Stillen über die Betonung, die er auf das „Ernſt“ legte.

„Ich kann wohl ſagen, daß ich nie in ſo gehobener, zuverſichtlicher Stimmung abgereiſt bin, wie diesmal!“

Bis in die Nacht hinein blieben ſie nun zuſammen und redeten, wie Stützer das zuweilen nannte, „in Zungen“.

Als ſie ſich endlich trennten, ſagte ſich Rudolf, daß es nie ſo „ſchön“ geweſen ſei wie heute, nie! . . .

XIII.

Es war einer der letzten, freundlichen Herbsttage, der für Rudolf verhängnisvoll werden sollte.

Er hatte sich mit Stützer früher als das übrige Personal auf dem Contor eingefunden.

Sie liebten es, sich auf diese Weise täglich früh und Nachmittags ein Stündchen zu machen, wo sie ungestört plaudern konnten.

Rudolf, der in etwas übermütiger Laune zu sein schien, machte zwischen zwei Pultplatten allerlei turnerische Uebungen.

„Ach, ich kann Dir sagen: ich bin so froh! . . . Ich fühle mich so leicht! Merkst Du nicht auch? Mir ist so, als wenn ich mich in den letzten Tagen sehr geändert hätte!"

„Allerdings! Du bist bedeutend gesprächiger geworden!" antwortete Stützer ruhig, der sich damit unterhielt, daß er mit einem Federmesserchen von gebrauchten Stahlfedern die angetrocknete Tinte abkratzte.

„Nicht wahr? Ganz anders muß ich geworden ſein!“

Rudolf war zum Fenſter getreten und ſchien jetzt angelegentlich die Arbeiter zu beobachten, die bei den Niederlagen beſchäftigt waren.

„Du! Der Herr Paſtor war nicht ſchlecht erſtaunt!“

„Ja ja!“ machte Stützer ziemlich gleichgültig und blies den abgekratzten Tintenſtaub von den Fingern.

Für ihn war die Sache abgethan und er hielt es deshalb für überflüſſig noch unnütz Worte darüber zu verlieren.

„Sag mal! Haſt Du es denn Deinen Eltern ſchon geſagt?“

„Meinen Eltern?“

Die Frage war eine Verlegenheitsfrage geweſen, das merkte Stützer ſofort an dem etwas kleinlauten Ton.

„Ja, Deinen Eltern!“

Stützer knippſte ſein Meſſerchen zu und ſah ihn an.

„Nein, bis jetzt noch nicht!“

Rudolf vermied ſeinen Blick. Er hatte ſich über ſein Pult gebückt und malte große, kalligraphiſche Buchſtaben auf ein Stück Papier.

„Aber das hätte doch das erſte ſein müſſen, was Du thateſt!“

„Ja, ſieh mal . . .“

Er bückte ſich tiefer über ſein Papier und machte ſich an einer Arabeske zu ſchaffen.

„Meiner Meinung nach iſt die Angelegenheit erſt ganz in Ordnung, wenn Du Deinen Eltern und allen,

die Dir nahe ſtehen, gegenüber frei bekennſt: ſo und ſo ſteht es mit mir!“

„Ja! Da haſt Du Recht! Aber . . .“

„Sieh mal! Dann hat die Sache ja erſt ihren ganzen, vollen, moraliſchen Wert. Ich habe es ſofort für meine Pflicht gehalten, meine Mutter in Kenntnis zu ſetzen, ſchon als ich den Entſchluß gefaßt hatte. Sie hat auch alles eingeſehen und ſtimmte mir ſofort bei!“

„Ja! Deine Mutter iſt ja in dieſer Beziehung ſehr verſtändig! Sie läßt ſich überzeugen. Das iſt aber bei meinen Eltern, namentlich bei meinem Vater gar nicht der Fall! Ein paar Mal habe ich allerdings einen Anſatz gemacht, ihm alles zu ſagen! Aber! . .“

„Nun, einmal müſſen ſie's ja doch erfahren?“

Stützer zuckte die Achſeln.

„Und dann denk' mal, wie ſchwer das iſt! Ach, es iſt gar nicht leicht, gar nicht! Mein Vater hat ja im allgemeinen ziemlich freie Anſichten, aber . . . Na! Du kannſt Dir ja denken!“

„Ja, die Herren ſind ſehr ſchlau und praktiſch!“

„Gewiß! Na ja, ſiehſt Du! Ich weiß ja,“ ſetzte er hinzu, als er bemerkte, daß Stützer wieder ein wenig ſpöttiſch die Achſeln zuckte, „es iſt eine gewiſſe Schlaffheit von mir! Aber, ich muß ſie erſt noch überwinden! . . . Sagen thu ich's ihnen ja natürlich auf jeden Fall!“ . . .

Aber Rudolf ſollte das gar nicht nötig haben.

Noch an demſelben Tage erhielt Herr Berger einen Beſuch, der ihn in das größte Erſtaunen verſetzte.

Er war eben im Begriff ſich von ſeinem Mittags-ſchläfchen zu erheben, als er draußen von der Veranda her eine wohllautende Stimme ſagen hörte: „Ich bedauere! Nicht wahr, ich ſtöre Herrn Berger?“

Er hörte ſeine Frau antworten und im nächſten Augenblicke kam Walter in das Verandazimmer geſtürzt.

„Du! Papa, Papa!“

„Was giebt's denn?!“

Herr Berger, der ſchnell zum Spiegel getreten war und ſich bemühte, ſein ſpärliches Haar, das durch den Schlaf in Unordnung geraten war, ſchnell zu glätten, wandte ſich vom Schlafe noch leiſe ſchnaubend und ſchweratmend mit ſtarren, noch ein wenig trüben Augen verdrießlich zu Walter

„Nun thu doch nicht ſo geheimnisvoll! Was giebt's denn alſo!“

„Papa! Der Paſtor! Der Paſtor!“

Walter war dicht an Papa herangetreten.

„Na ja! Welcher Paſtor denn?“

„Paſtor Höpfer!“

„Paſtor Höpfer? . . . Hm! Hm! . . . Was will der denn? . . . Wir haben ja doch Niemand bei ihm in der Confirmationsſtunde?“

Draußen auf der Veranda hörte er jetzt wieder die tiefe, wohllautende Stimme, die ſich in einem gleichmäßigen und ſehr gewandten Tone hören ließ, zuweilen von Frau Berger unterbrochen. Sie ſprachen im gedämpften Tone, wahrſcheinlich, weil ſie annahmen, daß Herr Berger noch ſchlafe.

„Mach, daß Du hinauskommſt und ſage, ich ſtände

ſofort zu Dienſten!“ flüſterte Herr Berger Walter beinahe gereizt zu.

Dieſe Gereiztheit galt aber weniger Walter, obgleich er ſich fortwährend kichernd um Papa herum zu ſchaffen gemacht und überhaupt ſich ſehr unnütz benommen hatte, als vielmehr eigentlich dem Herrn Paſtor, weil er ihn im Mittagsſchlaf geſtört und dann, weil Herr Berger immer eine gewiſſe Verlegenheit nicht unterdrücken konnte, die ihn merkwürdiger Weiſe immer dann überkam, wenn er mit Paſtoren, überhaupt mit ſtudierten Leuten zu thun bekam.

Dieſe Verlegenheit war eigentlich etwas Abnormes bei Herrn Berger, denn es war ſonſt eine ſeiner glücklichſten Eigenſchaften, daß er durch nichts in Verlegenheit gebracht werden konnte.

„Hm! Hm!“

Er ſtrich noch einmal über ſeine Kleider, warf noch einen Blick in den Spiegel und öffnete dann die Thür.

Von ſeiner „Verlegenheit“ war jetzt keine Spur mehr vorhanden, außer etwa einem ein wenig gezwungenen Lächeln, als er Herrn Paſtor Höpfer mit der ausgeſuchteſten Höflichkeit einlud, näher zu treten.

Dieſer Einladung kam der Herr Paſtor denn auch ſofort nach einer kurzen Entſchuldigung gegen Frau Berger nach.

„Wollen Sie freundlichſt entſchuldigen, verehrter Herr Berger, daß ich Ihre Zeit auf ein paar Minuten in Anſpruch nehme!“

„O, bit—te!! ... Wollen Sie die Güte haben, Platz zu nehmen?“

„Danke!“

Der Herr Paſtor ließ ſich lächelnd in den angebotenen Seſſel nieder, nachdem er ſeinen ſchwarzglänzenden, eigentlich gar nicht paſtoralen Cylinder vorſichtig niedergelegt hatte.

Herr Paſtor Höpfer machte überhaupt eher den Eindruck eines weltgewandten Geſellſchaftsmannes. Es hätte ſchon ein guter Beobachter ſein müſſen, der ihm ſeinen Stand auf den erſten Blick angemerkt hätte.

Sein kurzgeſchnittenes Haar war ſorgfältig geſcheitelt und glatt, an beiden Schläfen nach oben gekämmt. Sein ſchwarzer Kammgarnanzug war durchaus nicht gegen die Mode.

Nur hin und wieder hatte ſeine Stimme jenen Schwung, jenen Anflug von Salbung, der Rednern auch im Privatgeſpräch anhaftet. Das war aber auch das einzige Merkmal, aus dem man auf ſeinen Stand ſchließen konnte. Herr Paſtor Höpfer war übrigens in den beſten Kreiſen der Stadt eine gern geſehene Perſon und zwar nicht allein, weil er in ſie hineingeheirathet hatte — er hatte eine Großhändlertochter mit beträchtlichem Vermögen heimgeführt — ſondern auch, weil er, wie kaum ein anderer ſeiner Collegen es verſtand, gerade in dieſen Kreiſen die allzeit ſchweren Pflichten eines Seelſorgers zu erfüllen.

„Ich würde zu gelegenerer Zeit vorgeſprochen haben!“ begann Herr Paſtor Höpfer, „aber der Ge-

genſtand, über den ich mit Ihnen reden möchte, geehrter Herr Berger, ſcheint mir ein ſo wichtiger zu ſein, daß er meiner Meinung nach nicht frühzeitig genug in Ordnung gebracht werden kann. Sie werden mir ſicher beiſtimmen, wenn Sie hören, um was es ſich handelt!"

Herr Berger ſah den Herrn Paſtor, der bei dieſen Worten eine ſehr ernſthafte, feierliche Miene angenommen hatte, völlig erſtaunt an. Er machte eine gleichſam fragende, ein wenig ungeduldige Bewegung auf ſeinem Stuhl und räuſperte ſich ein paar Mal.

„Ehe ich zur Sache ſelbſt komme, geſtatten Sie mir eine Frage, verehrter Herr Berger! . . . Haben Sie an Ihrem . . hm! . . an Ihrem Herrn Sohne in der letzten Zeit irgend eine Veränderung wahrgenommen?"

„An meinem Sohne?!"

Herr Berger, der ſich bis dahin immer noch in einer halb verlegenen, halb verdrießlichen Reſerve gehalten hatte, ſah Herrn Paſtor Höpfer überraſcht an.

„Eine Veränderung?"

„Ja! Eine Veränderung! Im geiſtigen Sinne meine ich natürlich! Eine Gemütswandlung!"

„Nein, nein!" antwortete Herr Berger aus vollſter Ueberzeugung. „Ich . . ich wüßte wirklich nicht . ."

„Hm, hm!"

Der Herr Paſtor ſchüttelte den Kopf.

Endlich richtete er ſich in die Höhe und machte eine Handbewegung gegen Herrn Berger, als wollte

er ihn im Voraus um etwas um Entſchuldigung bitten.

„Nun, ich will denn lieber gleich zur Sache ſelbſt kommen! Es handelt ſich nämlich um einen Beſuch, den mir Ihr Herr Sohn vor ein paar Tagen machte!“

„Einen Beſuch?“

Herr Berger war jetzt nahe daran, ſeine Faſſung vollſtändig zu verlieren.

„Ja, einen in mancher Hinſicht recht ſonderbaren, mich äußerſt überraſchenden Beſuch! Und zwar machte er mir dieſen Beſuch in Gemeinſchaft eines jungen Mannes, der ihm nahe befreundet zu ſein ſchien und merkwürdiger Weiſe daſſelbe Anliegen hatte!“

„Anliegen?!“

Herrn Bergers Erſtaunen und Ungeduld hatte jetzt ihren Höhepunkt erreicht.

„Ja, ein Anliegen, das mich ebenſo ſehr in Erſtaunen verſetzte, als betrübte . . . Kurz und gut!“

Der Herr Paſtor dämpfte ſeine Stimme noch mehr.

„Die beiden jungen Leute teilten mir mit, daß ſie gekommen ſeien, aus unſerer evangeliſchen Landeskirche auszutreten!“

„Was . . . was . . .“

„Sie brauchen mich nicht zu verſichern, verehrter Herr Berger! Ich konnte mir gleich denken, daß der junge Mann aus eigenem Antriebe gekommen war!“

Der Herr Paſtor, der halb nach der Glasthür

hinſah, die auf die Veranda führte, machte eine beruhigende Handbewegung gegen Herrn Berger hin.

„Das war mir ſofort klar. Das heißt: ich will damit auch nicht geſagt haben, daß ich der Meinung wäre, er habe völlig und nur aus eigenem Antriebe gehandelt. Den Eindruck machte er durchaus nicht auf mich. Und ſehen Sie, verehrter Herr Berger! Gerade dieſer Umſtand iſt es, der es mich als meine Pflicht betrachten ließ, Ihnen eine Mitteilung zu machen. . . . Ihr Herr Sohn iſt ja mündig. Nicht nur äußerlich, ſondern auch in geiſtiger Hinſicht. Er kann frei über ſein Geſchick beſtimmen und ſo könnte nichts ihn hindern, ſeinen betrübenden Entſchluß durchzuführen. Aber gerade eine gewiſſe Unſicherheit, die ich an ihm zu bemerken glaubte, erweckte in mir ſofort die Ueberzeugung, daß er noch in einem inneren Kampfe mit ſich ſelbſt ſei, noch nicht zu einem völlig reifen Entſchluß gekommen, ſondern daß ſein Schritt ein verfrühter, noch nicht recht überlegter ſei.“

Herr Paſtor Höpfer hatte abſichtlich ſo ausführlich und in einem ſo gedämpften Tone geſprochen, da er Spuren einer ſehr heftigen Gemütsaufregung an Herrn Berger bemerkte, die jeden Augenblick zu einem geräuſchvollen Ausbruch kommen konnte. Das wollte er aber um jeden Preis verhüten, da er es am liebſten ſah und für das Geratenſte hielt, wenn die Sache ganz zwiſchen ihnen beiden allein in Ordnung gebracht würde und ſonſt Niemand davon erführe.

„Aber . . . aber das iſt ja der reine Skandal! So ein Schlingel!“

„Bitte, bitte, mein verehrter Herr Berger! Beruhigen Sie ſich doch!“ mahnte der Herr Paſtor mit einem beſorgten Blick nach der Thür.

„Allerdings! Es würde unter anderem auch zu befürchten ſein, daß die Sache offenkundig würde. Es würde nicht zu umgehen ſein und würde ohne Zweifel recht empfindliche Unannehmlichkeiten im Gefolge haben. Das dürfen wir uns nicht verhehlen. Aber vorläufig iſt ja noch gar nichts zu befürchten. Vorläufig iſt die Sache noch zwiſchen uns beiden ein Geheimnis, und ich bin der feſten Zuverſicht, daß ſie das auch ſtets bleiben wird. Denn ich hoffe, daß der junge Mann ſich Ihren väterlichen Ermahnungen nicht verſchließen wird.

Wie geſagt: es iſt für mich außer allem Zweifel, daß der junge Mann irregeleitet iſt. Es giebt ja heutzutage ſo viele bedenkliche Einflüſſe, die von allen Seiten auf einen jungen Mann eindringen und oft genug in einer ſo lockenden und anziehenden Weiſe, daß es nicht allzu verwunderlich iſt, wenn er ſich bethören läßt. Nun, und die Jugend iſt dann ja bald mit Entſchlüſſen fertig! Ich bin überhaupt, verehrter Herr Berger, der Anſicht, daß wir die Sache, ſo bedauerlich und betrübend ſie ja auch an und für ſich iſt, als nicht allzu bedenklich aufzufaſſen nötig haben. Ihr Herr Sohn iſt ein junger Mann von den trefflichſten Eigenſchaften, der vorzüglichſten Gemütsanlage, und wenn er augenblicklich auf einen bedauerlichen Abweg geraten iſt, ſo iſt das ſicher nur vorübergehend. Ich

hoffe von Ihrem väterlichen Einfluſſe das Beſte, das Allerbeſte, verehrter Herr Berger!“

„O, davon können Sie feſt verſichert ſein! . . . Aber nun bitt' ich Sie! Wo in aller Welt hat der Junge das her!“ rief Herr Berger aus, der in ſeiner Erregtheit unwillkürlich dem Herrn Paſtor gegenüber in ſeine etwas legère Sprechweiſe geriet. „Das iſt mir unbegreiflich! Nein unbegreiflich! . . . Nein, ich kann Ihnen gar nicht ſagen, wie fatal mir die Sache iſt, wie fatal! . . . Wirklich äußerſt fatal!“

„Ich begreife vollkommen, wie ſchmerzlich Sie in Ihren väterlichen Empfindungen von dieſem bedauerlichen Vorfall berührt ſein müſſen, verehrter Herr Berger!“ ſagte der Herr Paſtor. „Sie können überzeugt ſein, daß ich Ihnen dieſen Schmerz gern erſpart hätte; aber Sie werden mir zugeben, daß es meine Pflicht war . . .“

„I gewiß, gewiß, Herr Paſtor! Nein, ich bin Ihnen dankbar, kann Ihnen nur aufrichtig dankbar ſein! . . . Hm, hm! . . . Aber, nein, wenn ich blos wüßte, wo dieſer . . wo er das her hat! . . Gewiß treibt er ſich wieder mit irgend ſolcher Geſellſchaft herum. Er hatte ſchon auf der Schule Bekanntſchaften, die mir immer ſehr verdächtig vorkamen!“

Herr Berger war wieder nahe daran, in einen Zornanfall zu geraten.

Dieſe ganze Situation war ihm zu peinlich.

„Von ſelber hat er das ja nicht! Auf keinen Fall iſt er von ſelber auf dieſe Idee gekommen! Hm!“

„Ja, in dieſem Punkte habe ich nun ſo meine

Vermutungen. Ich deutete Ihnen schon an, daß er mit einem anderen jungen Manne zu gleicher Zeit gekommen sei. Aus der Art und Weise ihres Benehmens sah ich sofort, daß sie in freundschaftlicher Beziehung zu einander standen. Der junge Mann ... Stützer hieß er übrigens! Sollte Ihnen der Name vielleicht . . .“

„Stützer?! Was Sie . . . Stützer?! Gewiß! Er gehört zu meinem Contorpersonal! Ah . . .“

„Zu Ihrem Contorpersonal? So! Ah! Sehen Sie, da erklärt sich ja vieles! . . . Ich muß leider sagen, daß der junge Mann keinen guten Eindruck auf mich gemacht hat. Selbstbewußtsein ist eine schöne, eine herrliche Eigenschaft, sobald sie sich mit Bescheidenheit vereint. Aber ich muß sagen, daß diese dem jungen Manne leider in einem bedauerlichen Maaße abging. Er schien mir in jeder Beziehung übermäßig von sich eingenommen zu sein. Begreiflich wurde mir auch sofort aus seinem Benehmen, daß er einen bestimmenden Einfluß auf Ihren Herrn Sohn hätte ausüben können. Er war es eigentlich auch, der die Verhandlung führte und gleichsam mit für Ihren Herrn Sohn sprach. Meine Ermahnungen machten leider für den Augenblick keinen Eindruck auf die beiden jungen Leute.“

„Also der!“

„Aber wie gesagt,“ fügte der Herr Pastor schnell hinzu, indem er sich erhob und nach seinem Hut griff, „schließlich hat die Sache nicht viel zu bedeuten, und ich hoffe, daß die jungen Leute nach ernstlichen

Ermahnungen, wenn ſie die ganze Tragweite ihres Schrittes eingeſehen haben, von demſelben abſtehen werden.

Ihr Diener?“

„Empfehle mich ergebenſt, empfehle mich!“ ſagte Herr Berger, indem er den Herrn Paſtor unter einigen verlegenen Bücklingen zur Thür geleitete. „Und nochmals . . . meinen aufrichtigſten Dank, Herr Paſtor! Meinen aufrichtigſten Dank!“

„Ich bitte Sie! Es war meine Pflicht! . . . . Ihr Diener?“

„Adieu!“

„Hm!“

Herr Berger trat, ſich ſtark räuſpernd, in das Zimmer zurück und rannte, mit hochrotem Kopfe, aufgeregt hin und her.

„Verrückt haben ſie mir den Schlingel gemacht! Rein verrückt! Na warte, Du! Wir ſprechen uns!“

Mit dem Vorſatze, Rudolf ganz gehörig „in's Gebet zu nehmen“, begab ſich Herr Berger zum Contor . . .

XIV.

„Rudolf! Komm doch mal einen Augenblick mit mir hinein!“ ſagte Herr Berger, als er auf dem Contor angekommen war, im Vorbeigehen zu Rudolf.

Rudolf ſah Stützer über das Pult hin an und folgte dann ſeinem Vater in deſſen Privatkabinett, das gleich neben dem Contor lag.

Daſſelbe war ein einfenſtriges, mit einer gewiſſen Eleganz ausgeſtattetes, helltapeziertes Zimmer. Die Gardinen und die Portièren beſtanden aus einem ſchwerem, dunkelbraunen Stoff. Neben dem Fenſter ſtand ein kleines Plüſchſopha mit einem runden Tiſch davor. Das übrige Meublement beſtand aus einem glänzend polierten Zahltiſch, dem Geldſchrank und zwei Bücherſchränken mit Glasthüren und Vorhängen aus dünnem, grünen Tuch inwendig. In dieſen Schränken befanden ſich die alten Geſchäftsbücher und circa 30 Stück Weltadreßbücher. Die eine Wand

wurde faſt ganz von einer mächtigen Wandkarte von Europa eingenommen.

Hier pflegte Herr Berger Geſchäftsfreunde und Kunden zu empfangen.

„Sag' mal, Menſch! Biſt Du denn nur ganz von Gott verlaſſen?!“ begann Herr Berger, als er die Thür hinter ſich zugedrückt hatte.

Rudolf, der ihm unter einigem Herzklopfen gefolgt war, bemühte ſich, möglichſt unbefangen zu erſcheinen.

„Weshalb? Ich verſtehe Dich nicht!“

„Ach was!“

Herr Berger blieb vor ihm ſtehen und ſah ihn feuerrot vor Aerger an.

„Stell' Dich doch nicht ſo dumm an! . . . Spaniſch ſind mir Deine Liebhabereien und Dein ganzer Verkehr ſchon immer vorgekommen: aber daß Du die Sache ſo weit treiben könnteſt, das hätt' ich denn doch nicht gedacht! Nein, da hört ja doch Verſchiedenes auf!“

„Ich . . . ich . . .“

Rudolf, der eine gewiſſe innere Unruhe noch immer nicht unterdrücken konnte, ſtellte ſich unwillkürlich, als wenn er ſeinen Vater nicht verſtände.

Herr Berger betrachtete ihn zweifelnd und ärgerlich.

„Kommt da heute der Paſtor Höpfer zu mir und ſagt mir, Du wärſt zu ihm gekommen mit dem Stützer da, mit dem ich nachher auch noch ein Hühnchen pflücken werde, und hätteſt erklärt, Du wollteſt aus der Kirche austreten. Sag mal, reitet Dich denn nur ganz und gar der Teufel, Du Schlingel?! . . . Das iſt ja doch der reine Skandal!“

Rudolf konnte immer noch nicht recht antworten. Er hatte ſich verfärbt. Jetzt, wo er mit dem Vater über dieſe Angelegenheit verhandeln ſollte, verließ ihn der Mut.

Er hatte ſich die ganze Zeit über, ſeit er mit Stützer bei Paſtor Höpfer geweſen war, bis in's Kleinſte in der Phantaſie die Szene ausgemalt, die er unfehlbar mit ſeinem Vater haben mußte und er hatte die Heldenrolle dabei geſpielt.

Aber jetzt zeigte er keine Spur von dem Mut und der Beredſamkeit, die er in ſeinen Phantaſieen dem Vater gegenüber entwickelt hatte. Er machte ſich Vorwürfe, aber es gelang ihm nicht es weiter zu bringen, als bis zu einem gewiſſen Aerger über ſich ſelbſt.

„Nun? Was kannſt Du dazu ſagen?!.. Nein, dieſe Jungens! Mir nichts, Dir nichts den Beſchluß gefaßt, wir wollen aus der Kirche austreten, und nun hin!“

Herr Berger, der durch Rudolfs Stillſchweigen gereizt, immer mehr in Zorn geriet, fing jetzt an, Rudolf mit allerlei Schimpfnamen zu traktieren.

„Haſt Du denn gar nicht daran gedacht, in was für ein Gerede uns das in der ganzen Stadt bringt, Du Eſel?! Was?!“ ſchrie er endlich. „Derartige Dummejungensſtreiche überſteigen denn doch wahrhaftig alle Grenzen!! Da hört ja doch alle Gemüthlichkeit auf!!“

„Das iſt kein Dummerjungensſtreich, wie Du es zu nennen beliebſt! Das iſt ein wohlüberlegter Entſchluß geweſen!“

Dieſes Schimpfwort und der polternde Zorn ſeines Vaters hatte endlich dem Verdruß Rudolf's Oberhand gegeben über ſeine Befangenheit.

„Ah, noch beſſer! . . . Wohlüberlegter Entſchluß alſo! Wohlüberlegter Entſchluß!“

Herr Berger bekam dieſe Worte, denen er ein kurzes, höhniſches Lachen folgen ließ, kaum über die Lippen.

„Unſinn!! Schweig ſtill, verſtehſt Du?! . . . Es iſt ein Dummerjungensſtreich! Ein ganz grüner Dummerjungensſtreich!!“ ſchrie er.

„Es iſt nicht nötig, daß Du die Sache ſo öffentlich machſt!“

Rudolf's Stimme zitterte vor Verdruß. Der Gedanke, daß das Contorperſonal die Schimpfworte gehört haben könnte, empörte ihn derartig, daß er ganz den Reſpekt vor ſeinem Vater vergaß.

„Ach, Du! Du! . . . Lauter Verdruß hab' ich von Dir! Weiter nichts, als lauter Verdruß! Jetzt braucht nur der Paſtor ein Wort fallen zu laſſen und man hat die ſchönſte Blamage, man kommt in das ſchändlichſte Gerede! . . . Du biſt ein Phantaſt, verſtehſt Du?! . . . Ein ganz verrückter Phantaſt!“

„Gerede! Das ſeh' ich nicht ein!“

„Das ſiehſt Du nicht ein?!“

„Nein wenigſtens nicht, was das Gerede Dir ſchaden könnte!“

„Nun ſeh' einer ſo einen Gelbſchnabel! Er ſieht nicht ein, was mir das Gerede ſchaden könnte!“

„Wenn Du mich fortwährend ſchimpfſt, können wir überhaupt nicht miteinander verhandeln!“

Herr Berger warf ihm einen Seitenblick zu, begnügte ſich aber diesmal mit einem höhniſchen Lachen.

„So! Das Gerede ſchadet mir nicht, meinſt Du?!“

„Nein, denn ich handle hier ganz ſelbſtſtändig!“

„Selbſtſtändig! Selbſtſtändig! . . . Was willſt denn Du von Selbſtſtändigkeit reden! Das iſt ja gradezu lächerlich! . . . Wenn ich Dich nach dieſer Geſchichte im Hauſe behielte, würden die Leute ganz vernünftigerweiſe annehmen, daß ich mit der Sache einverſtanden wäre. Etwa nicht, lieber Herr Sohn?!“

Rudolf ſchwieg.

„Wie biſt Du denn auf dieſe verrückte Idee gekommen?!“

Herr Berger war jetzt etwas ruhiger geworden.

„Es iſt keine verrückte Idee!“

„Ach was! Mach keine langen Umſtände! Wie biſt Du alſo darauf gekommen!“

„Es iſt eine Gewiſſensſache!“ fuhr Rudolf etwas unſicher fort.

„Gewiſſensſache! So, ſo! . . . Hm!“

Herr Berger lachte. Dann machte er eine ungeduldige Handbewegung

„Na alſo?“

Aber Rudolf ſchwieg erſt noch eine ganze Weile ſehr verletzt, ehe er ſich zu erklären begann.

„Ich konnte nicht anders handeln. Ich kann nicht an die Kirchendogmen glauben und weil das der Fall iſt, halte ich es einfach für frevelhaft, für eine

Lüge und Unehrlichkeit, wenn ich trotzdem mich zu irgend einer Confession bekenne. Ich halte das, weil ich eben dabei nicht aufrichtig sein kann, gradezu für eine Sünde! Und deshalb bin ich hingegangen und habe meinen Austritt erklärt!"

„Unsinn! Was das alles für verschrobene, idealistische Auschauungen sind! Der Mosjöh Stützer hat Dir ja den Kopf schön verdreht!"

„Stützer?! Durchaus nicht! . . . Das ist mein eigener, ganz selbstständig gefaßter Entschluß!" antwortete Rudolf in einem Tone, der in seiner Gereiztheit sehr gegen die gefaßte, selbstbewußte Art und Weise abstach, mit welcher er eben seine Erklärung abgegeben hatte.

„Nun, also selbstständig! Hm!"

Herr Berger hielt es aber für nebensächlich, sich auf diesen Punkt weiter einzulassen.

„Also, das waren die Gründe, die Dich zum Austritt aus der Kirche bewogen!"

„Ja, das sind die Gründe!"

„Nun ja, das klingt ja alles recht schön!"

Rudolf zuckte nur trotzig die Achseln.

„Aber siehst Du denn nur gar nicht ein, Mensch! daß das alles der pure, blanke Unsinn ist?! Du hast eben noch nicht die mindeste Lebenserfahrung, das ist die ganze Sache! Ich will noch nicht einmal so sehr dagegen etwas sagen, daß Du mit den Kirchendogmen nicht ganz einverstanden bist! Ich glaube auch nicht alles unbesehens. Ich weiß, daß das Leben noch ganz anders ist. Ich bin durchaus kein Mucker, das weißt

Du! und das verlange ich auch nicht von Dir! . . . Aber deshalb braucht man doch noch lange nicht das Kind mit dem Bade auszuſchütten. Sei doch nur vernünftig, Menſch! und laß mit Dir reden! . . . Jeder mag ſeine Ueberzeugung haben nach Belieben! . . Aber ich möchte wohl mal ſehen, was wir anfangen wollten, wenn wir keine Religion mehr hätten!"

„Du meinſt, wenn wir keine Kirche mehr hätten!"

„Ach was! Wortklaubereien! Das iſt ganz egal!"

„Nein, das iſt nicht egal! Das iſt etwas ganz verſchiedenes! Gegen die Religion wird kein vernünftiger, fühlender und denkender Menſch ſein, wohl aber kann man gegen die Kirche ſein! . . . Die Kirche ſchabloniſiert die religiöſen Gefühle!"

Rudolf's Rede hatte jetzt einen beinahe lehrhaften Ton angenommen. Er hörte ſich mit einer gewiſſen Selbſtgefälligkeit ſprechen.

Herr Berger zeigte aber für ſeine ſchönen Auseinanderſetzungen nicht die mindeſte Empfänglichkeit.

„Ja ja! Mag ja alles ſein!" rief er, indem er in einer für Rudolf ſehr verletzenden Weiſe mit der Hand winkte. „Aber davon verſtehe ich nichts! Jedenfalls finde ich es, gelinde geſagt, lächerlich gegen Einrichtungen ankämpfen zu wollen, die ſo alt ſind, wie die Welt! Ja, wenn es noch alle thäten! Aber einer oder ein paar! das iſt ja Thorheit!"

„Ich halte es für die Pflicht jedes denkenden, ſelbſtſtändigen Menſchen hier nach ſeiner Ueberzeugung Stellung zu nehmen! Es giebt für die allgemeine Sittlichkeit nichts Gefährlicheres als ſolche halben,

halbtoten Einrichtungen, die nicht mehr auf einer lebendigen Wahrheit beruhen!“

Alle die ſchönen Auseinanderſetzungen, die er mit ſeinen Freunden über dieſes Thema ſo oft aus dem Stegreiſe gehabt hatte, kamen ihm jetzt wieder in den Sinn.

Herr Berger war, während Rudolf von ſeiner Begeiſterung hingeriſſen, geredet hatte, fortwährend auf- und niedergerannt, hatte verſchiedene Male heftig mit beiden Händen gewinkt, Geſichter gezogen, als wenn ihm irgend etwas phyſiſchen Schmerz verurſache und hatte in jeder Weiſe ſeine Ungeduld zu erkennen gegeben.

„Ja, ja, ja, ja, ja! ... Ganz ſchön! Ganz ſchön!.. Du redeſt wie ein Buch! ... Aber man erreicht gar nichts, wenn man ſo etwas mit einem Male über den Haufen wirft! Wenn es denn ja geſchehen muß, ſo muß man hübſch langſam vorgehen!“

„Aber es müſſen doch Leute da ſein, die es möglich machen, daß es nach und nach geſchieht ... Davon iſt auch gar keine Rede, daß es mit einem Male geſchehen ſollte und könnte. Das wäre auch Unrecht. Hunderte und Tauſende leben noch geiſtig darin und haben hier einen Troſt und eine Stütze. Aber die anderen, bei denen das nicht mehr der Fall iſt, die lügen, wenn ſie ſich noch dazu bekennen. Und weil heute ſo ſehr viele hierin charakterlos ſind, giebt es ſo viele Gottloſigkeit, Unmoral und Heuchelei!“

„Ja doch! Ereifre Dich doch nicht ſo! Ich verſtehe ja ganz gut! Das mag nun ſein, wie es will! Wir

ſind jedenfalls nicht berufen uns hier die Finger zu verbrennen. Das wollen wir andren überlaſſen!“

„Das iſt eben der große Fehler, dieſe Schlaffheit!“

„Ach was! Du redeſt eben wie Du's verſtehſt! Das iſt nun ſo der Lauf der Welt! Die Intereſſen regieren die Welt! Einzig und allein die Intereſſen! Es liegt aber gar nicht in unſrem Intereſſe hier uns die Finger zu verbrennen! Unſre geſellſchaftliche Stellung hier würde einfach untergraben ſein, und deshalb ſag ich Dir, aus der Sache wird ein für allemal nichts!“

„Es iſt nicht mehr rückgängig zu machen!“

„Nun! Dafür ſoll ſchon geſorgt werden!“

„Aber, ich will es nicht!“

„Du willſt es nicht?!“

„Ich kann auch nicht! Ich habe Dir meine Gründe auseinandergeſetzt und die ſind für mich bindend, um ſo mehr, als nicht allein der Verſtand, ſondern mein ganzes Fühlen und Denken dabei beteiligt iſt!“

„Du kannſt nicht?! Du kannſt nicht?! . . . Du mußt! Verſtehſt Du?!“

Rudolf, der durch den Zorn ſeines Vaters und deſſen kategoriſche Art und Weiſe in ſeinem Selbſtſtändigkeitsgefühl ſich auf das Aeußerſte gekränkt fühlte, zuckte nur die Achſeln.

„Du mußt! Das wollen wir doch einmal ſehen, ob wir Dir dieſe Mucken nicht austreiben können!“

„Nein! Schwerlich!“

„O, Du . . . Du . . . Du dummer Junge!“

Herr Berger, der in einer Stellung vor Rudolf

ſtehen geblieben war, als wenn er ſich jeden Augenblick an ihm vergreifen wollte, ſtotterte vor Wut.

„So . . . ſo ein . . . Starrkopf! Aus dem Hauſe werde ich dich jagen, verſtehſt Du?! Aus dem Hauſe!... Und keinen roten Heller wirſt Du bekommen! Nicht einen roten Heller! Wir wollen doch einmal ſehen! Nun?!“

„Dann werde ich ſelbſtſtändig mir Arbeit ſuchen!“

„Du! Arbeiten!... Was willſt Du denn arbeiten!“

„Das werde ich ſehen!“

„Mit der Feder Deine Ideen vertreten und ſolche Kinkerlitzchen treiben, nicht wahr?“

Rudolf hielt es jetzt für unnötig zu antworten.

„Nun! Hm! . . . Dann höre mein letztes Wort! Thu' was Du willſt! Ich will Dir nicht den mindeſten Zwang auferlegen! Aber das eine ſag' ich Dir: zwiſchen uns iſt es dann aus! In jeder Beziehung! Ein für — al — le — mal! Verſtehſt Du?!

„Das würde mir ſehr leid thun! Wenn Du ein wenig einſichtsvoller wäreſt, dann würdeſt Du einſehen, was Du mir für ein Unrecht thuſt!“

Aber Rudolf's Stimme zitterte doch ein wenig, als er das ſagte.

„Ein für allemal aus! Punktum! Das iſt in allem Ernſte mein letztes Wort hierbei! Du kennſt mich! Nun?!“

Rudolf zuckte die Achſeln.

„Hm! Gut! . . . Geh an Deine Arbeit!“

Als Rudolf in das Kontor zurücktrat, konnte er ein unangenehmes, bängliches Gefühl doch nicht unter-

drücken. Es war nicht zu leugnen. Die Sache ſtand recht kritiſch. Und wenn ſein Vater ſich auch ſonſt oft zu Drohungen hinreißen ließ in ſeinen Zornesaufwallungen, die er hinterher nicht wahr machte, ſo hatte doch diesmal eine unverkennbare Beſtimmtheit in ſeinen Worten gelegen, die das Schlimmſte befürchten ließ.

Rudolfs Märtyrerſtolz war durchaus kein ungetrübter . . .

Hinter Rudolf her rief Herr Berger Stützer herein.

Stützer legte ruhig ſeine Feder auf das Pult und trat, ohne auf die Blicke des Contorperſonals zu achten, die ſich neugierig auf ihn und Rudolf richteten, in das Kabinett, wo er völlig unbefangen bei der Portière ſtehen blieb.

Ein paar Augenblicke rannte Herr Berger ſchnaubend hin und her, ohne Worte finden zu können. Er war ganz blaurot im Geſicht.

Endlich gelang es ihm ſeiner Aufregung einigermaßen Herr zu werden.

„Sie ſind entlaſſen! Ich kann Sie auf meinem Contor nicht mehr gebrauchen!“

Stützer verfärbte ſich.

„Darf . . . Darf ich fragen: warum?“

„Einen Menſchen ohne Confeſſion kann ich auf meinem Contor nicht gebrauchen! Solche Menſchen ſind mir ein für allemal unſympathiſch!“

„Aber hat darüber nicht jeder Einzelne mit ſeinem

Gewiſſen zu entſcheiden? Genügt es nicht, wenn ich mich Ihnen gegenüber geſchäftlich tüchtig erweiſe?“

„Es liegt nicht in meiner Abſicht, mich mit Ihnen in weitläufige Auseinanderſetzungen einzulaſſen! Sie brauchen ſich alſo von Morgen ab nicht mehr einzufinden. Außerdem möchte ich Ihnen noch den guten Rat geben, Ihre Ideen anzubringen wo Sie wollen, aber meinem Sohne nicht den Kopf damit zu verdrehen!“

So hatte denn Herr Berger dieſe Sache in Ordnung gebracht . . .

XV.

Als Stützer am Abend nach Hauſe ging, war er faſt erſtaunt, eine unbeſtimmte Unruhe zu empfinden.

Er zögerte ſogar, zu Hauſe angekommen, einen Augenblick einzutreten. Aber dann machte er eine unwillige Geberde, als wenn er irgend etwas von ſich abſchüttle und trat mit einem mürriſchen Geſicht ein, ohne ſeiner Mutter „Guten Abend“ zu bieten.

Darin fand Frau Stützer noch nichts Auffälliges. Sie war ja daran gewöhnt. Sie wußte nun, daß er nicht geſtört zu werden wünſche.

Sie erlaubte ſich deshalb auch nur einen flüchtigen, beſorgten Blick, als ſie ihr Strickzeug niederlegte und ſich erhob, um ihm ſein Abendeſſen zu bringen.

Sie breitete vor ſeinem gewohnten Sophaplatze ein ſaubres, weißes Tiſchtuch über den Tiſch und ordnete das Abendeſſen.

Finſter, mit gekreuzten Armen, ſah er ihr zu.

Er ſah ihr aber nicht in das Geſicht, ſondern betrachtete nur ihre Hände.

Es fiel ihm mit einem Mal auf, wie ſchmal und mager ſie mit der Zeit geworden waren.

Eben hatte er eine unwillig abwehrende Handbewegung machen und ihr in ſeiner barſchen Weiſe ſagen wollen, daß er heute Abend nicht eſſen möge.

Aber er beſann ſich nun anders und bückte ſich, indem er langſam mit dem Meſſergriff eine Eierſchale zerſtieß, tief über den Teller.

Es überkam ihn eine plötzliche Verlegenheit. Inſtinktiv ſuchte er zunächſt zu vermeiden, daß ſie ihm etwas anmerke.

Sie hatte ſich wieder neben ihn geſetzt und einige Sekunden war es in dem kleinen, dürftigen Zimmer ſo ſtill, daß man weiter nichts vernahm als das Ticken der Uhr und das Klirren des Meſſers und der Gabel.

„Haſt Du keinen Appetit?“ wagte Frau Stützer nach einer Weile mit ihrer leiſen, ſchüchternen Stimme zu fragen, als ſie ſah, daß er das Meſſer hinlegte.

Er antwortete nicht.

„Fehlt Dir etwas?“

Sie hielt beſorgt einen Augenblick mit Stricken inne.

„Nein, nein doch! Ich eſſe ja ſchon!“

Er nahm noch ein Ei und aß es langſam hinter, ohne den mindeſten Appetit . . .

Nach dem Eſſen ſaß er wohl eine Viertelſtunde

lang mit zuſammengezogenen Augenbraunen über einem Buche, ohne ein Wort zu ſagen. Er war nicht im Stande den Zuſammenhang von zwei Zeilen zu faſſen.

Er beobachtete ſeine Mutter.

Das gelbe Licht der Lampe, die ſie ganz nahe gerückt hatte, um ihre Maſchen beſſer ſehen zu können, fiel gerade auf ihr Geſicht.

Und da ſah er plötzlich, wie alt ſie geworden war und wie ſchwächlich. Ihr Geſichtsausdruck war ſo gleichmäßig mild und liebevoll, ein wenig ſchüchtern.

Es war ihr gewöhnlicher Geſichtsausdruck.

Es war gleichſam, als wenn ſie jeden Augenblick, unausgeſetzt, ihm irgend eine Liebe erweiſen wollte, aber zu ſchüchtern ſei, weil ſie befürchtete von ihm abgewieſen zu werden.

Und wieder kam dieſe Unruhe von vorhin über ihn und er fühlte, wie der Trotz, mit dem er gegen ſie ankämpfte, immer mehr ſchwand.

Seinetwegen war ſie ſo leidend. Die fortwährende Sorge um ihn und ſeine Zukunft rieb ſie auf im Stillen. Alles hatte ſie allein zu tragen und ſie war dabei ſo ſchwächlich und leidend.

Er ſchob das Buch bei Seite und ſagte leiſe, halb unwillig, als ob es ihm ſelbſt ihr gegenüber und ſelbſt in dieſem Augenblicke ſchwer ankomme, von ſeinem Thun und Laſſen Rechenſchaft abzulegen, aber von einem plötzlichen, unwiderſtehlichen Mitteilungsbedürfnis erfaßt:

„Ich bin nicht mehr im Geſchäft!“

Frau Stützer, die ſchon lange ſehnſüchtig auf ein Wort von ihm gelauert hatte, ſah mit einem ſchüchternen Blicke zu ihm hin.

Er hielt dieſen Blick nicht aus.

Er war in die Höhe geſprungen und rannte mit nervöſer Haſt in dem Zimmerchen auf und ab, die Fäuſte in den Seitentaſchen ſeines Jaquets geballt, die Blicke unruhig auf den ärmlichen, abgenutzten Teppich geſenkt.

„Ja! Nicht mehr im Geſchäft!“

In der Weiſe, wie er dieſe Worte wiederholte, lag etwas wie ein tiefer, geheimer Schreck über die Angſt, die innere Beſorgnis, die ihr Blick verraten hatte.

O, wenn ſie doch nur ein Wort geſagt hätte, nur ein Wort des Vorwurfs! . . .

„Ach! Es . . . es war ja die reine Willkür! . . . Weil . . . weil ich confeſſionslos . . .“

Er hielt inne, und der Gedanke daran, was für eine Sorgenlaſt ihr ſein Austritt aus der Kirche auf die Seele gewälzt haben mußte, ließ ihn blaß werden und einen kalten Schauer über ſeinen Rücken laufen.

„ . . . confeſſionslos wäre, könnte er mich im Geſchäfte nicht mehr gebrauchen. Als ob das mit meiner Confeſſion etwas zu thun hätte! So ein Unſinn! . . . Er hatte ſelber immer erklärt, daß ich im Geſchäfte tüchtig wäre, und ich habe mir auch gleich von Anfang an alle mögliche Mühe gegeben. Die reine Nichtswürdigkeit, die reine Willkür iſt es! . . . Dabei giebt er ſelber gar nicht ſo ſehr viel auf die religiöſe Ueber-

zeugung. Er glaubt, ich habe Rudolf dazu veranlaßt, aus der Kirche auszutreten. Aber das iſt mir ja doch nicht im entfernteſten eingefallen. Mag doch jeder thun, was er will! . . . Er iſt mit mir hingegangen, das iſt das Ganze!“

Er hatte das, fortwährend auf und ab rennend, oft ſich unterbrechend und überſtürzend in lautem, manchmal bald ſchreiendem Ton hervorgeſtoßen.

Er hatte ein förmliches Bekenntnis gemacht wie vor Gericht und mit allerlei Entſchuldigungen, halb unbewußt, gleichſam um Erbarmen gebeten und zwiſchen ſeinen Worten hervor, hatte es wie ein bittrer, unerträglicher Schmerz geklungen.

Das hatte Frau Stützer auch alles ſofort gemerkt.

„Ja, ja . . . ſie ſind dort auch . . . es iſt wirklich wahr; die Leute ſind manchmal auch zu unvernünftig!“ ſagte ſie mit leiſer, bebender Stimme, indem ſie ihn mit ihren liebevollen Augen anſah.

Er fuhr zuſammen.

Es durchzuckte ihn wie ein Schlag.

Sie wollte ihn tröſten. Herrgott! Sie wollte ihn auch noch tröſten! . . .

Dieſes „auch noch“ fuhr ihm jetzt erſt auf einmal klar durch den Sinn, denn bis dahin hatte er ſich im Grunde an dem Geſchehenen keinerlei Schuld beigemeſſen.

Aber jetzt, jetzt kam es plötzlich ganz merkwürdig über ihn; ein ganz eigenes, ſonderbares Gefühl!

Und da geſchah etwas, was bis dahin bei ihm ganz unerhört war.

Er ſtürzte vor dem Sopha neben ihr nieder, drückte das Geſicht in das Polſter und ſchluchzte laut auf, fortwährend mit leiſer, erſtickter, kaum vernehmbarer Stimme ſie anrufend.

Frau Stützer beugte ſich ſchnell zu ihm hinüber und ſtreichelte ihm mit ihrer mageren, leichten Hand ſanft über ſein blondes Haar.

„Aber Georg! Ich bitte Dich, lieber Georg!“

„Weißt Du, Mutter! Das beſte wär', wenn . . . wenn ich gar nicht exiſtirte!“ ſprach er mit dumpfer Stimme in das Polſter hinein.

„Aber . . . O mein Gott! Wie kannſt Du das nur ſagen! . . . O, mein Gott!“

„Ich werde ja mein Lebtag unglücklich ſein und andre unglücklich machen! . . . Ich bin keiner, der in die Welt paßt!“

„Mein Gott! . . . Sprich doch nur nicht ſo! O, ſprich doch nur nicht ſo!“

Sie weinte.

„Ich bin andren nur zur Laſt! Solche Menſchen ſind ganz überflüſſig!“

„Nein, dieſe Menſchen! Wie ſchändlich doch die Leute auch manchmal ſind!“ rief die arme Frau Stützer, die ernſtlich gegen Herrn Berger, ſoweit ihr dies nur möglich war, in Zorn geriet.

„Als ob es Deinem Prinzipal etwas angeht, was Du denkſt, wenn Du nur Deine Schuldigkeit thuſt! Nein, die Menſchen ſind wirklich zu ſchlecht, zu ſchlecht! Was machſt Du Dir denn aber ſolche Sorge darum,

mein Junge! Wir wollen ſchon ſeh'n! Wir wollen ſchon ſeh'n!"

In Frau Stützer's Worten hatte zuletzt ſo etwas wie eine ſtille Freude gelegen. Und in der That empfand ſie auch eine ſolche Freude, ſo große Sorge ihr auch dieſer unangenehme Vorfall in betreff Georg's Zukunft bereitete.

Dieſer Beweis ſeiner Liebe, dieſer plötzliche, mächtige Zärtlichkeitsausbruch that ihr unendlich wohl. So hatte er ſich noch nie ihr gegenüber gezeigt.

„Laß das nur gut ſein!"

Sie rückte ihren Stuhl dicht an das Sopha heran und beugte ſich zu Georg hin.

Sie lächelte, und ihre feuchten Augen leuchteten in einem ſtillen Glanze.

„Sei ſtill, mein lieber Junge! Sei ſtill!

Im Uebermaaße ihrer ſtillen Freude hatte ſie all' ihre Schüchternheit ihm gegenüber vergeſſen und ſie wagte immer neue Liebkoſungen.

Und plötzlich überkam ihn eine ſo ſüße, unausſprechlich wohlthuende Müdigkeit und mit dieſer Empfindung wandte er ſich zu ihr herum und legte langſam ſeinen brennenden, ſchmerzenden Kopf auf ihren Schooß.

„Compromiß". Dieſes Wort, das er ſo oft mit ſeinen Freunden diskutiert hatte, und das zu den verhaßteſten gehörte, die ſie kannten, kam ihm jetzt auf einmal in den Sinn und mit ihm alles, was ſein Leben bis jetzt ausgefüllt hatte, alle jene Ideen und

Ideale, für die sie einst eintreten wollten, um welche sie so viele schönklingende Phrasen gemacht hatten.

O, es gab etwas, was allen Compromissen den Garaus machte von Grund aus, obgleich es selbst ein einziger großer Compromiß ist, das war die Liebe. — — —

Das wurde ihm auf einmal klar, wie sein armer, hartnäckiger Kopf, der sich auf seinen Verstand, auf seine unerbittliche Logik und Consequenz so viel eingebildet hatte, auf dem Schooße seiner Mutter lag, der Mutter . . .

Frau Stützer, die ihn fortwährend streichelte, fragte sich im Stillen, wie es denn möglich sei, daß auf einmal so viel Glück, so unendlich, unermeßlich viel Glück über sie kommen könne . . .

„Wir werden es schon wieder in's Gleiche bringen! Ich . . ich werde . . .“

Sie zögerte ängstlich.

„Ich werde hingehen und mit Deinem Chef sprechen.“

„Hingehen?!“

Er fuhr unwillkürlich in die Höhe und auf seiner Stirn markierte sich eine leichte Falte.

„Ja? Meinst Du nicht?“ fragte sie schüchtern.

Er sah ihr eine Weile in die Augen.

„Ja! Laß nur! Ich werde das alles selbst besorgen!“

Er sah ihr glücklich, zärtlich in die Augen, ihr, seiner Mutter, die er so liebte, über alles liebte.

Gegen diese eine Empfindung schien ihm alles,

was er bisher gedacht und geträumt hatte, abgeschmackt, erbärmlich.

Er fühlte, daß er erst in diesem Augenblicke für das Leben reif geworden sei, und daß von jetzt ab sein Leben eine neue, schöne Wendung nehmen werde, nicht zurück zur Lüge, sondern hin zur Wahrheit, zur vollen, schönsten Wahrheit . . .

XVI.

Einige Tage waren seit jener Unterredung vergangen, die Rudolf mit seinem Vater gehabt hatte, als dieser ihm eine Mittheilung machte, die seiner ganzen Unentschlossenheit während dieser Tage ein Ende bereitete und ihn zu einem endgültigen Entschlusse trieb.

Da es das erste Mal war seit dieser ganzen Zeit, daß Herr Berger an Rudolf ein Wort richtete, so war dieser in einer großen Aufregung.

Jetzt, jetzt mußte es sicher zu einer Entscheidung kommen . . .

Er fühlte sich kampfbereit.

Freilich war es nun nicht recht ersichtlich, weshalb denn jetzt noch ein „Kampf" nötig sei . .

„Da Du mir immer noch kein Sterbenswörtchen von dem gesagt hast, was Du nun thun willst, so habe ich, da wir die Angelegenheit, wie Du Dir selbst gesagt haben wirst, nicht auf die lange Bank

ſchieben können, das vernünftigſte angenommen," ſagte Herr Berger. „Ich nehme an, Du haſt jetzt Deine Kinderei eingeſehen, nachdem ich Dir die eventuellen Folgen klar gemacht habe. Ich bin alſo bei Paſtor Höpfer geweſen und habe mit ihm geredet."

„Bei dem Paſtor?!"

„Ja! Die ganze Sache wird alſo rückgängig gemacht!"

„Rückgängig gemacht?!"

„Jawohl! Unangenehm genug iſt es mir geweſen! Aber nun mag es gleich ſein! . . . Ich hoffe, daß Du jetzt ein für allemal geheilt biſt' und in Zukunft nicht mehr dergleichen Dummheiten machſt!"

Da Rudolf nichts erwiederte, wollte Herr Berger, der ſein Schweigen ohne weiteres für eine Zuſtimmung angeſehen hatte, hinausgehen und draußen unter der Veranda nach ſeiner Gewohnheit ſeinen Nachmittagskaffee trinken.

„Aber . . ."

„Nun?!"

Herr Berger wandte ſich ſchnell um.

„Aber . . . ich bin auf keinen Fall damit einverſtanden!"

Herr Berger ſtand da wie verſteinert.

Es dauerte lange, ehe er zu Worte kommen konnte.

„Hör mal! Denkſt Du denn, Du kannſt mich zu Deinem Hausnarren machen, mein lieber Junge?! . . Du biſt nicht damit einverſtanden?! . . . Ich habe dieſe Redensarten nun wahrhaftig ſatt!! So gewiß,

als ich hier auf dieſem Flecke ſtehe, weiß ich, daß Dir binnen kurzem die ganze Sache leid geworden iſt. Es iſt alſo weiter nichts als die pure Dummheit und Störrigkeit! Dieſe ganz infame Nörgelei ſcheint Dir Vergnügen zu machen! . . Mir macht es kein's mehr!"

„Und es bleibt dabei!! . . . . Ich trete nicht zurück!!"

Rudolf ſchrie.

Die Art und Weiſe, wie ſein Vater ſein ganzes Verhalten beurteilte, brachte ihn außer ſich und außerdem war es ihm unerträglich, daß ſie, ſeine Eltern, die ein derartiges Leben miteinander führten, ſich herausnahmen, dieſe Angelegenheit, die ihm eine Gewiſſensſache, ja, eine heilige Gewiſſensſache war, ſo kategoriſch zu behandeln, ohne im Mindeſten auf ſeine innere Ueberzeugung Rückſicht zu nehmen.

„So! Schön! . . . Dann alſo weißt Du, wie wir zu einander ſtehen!"

„Was ſcheer' ich mich denn um Euer Geld, Euer elendes Geld! . . . Denkſt Du denn, ich werde um ein paar elende Groſchen, die ich von jetzt ab weniger haben ſoll, meine beſten Ueberzeugungen verraten?! . . . Ich mag Euer Geld nicht! Ich brauch' es nicht! . . . Weiter habt Ihr mir ja auch nichts zu entziehen! Denn Ihr ſeid mir ja nie im beſten Sinne Eltern geweſen! Ihr habt mich großgezogen, mir Nahrung und Kleidung gegeben, mich in die Schule geſchickt! Ja! Das iſt aber alles! . . . Euer Geldbeutel hat für mich offen geſtanden; das war ja wohl kein

beſonderes Kunſtſtück! . . . Aber das iſt nicht Alles! Denn Eure Liebe habe ich nie beſeſſen; die hat nur Euer lieber Geldbeutel, oder was weiß ich, wer ſonſt! . . . Du ſagſt: es iſt zwiſchen uns aus! Was kann denn zwiſchen uns aus ſein?! . . . Nichts! Denn wir ſind uns ja im beſten Sinne nie etwas geweſen! . . . Wir haben kein Familienleben, haben nie eins gehabt! . . . Jeder iſt ſeinen eigenen Neigungen nachgegangen und hat ſich nie um den Andren gekümmert! . . . Ein Hôtel, ein Abſteigequartier iſt unſer Haus, aber kein Familienhaus! . . . Man ißt, trinkt, ſchläft hier, aber man hat ſonſt nichts mit einander gemeinſam! . . . Daß es noch etwas andres, beſſres giebt, weiß hier Niemand! . . . Es giebt aber noch etwas andres und das iſt tauſend mal mehr wert, wie Euer Geld!"

Die ganze Bitterkeit, die ſich in Rudolf ſeit langer Zeit angeſammelt hatte, machte ſich in dieſem Augenblicke frei, ohne daß er im Stande geweſen wäre, ſie aus Pietät gegen ſeinen Vater oder aus ſonſt einer Rückſicht zurückzudämmen. Es war aber nicht nur eine bittere Anklage, nicht allein Haß, was aus ſeinen leidenſchaftlichen Worten ſprach: es klang ſo etwas hindurch wie ein Aufſchrei, ein ſehnſüchtiger Aufſchrei nach Liebe, nach Elternliebe.

„Hier ſage ich Euch zum letzten Male: ich trete nun und nimmer mehr zurück!"

„Gut, gut!"

Herr Berger hatte diesmal keine heftige Entgegnung, ſei es nun, daß eben in Rudolfs Worten etwas lag, was ihn überraſchte und in Verlegenheit

ſetzte, oder ſei es, weil er vor innerer Aufregung kaum ein Wort über ſeine zuckenden, blaurothen Lippen bringen konnte.

„Gut! . . . Dann ſind wir denn alſo geſchiedene Leute!“

Er wandte ſich kurz ab und ging durch das Zimmer auf die Thür zu.

Aber unterwegs blieb er noch einmal ſtehen und ſagte in kurzem, kaltem Tone:

„Damit Du aber ſiehſt, daß ich auch jetzt noch, trotzdem, was Du mir jetzt eben geſagt haſt, noch den beſten Willen habe, für Dein Wohl zu ſorgen: ſo will ich noch drei Tage auf eine entgültige Entſcheidung warten! . . . Schweig!“ ſetzte er kurz hinzu, als Rudolf noch etwas erwiedern wollte.

Damit ging er ſchnell hinaus . . .

Am Abend erwartete Lena Rudolf hinten im Obſtgarten in der Laube.

Während ſie wartete, mußte ſie ſich des Zuſammentreffens erinnern, das ſie eben mit dem Herrn Kandidaten gehabt hatte.

Sie mußte lächeln, während ſie daran dachte.

Als ſie oben im Corridor an ſeinem Zimmer vorbeigekommen war, hatte die Thür offen geſtanden und ſie hatte geſehen, wie er ein kleines Reiſekofferchen packte.

Sie hatte gefragt, ob er verreiſen wolle.

„Ja! . . . Morgen früh! . . . . Eine ſchlimme Reiſe!“

„Eine ſchlimme?“

„Das Examen! Das Staatsexamen!“

Er war ganz rot geworden und hatte ſich einen Augenblick tief über ſein Kofferchen gebückt. Als er ſie dann wieder angeblickt hatte, da hatte es den Anſchein gehabt, als wenn er ihr irgend etwas ſagen wollte.

So ſah er überhaupt immer aus, wenn ſie mit ihm zuſammenkam.

Er war immer ſo ſpaßhaft, der gute Herr Kandidat.

Unten im Verandazimmer lagen ein paar Prachtbände mit Ludwig Richter'ſchen Holzſchnitten.

Sie mußte immer an den Herrn Kandidaten denken, wenn ſie dieſe Figuren ſah. Er ſah gerade ſo bieder, ehrlich, altmodiſch und anſtändig aus, wie dieſe Männerköpfe.

Auch das ſchien ihr gut dazu zu paſſen, daß er die Flöte blies.

Sie hörte es manchmal Abends noch in ihrem Stübchen.

Er blies die Flöte ſo ſchön, ſo rührend, der gute Herr Kandidat . . .

Sie hörte haſtige Schritte ſich der Laube nähern und nun war der gute Herr Kandidat vergeſſen.

Sie merkte gleich, daß Rudolf ſich in der größten Aufregung befand.

Gleich darauf trat er haſtig in die Laube und ließ ſich, ohne ein Wort zu ſagen, neben ihr auf die Bank nieder.

„Nun iſt es ja ſoweit gekommen!“ ſagte er endlich mit bebender Stimme.

Sie ſah ihn an.

„Wie einen Schulbuben habe ich mich behandeln laſſen müſſen! Wie einen Schulbuben! . . . Er iſt hingegangen zu dem Paſtor Höpfer, um die ganze Sache rückgängig zu machen. Ohne mich zu fragen! Er hat von vornherein angenommen, daß ich damit einverſtanden wäre.“

„Du hätteſt Dich ſchon vorher mit ihm ausſprechen ſollen!“

„Ohne zu berückſichtigen, daß ich in dieſer Angelegenheit doch auch ſo etwas wie eine freie Entſcheidung habe!“ fuhr Rudolf fort, der Lena's Einwurf überhört zu haben ſchien.

Sie ſchwieg.

„So ſind ſie immer geweſen! . . . Von jeher bin ich immer als Schuljunge behandelt worden! . . . . Nie haben wir ſo etwas wie ein Familienleben gehabt! Nie! . . . Ach, das iſt ein rechtes Unglück geweſen, liebe Lena! . . . Nun! Ich habe ihm aber meine Meinnng geſagt! . . . Ich konnte nicht damit zurückhalten! . . . Ich mußte mich einmal ausſprechen. Die Antwort war natürlich, daß er nichts mit mir zu thun haben wolle! . . . Er hat mir die Thür gewieſen! . . . Aus Feigheit, aus Angſt vor einem ſogenannten öffentlichen Skandal!“

„Nun, vielleicht iſt es doch gut, wie es nun einmal gekommen iſt!“ ſagte Lena und lächelte. Sie ſah ihm dabei feſt und vertrauensvoll in die Augen.

„Ja, Du haſt Recht! Es iſt gut ſo! . . . Denn hier konnte ich es auf die Dauer nicht aushalten! . . Meine leibliche Schweſter redet kein Wort mit mir! Sie ſieht mich an mit einem Blicke, als wäre es nötig, daß ſie ſich vor mir fürchtete: als wäre ich ein Verbrecher, irgend ein furchtbares, abſcheuliches Ungeheuer! . . . Ich glaube, ſie ängſtigt ſich, wenn ſie allein mit mir iſt!“

Er lachte bitter auf.

„Nun, und meine Mutter? Der iſt ja alles völlig gleichgültig! Sie iſt ja nach einer ganz anderen Seite hin intereſſirt! . . . Ach, liebe Lena! Ich kann Dir nicht ſagen, was ich für einen Abſcheu gegen alles das habe! . . . Es iſt furchtbar! G'rade das iſt ja das Entſetzlichſte, was einem widerfahren kann! . . . Ich hätte nie geglaubt, daß dies alles in meiner Umgebung vorhanden ſein könnte! Und das Thörichtſte, Widerſinnigſte, Empörendſte iſt, daß ſie, gerade ſie mir aus dem Schritte, den ich gethan habe und der alledem gegenüber gewiſſermaßen ſo ſelbſtverſtändlich iſt, einen Vorwurf machen wollen! . . . Daß ſie mir das zu einem Verbrechen machen wollen, daß ſie deshalb vor mir zurückſchrecken, als ob ich ein Ausſätziger, ein ganz Verworfener wäre, den alle Menſchen aus ihrer Gemeinſchaft verbannen müßten!“

„Nun, laß es doch gut ſein! . . . Der einzige Fehler, den Du gemacht haſt, iſt der, daß Du ihnen das nicht ſchon längſt offen geſagt haſt, ſiehſt Du! Du haſt Dir damit etwas vergeben! . . . Aber das

hat ja nun nicht viel mehr zu ſagen, wie es nun einmal gekommen iſt!“

„Ach ja! Ich bin im Grunde ſo glücklich, ſo glücklich, daß ich von alledem frei werde!“

„Ja! Denn, wie Du nun einmal angelegt biſt, biſt Du ja nicht ſtumpf und gleichgültig genug, um Dich in das alles fügen zu können. Du würdeſt nur Schaden an Dir ſelbſt nehmen.“

„Ich würde geiſtig und moraliſch verkommen! Ich würde derſelbe Schablonen- und Conventionsmenſch werden, wie alle, die ich um mich herum ſehe! . . . Und das will und will und will ich nicht!!“

In dieſem Ausruf lag etwas wie Verzweiflung.

„Das brauchſt und ſollſt Du auch nicht! . . . . Alſo, laß alles das! Bekümmere Dich gar nicht mehr darum!“

„Siehſt Du . . .“

Er war aufgeſtanden und zupfte nervös an dem welken Pfeifenkraute herum, das die Laube umraſchelte.

„Warum ich mich ihm gegenüber nicht ſchon lange ausgeſprochen habe, das — iſt — deshalb geſchehen, weil ja doch nichts dabei herausgekommen ſein würde! Es wäre ja ein ganz zweck- und nutzloſes Hin- und Herſtreiten geweſen. Ich hätte mich nicht . . . es wären nur wieder neue Erniedrigungen für mich dabei herausgekommen!“

„Aber, ich weiß nicht, lieber Rudolf. . . .“

„Er dachte gewiß, ich würde es mit der Angſt bekommen, und mich auf das Bitten legen, wenn er

mir seine Unterstützung entzöge! Seine Unterstützung!... Er denkt, der Geldbeutel müßte für jeden der Gott sein wie für ihn!"

Es war merkwürdig, daß er nicht von diesem Punkte loskam.

Das fiel auch Lena auf, und sie war eigentlich auch gar nicht recht damit zufrieden, daß er sich soviel Gedanken darüber machte.

Aber im Grunde fand sie seine Aufregung doch auch wieder nach dem Geschehenen nicht unbegreiflich und entschuldbar.

„Nun, mach Dir jetzt keine Gedanken mehr darüber, lieber Rudolf! Es ist ja furchtbar, das, was Du in Deiner Familie zu erleben hast, und ich kann Dir so recht nachfühlen, wie das ist, wenn man gern ein schönes, liebevolles, wahres Familienleben hätte und nun all das Elend um sich sehen muß!... Aber, sieh mal! Ich denke, wenn es auch bitter ist, das alles entbehren zu müssen, so hat man doch schließlich auch die Pflichten gegen sich selbst! Daran mußt Du jetzt vor allem denken. Und nun bist Du ja doch ganz frei und kannst ganz nach deiner Ueberzeugung leben; und das ist doch viel."

„Ach ja! Du hast Recht! Ich will gar nicht mehr daran denken!"

Er hatte sich wieder neben sie auf die Bank gesetzt.

„Das soll alles so herrlich werden!.. Und dann habe ich ja auch Dich, Lena! Nicht wahr?"

Er hatte ihre Hand ergriffen.

„Ja!“ ſagte ſie einfach und ſchlicht. „Aber was denkſt Du nun alſo zunächſt zu thun?“

„Was ich zu thun gedenke? O, das iſt ja ſelbſtverſtändlich . . . Fort von hier! Keinen Augenblick bleibe ich länger zu Hauſe! Ich mag nichts mehr mit denen zu thun haben! Ich will und darf ſie nicht mehr kennen! . . . Sie ſollen nicht einmal erfahren, daß ich fortgehe! . . . Kein Wort werde ich ihnen ſagen! Nicht einmal Abſchied werde ich nehmen! . . . Vor allen Dingen fort und dann will ich froh ſein und recht tief aufatmen!“

„Aber das würde ich doch nicht thun!“

„Wie meinſt Du?!“

„Ich meine, ich würde mich vorher mit ihnen auseinanderſetzen!“

„Auseinanderſetzen? Aber ich ſagte Dir ja ſchon: das hat ja nicht den geringſten Zweck!“

„O doch! Sieh mal, dann haſt Du doch für jeden Fall offene, freie Sache!“

„Aber es wäre unnötig!“

Rudolf fing wieder an, unruhig zu werden.

„Nein! Es wäre in dieſer Weiſe würdiger, als wenn Du heimlich fortgehen wollteſt! Du wärſt dann in jeder Beziehung frei! Nicht wahr, lieber Rudolf?“

„Ja, ja! . . . Ich werde mit ihm ſprechen! . . . Hm!“

„Und was denkſt Du dann nun alſo zu thun??“

„Ich werde in eine größere Stadt gehen . . . . nach Berlin! . . . Wo man all' dieſer Kleinlichkeit, die einen hier erdrückt, aus dem Wege gehen kann . .

Ich werde eine Stelle als Commis oder Buchhalter annehmen. — Es wird ſich ſchon etwas finden . . . Und Du, Lena? Wirſt Du mit mir gehen?“

„Ja, das weißt Du!“

Sie ſah ihm ernſt und feſt in die Augen.

„Ach, das ſoll ein Leben werden!“

Er drückte ihre Hand.

„Dann gehören wir uns ganz an, Lena! . . . . Dann brauchen wir uns nicht hier unter tauſend Vorſichtsmaaßregeln wie die Diebe auf dieſen Schneckenberg zu ſchleichen, um uns einmal unter vier Augen zu ſehen! Ach, das ſoll ein ſchönes Leben werden!“

„Ja, vor allem werden wir aber tüchtig arbeiten müſſen, um uns das alles zu verdienen!“ ſagte Lena ernſt.

„Arbeiten, ja! Gewiß!“

Rudolf fühlte eine leichte Verſtimmung und Ungeduld. Vielleicht, weil er annahm, daß Lena ihn an die erſten Schwierigkeiten ihrer neuen Lage mahnen wolle. Er fand das aber in dieſem Augenblicke etwas proſaiſch. Freilich hatte das nicht direkt in Lena's Abſicht gelegen.

„Arbeiten! Ja! . . . Aber die Hauptſache iſt ja, daß man nun endlich frei iſt und wahr gegen ſich ſelber ſein kann, daß man ſich nicht jeden Augenblick mit ſeiner beſten Ueberzeugung zu verläugnen und zu verſtecken braucht!“

„Wann willſt Du mit Deinem Vater ſprechen?“

Er ſchwieg eine Weile und hörte auf, ihre Hand zu drücken.

„Nun, Morgen! Morgen! . . . Sofort Morgen! Ich will ihm alles ſagen und dann können wir reiſen!“

Und nun wurden ſie ſich darüber einig, wie ſie die Abreiſe bewerkſtelligen, wie ſie ſich zunächſt durchhelfen wollten und hauptſächlich war es Lena, die hierbei einen außerordentlich praktiſchen Sinn zeigte und die zweckmäßigſten Vorſchläge machte.

Rudolf ſeinerſeits, der das alles etwas langweilig fand, war oft nahe daran, die Geduld zu verlieren.

„Ja, ſiehſt Du! Wir müſſen uns vorher über das alles bis in's Kleinſte vollſtändig klar ſein! Nicht wahr?“ fragte Lena, die ſeine Ungeduld bemerkte und ſich ein wenig darüber beluſtigte.

Endlich waren ſie ſich einig.

Rudolf würde übermorgen abreiſen und ſie würde ihm dann folgen.

„O ja, Du haſt Recht! Es ſoll ſchön werden!“

Lena ſah ihn mit einem glücklichen Lächeln an. Nun, da ſie die äußere Möglichkeit ſah, das alles praktiſch in's Werk zu ſetzen, wagte auch ſie es, ſich dieſem Gedanken hinzugeben und ſie hörte, gegen die Bank zurückgelehnt, zu ihm hinlächelnd, Rudolf zu, der wieder ihre Hände ergriffen hatte und ſich in den lebhafteſten, bunteſten Phantaſieen über die Zukunft verlor.

Er konnte damit gar kein Ende finden.

Mit einer wahren Haſt träumte er ſich in dieſen ſchönen Traum hinein.

Er merkte gar nicht, daß die Dunkelheit hereinbrach und Lena mußte ihn darauf aufmerksam machen.

Als sie sich erhoben, war ihnen ganz feierlich zu Mute.

Durch den Garten herüber ließ sich die Flöte des Herrn Kandidaten hören.

„Komm!“

Lena schauerte leicht zusammen.

Der Wind, der die ganze Zeit über in dem welken Laube und den trocknen Ranken des Pfeifenkrautes geraschelt hatte, fing an stärker zu werden . . .

XVII.

Ein paar Stunden darauf hatte ſich der Wind zum Sturme geſteigert.

Vorn im Hauſe hatte man die Jalouſieen heruntergelaſſen, in denen der Sturm raſſelte. Ein Regen fing an in das Laub herniederzurieſeln. Erſt waren es einzelne Tropfen, dann trieb der Wind ganze Waſſermaſſen gegen die Fenſter.

Draußen im Garten raſchelte und praſſelte das welke Laub, das der Regen und der Wind von den Zweigen herunterſpülte.

„Horch Mama! . . . Schrecklich! Es wird nun doch recht ungemütlich hier draußen!“ ſagte Martha.

„Ja es wird Zeit, daß wir umziehen!“

Und dann gaben ſie ſich ihren Gedanken hin.

„Mama?“

„Nun?“

„Haſt Du nicht bemerkt, der Herr Aſſeſſor iſt jetzt immer ſo beſonders liebenswürdig zu mir?“

„Magſt Du ihn?“

„O! Ich . . . ich freue mich recht auf den Winter diesmal!“

„Ja, da iſt ja nun der erſte Ball! Und dann ſcheint ſich ja der Aſſeſſor diesmal recht viel vorgenommen zu haben?“

Frau Berger blinzelte Martha zu.

Martha wurde rot und lachte.

Und dann trat wieder Stillſchweigen ein.

Unterdeſſen erhob ſich der Sturm draußen immer mehr. Das heraufziehende ſchwarze Gewölk hatte das Hereinbrechen der Dunkelheit beſchleunigt. Im Nu hatte das Unwetter dem Garten ſeinen letzten herbſtlichen Reiz genommen.

Er bot jetzt einen troſtloſen Anblick.

Ueberall waren die dunklen Wege mit einer dicken, ſchmutzigbraunen Laubſchicht bedeckt. An den kahlen vom Regen ebenholzſchwarzen Aeſten raſchelten nur noch ein paar letzte, gelbe Blätter und überall herrſchte ein dumpfer, fader, erdiger Modergeruch von dem auf den Wegen, Grasplätzen und Beeten faulenden Laube. . . .

„Wo bleibt denn nur heute Papa?“

„Er hat jetzt immer ſehr viel zu thun! Es iſt möglich, daß er noch auf dem Contor ſitzt und arbeitet.“

Frau Berger war ſo mit allerlei Gedanken beſchäftigt geweſen, daß ſie zuſammengeſchrocken war, als Martha ſie nach langem Stillſchweigen angeredet hatte.

Herr Berger hatte jetzt allerdings viel zu thun.

Er kam gar nicht aus der Unruhe und der Arbeit heraus.

Die Situation mußte jetzt ausgenutzt werden. Und wenn er dann gegen Abend ein wenig zu Ruhe kam, ſuchte er jetzt mit Vorliebe jeden Abend ſeine Stammtiſchgenoſſen wieder auf und dieſe Geſpräche bei einem Seidel ächten Bieres hatten einen Reiz für ihn, namentlich jetzt, wo er eine große Rolle zu ſpielen begann . . .

Er hatte ſeinen Kaffee rechtzeitig nach Hamburg geliefert und wartete nun die Kriſis mit voller Gemütsruhe ab. Er hatte ja ſo geſchickt operiert, daß er nicht das mindeſte zu befürchten hatte. Selbſt der unangenehme Vorfall mit Rudolf konnte ſeine vorzügliche Laune nicht ganz trüben.

Er hatte die Hoffnung immer noch nicht aufgegeben, daß der „Junge" doch noch zur Vernunft kommen werde.

Vor allem lebte und ſchwelgte er alſo in dem Gedanken, daß er aus dieſer Kriſis mit einem ganz beträchtlichen Gewinn hervorgehen werde.

Im Gefühl ſeiner Sicherheit beluſtigte es ihn geradezu, wie alles um ihn zu wanken begann, und die Geſichter von Tag zu Tag länger wurden.

Man fing bereits an, von bevorſtehenden Falliſements zu munkeln und dabei tauchten ſogar die Namen von ein paar alten, renommirten Firmen auf.

Herr Berger konnte es ſich nicht verſagen, jetzt tagtäglich ſich in die Niederlagen zu begeben und mit ſchmunzelndem Geſicht den Teil ſeiner Kaffeevorräte zu betrachten, der dort aufgeſpeichert lag . . .

Da ſtand ſie überall, die ſchöne Waare, aufge-

ſtapelt in ſauberer, grauer Sackleinwand. Es war ſo gut, als wenn baares, ſchönes, rundes, klingendes Geld darin geweſen wäre, Geld! . . .

In dieſer Zeit hatte Herr Berger auch einmal einen Beſuch bekommen.

Es war ein am Orte anſäſſiger Großhändler geweſen, an den er eine beträchtliche Forderung hatte.

„Schlechte Zeiten!“ ſagte der Herr, als ihn Herr Berger in das Kabinett neben dem Contor geführt hatte. Er hatte damit gleichſam das Motto ausgeſprochen, mit dem alle Geſpräche, die jetzt unter Geſchäftsleuten geführt wurden, begannen.

„Ja, etwas flau!“

Herr Berger rieb ſich geſchäftig die Hände.

„Etwas? . . . Nun ja! Wer das wenigſtens ſagen könnte, wie Sie!“

Herr Berger nahm aus Höflichkeit eine ernſte Miene an. Er ahnte übrigens auch halb und halb, was kommen ſollte, und daß das Geſpräch möglichenfalls eine etwas peinliche Wendung nehmen würde. Deshalb ſetzte er auch gleich hinzu:

„Ja! Jeder muß in ſolcher Zeit das Seine zuſammenhalten! Das können Sie glauben!“ und er ſtrich mit der Miene eines nachdenklichen, beſorgten Mannes die Aſche von ſeiner Cigarre.

„Ja, ja!“ machte der Beſuch, indem er lächelnd ſeine Stiefelſpitzen betrachtete.

„Wir werden hier auch wohl einige Falliſements erleben.

Herr Berger antwortete nicht und nickte nur mit etwas gleichgültiger Miene ein paar Mal vor ſich hin.

„Alſo: Weshalb ich gekommen bin! Es handelt ſich da um Ihr Guthaben, verehrter Herr Berger!.. Ich muß Ihnen nun ſagen ... ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß es bedenklich mit mir ſteht! Sehr bedenklich!“

„Ach! Sie ſcherzen!“

„Leider nicht! Ich ſtehe, geradeheraus geſagt, dicht vor dem Bankrott!“

Sie ſahen ſich jetzt eine Weile forſchend an und der Beſuch lächelte wieder ein wenig.

„Binnen kurzem?“

„Nun! Zwei Monate kann ich mich wohl noch halten!“

Herr Berger betrachtete bedenklich ſeine Cigarre und es trat wieder ein längeres Stillſchweigen ein.

„Aber, Sie ſollen nicht zu Schaden kommen, obgleich ich eine tüchtige Anzahl Gläubiger auf dem Halſe habe!“

Der Herr rückte etwas näher und dämpfte ſeine Stimme.

„Hören Sie meinen Vorſchlag. Ich ſchulde Ihnen 100000 Mark. Davon werden Sie 50000 Mark in baar und das andere in Waaren bekommen. Sie haben nichts dabei zu riskieren; Sie können verſichert ſein. Wir ſind ſtets gut mit einander ausgekommen. Die bevorſtehende Kriſis ruiniert mich. Sie werden glänzend aus derſelben hervorgehen und dann werden Sie ſich vielleicht meiner erinnern und mir wieder ein

wenig auf die Beine helfen . . . Im anderen Falle könnte ich nicht dafür ſtehen, daß Sie bei dem Konkurs um Ihr Geld kämen, oder bei der Teilung mit den übrigen Gläubigern nur einen geringen Bruchteil heraus bekämen!“

„Hm! . . . Nun gut!“

Herr Berger fühlte ſich zwar nachher einen Augenblick etwas unbehaglich; aber ſein bevorſtehender Triumph verſcheuchte dieſes Unbehagen bald wieder..

So ſtanden die Sachen in der Stadt . . .

* * *

„Mein Gott! Mir wird bange um Papa! Es wird ihm doch nichts zugeſtoßen ſein?“ unterbrach Martha ein langes Stillſchweigen.

„Rudolf! Du könnteſt vielleicht einmal in die Stadt gehen und Dich erkundigen?“ wandte ſich Frau Berger an Rudolf, der abſeits geſeſſen hatte.

Rudolf erhob ſich ohne ein Wort zu erwiedern und machte ſich auf den Weg . . .

Die Pendule gab die zwölfte Stunde an, als draußen eine Droſchke vorfuhr.

Gleich darauf führte Rudolf ſeinen Vater in das Zimmer.

Martha und Frau Berger fuhren mit einem Schrei des Entſetzens in die Höhe.

Herr Berger bot auch einen überraſchenden Anblick. Er war barhäuptig. Sein Haar war in völliger Unordnung und naß. Sein Rock triefte vom Regen und war über und über beſchmutzt.

Herr Berger ſchien völlig erſchöpft. Er taumelte an Rudolf's Arm. Er zitterte wie im Fieber.

„Mein Gott! Was iſt denn geſchehen?!“ rief Frau Berger.

Martha brach in Thränen aus.

„Unſere Niederlagen ſind abgebrannt!“ ſagte Rudolf, der bleich und ſehr erregt ausſah, mit dumpfer, halb trotziger Stimme.

Auch ſeine Kleidung war völlig durchnäßt.

„Die Niederlagen?!“

„Ja! Das Haus kann bei dem Sturme nur mit aller Mühe gerettet werden!“

„Dieſer Hund hat das Feuer angelegt!“ begann Herr Berger außer ſich, den Rudolf zu einem Seſſel geführt hatte.

„Dieſer infame Sozialdemokrat! Aber ich werde ihn kriegen! . . . Er ſoll das büßen! In das Zuchthaus bring' ich den Kerl! In das Zuchthaus! . . . Mein Kaffee! . . . . Nein, dieſe Blamage! Dieſe Blamage!“

Es handelte ſich um einen Arbeiter, den Herr Berger vor einiger Zeit wegen ſozialiſtiſcher Umtriebe entlaſſen hatte und den er in Verdacht hatte, das Feuer angelegt zu haben.

Herrn Berger's Stimme zitterte. Er vermochte kaum zu ſprechen.

„Mein Gott! Du fieberſt ja!“

Das ganze Haus geriet in Aufregung.

Herr Berger hatte heute bis zu ſpäter Stunde in aufgeräumteſter Weiſe mit ſeinen Stammtiſchfreunden

geplaudert, als der Kellner an den Tiſch getreten war und ihm gemeldet hatte, daß man ihn zu ſprechen wünſche.

Beim Büffet hatte er dann den Hausdiener angetroffen.

Herr Berger hatte eben ein tüchtiges Donnerwetter über den Mann ergehen laſſen wollen, denn er war von dem Geſpräch und dem vielen echten Biere, das er getrunken hatte, aufgeregt. Als er aber das verſtörte Geſicht des Mannes ſah, merkte er ſofort, daß etwas ungewöhnliches vorgefallen ſei.

„Nun? Was giebt's denn?!“

„Es . . es . .“

Der Mann, der noch ganz außer Atem geweſen war, hatte kaum ein Wort herausbringen können.

„Nun! Was iſt denn geſchehen, Menſch!“

„Es brennt!“

„Wo! Wo brennt es!!“

„Unſere Niederlagen!“

„Die Niederlagen?“

Herr Berger hatte ſich verfärbt. Dann war er zu Hut und Stock geſtürzt und ohne ſich zu verabſchieden zum größten Erſtaunen der Stammgäſte hinter dem Hausdiener hergerannt.

Auf der Straße hatte er ſich nur mit der größten Anſtrengung vorwärts bewegen können. Der Wind hatte ſich zu einem Orkan geſteigert, wie man ihn lange nicht am Orte erlebt hatte.

Das Gaslicht flackerte wie toll in den klappernden Straßenlaternen und hatte große unruhige Schatten

und Lichter über das jetzt trockene und vom Sturm ſchneeweiß gefegte Straßenpflaſter und Asphalttrottoir gelegt.

Ab und zu klirrte eine zerbrochene Scheibe herab oder ein Dachziegel praſſelte auf das Trottoir.

Die ganze Straße toſte von einem ununterbrochenen Brauſen und Pfeifen.

An den Straßenecken vorbeizukommen war faſt unmöglich, denn wie eine unſichtbare Mauer ſtaute ſich einem der Sturm hier entgegen.

Mit Aufbietung aller ſeiner Kräfte hatte ſich Herr Berger hinter dem Arbeiter her vorwärts gearbeitet.

Dicht neben ihm ſchlug ein Dachziegel auf das Trottoir. Er merkte es kaum.

Sein Geſicht zuckte und die Augen traten ihm faſt aus den Höhlen.

Der Sturm riß ihm den Hut vom Kopfe. Er achtete nicht darauf.

Im bloßen Kopf rannte er weiter. Der kalte Luftzug fuhr ihm um die erhitzte Stirn und ließ die paar graublonden Haarſträhnen, mit denen er notdürftig ſeine Glatze zu bedecken pflegte, wirr um ſeinen Kopf flattern.

So rannte er die Straße hinunter.

Erſt als er ſich dem Hauſe genähert hatte, hatten ihn die Menſchen, die an ihm vorbei von allen Seiten der Brandſtätte zurannten, wieder etwas zur Beſinnung gebracht.

Immer lebendiger wurde die Straße, je mehr er

ſich dem Hauſe näherte. Ueberall rannten Menſchen, laut rufend, hinter, vor ihm her, zur Seite.

Gott mochte wiſſen, wo ſie zu ſo ſpäter Stunde noch alle herkamen.

Von ein paar Wagen der Feuerwehr, die in vollem Trab mit funkenſprühenden Fackeln und unausgeſetzt läutend die Straße heruntergeraſſelt kamen, wäre er faſt überfahren worden.

Als er ankam, mußte er ſich einen Weg bahnen durch die dicke Menſchenmaſſe, die ſich vor dem Hauſe angeſammelt hatte.

Einige erkannten ihn.

Man nannte ſeinen Namen und ließ ihn durch.

Ein Schutzmann, der am Thorweg, deſſen Flügel weit geöffnet waren, ſtand, wollte ihn zurückhalten. Er riß ſich von ihm los und ſtürzte in den Hof.

Ein durchdringender, beizender Brandgeruch war ihm entgegengeſchlagen.

Zunächſt hatte er in Folge des dichten, grauen Rauches, den der Sturm ab und zu ſtoßweiſe in den Hof trieb, nichts ſehen können. Er hörte nur die Kommandorufe der Feuerwehrmänner und das unheimliche Ziſchen und Knattern des Waſſers, das in den Brandheerd geſpritzt wurde und das monotone Klappen des Spritzenhebel draußen vor dem Thor. Aber dann, als ſich der Rauch etwas verteilte, konnte er die dunkelrote Flamme ſehen, die von dem Sturm hochgetrieben in ungeheuren, leckenden Zungen gegen den ſchwarzen Nachthimmel wogte.

Die Theerdächer der Niederlage ſtanden vollſtändig

in Flammen und aus den vielen Fenstern und Luken der oberen Stockwerke brachen sie überall in breiten, dichten Büscheln hervor.

Sie hatten hier in dem Holzgebälk, den Dielen, Fässern, Kisten und Säcken der Lagerräume den besten Nahrungsstoff.

Herr Berger rannte wie ein Wahnsinniger händeringend und schreiend in dem nassen Hofe hin und her . . .

Aber plötzlich hatte er Halt gemacht und gleich darauf stürzte er auf einen Mann los, der in der Nähe des Thorweges stand.

„Hund Du! Infamer Schuft! . . Du bist es gewesen! Du hast das Feuer angelegt!“

Er brüllte und packte den Mann an der Gurgel. Es war der Arbeiter gewesen, den er vor kurzem weggejagt hatte.

„Nehmt ihn fest!! . . . Nehmt ihn fest! . . . Er hat . . .“

Aber noch ehe Herr Berger diesen Satz beenden konnte, ging ihm der Atem aus und er stürzte hintenüber mitten auf den nassen Hof hin.

Der Arbeiter hatte sich mit einem kräftigen gegen Herrn Bergers Magen gerichteten Stoß frei gemacht und war dann schnell an den Feuerwehrleuten vorüber auf die Straße gestürzt, wo er sich unter der dichtgestauten, schwarzen Menschenmenge verlor.

In diesem Augenblicke war Rudolf erschienen und nach langer Bemühung war es ihm endlich gelungen,

ſeinen Vater zu bewegen, in eine Droſchke zu ſteigen und ſich nach Hauſe fahren zu laſſen.

Während nun alle um Herrn Berger beſchäftigt waren, ſchlug er die Hände vor das Geſicht und verfiel in einen heftigen, anhaltenden Weinkrampf.

Als Rudolf ihn ſo daliegen ſah und den erſten Schreck überwunden hatte, überkam ihn beinahe ein Verdruß vor dieſer kindiſchen Faſſungsloſigkeit. Jedenfalls: nun mußte alles wieder aufgeſchoben werden.

Bei dieſem Gedanken aber atmete er unwillkürlich tief auf . . .

XVIII.

Herr Berger lag bereits ſeit vierzehn Tagen krank darnieder. Er hatte ſich in jener Nacht eine ſehr ſchwere Erkältung zugezogen und das hatte im Hauſe allerlei Verwirrung hervorgerufen.

Vor allem litt Rudolf durch den Aufſchub der geplanten Abreiſe, der ſich nun nötig gemacht hatte.

„Mich verfolgt wirklich das Unglück!“ ſagte er zu Lena. „In dieſem Zuſtande kann ich doch unmöglich mit ihm ſprechen!“

„Aber Lieber! Das iſt ja im Grunde auch nicht allzu ſchlimm!“ ſuchte ſie ihn zu tröſten. „Wir warten dann eben ſo lange, bis er geſund iſt und haben unterdeſſen die beſte Zeit, alles ſo gut als nur möglich vorzubereiten!“

„Aber dieſe Verzögerung iſt mir furchtbar entſetzlich!“ antwortete er im Tone einer unruhigen Gereiztheit.

„Nun ja, ſie iſt etwas unbequem! Aber nur Geduld!“ . . .

Ja, dieſe Verzögerung war für ihn furchtbar.

Aber nicht allein das: ſie war auch verhängnisvoll für ihn . . .

Zunächſt hatte er in Folge derſelben, vielleicht weil er ſich allzu lebhaft in das ihm bevorſtehende Glück hineingeträumt hatte, Anfälle von Mutloſigkeit.

Dieſes Warten von Tag zu Tag — und die Tage ſchleppten ſich ſo ungeheuer langſam und trübſelig hin — war ihm entſetzlich.

Seine Ungeduld bäumte ſich anfangs gegen dieſen bleiſchweren Druck aber ſchließlich bekam er Augenblicke der Müdigkeit, wo ihn Zweifel zu überkommen anfingen.

Die ruhige, ſtete Sicherheit Lena's war ihm nicht gegeben.

Er verſtand ſie manchmal gar nicht und es gab ſogar Augenblicke, wo er ſie für kalt und gleichgültig hielt; und ſo ſchlich ſich ganz leiſe und unbemerkt ein kleiner Mißton auch in ihr gegenſeitiges Verhältnis . .

In dieſer nervöſen Unruhe war Rudolf aber zuweilen beinahe widerſtandslos den verſchiedenſten Einflüſſen ſeiner Umgebung preisgegeben.

Zunächſt führte die Sorge um den Kranken, die Notwendigkeit, ihn zu pflegen, eine Art Intimität des Familienverkehrs herbei, die in Rudolf zuweilen einen vorübergehenden Zweifel hervorrief, ob er denn nicht doch übertreibe. Er fing an ſeinen Vater milder zu beurteilen.

Als er einmal ſeine Schweſter weinen ſah, als die Krankheit ihren Höhepunkt erreicht hatte, fühlte

er ſich weich und gerührt. Er wollte ein Geſpräch mit ihr anfangen, aber ſie wandte ſich von ihm ab mit derſelben Geberde des Abſcheues, die ſie immer die ganze Zeit über für ihn gehabt hatte.

Dieſes Zeichen, daß er gänzlich von ſeiner Familie losgelöſt ſei, machte ihn traurig und er fing an ſich zu fragen, ob er denn ihnen gegenüber nicht doch zu ſchroff und hart gehandelt habe . . .

Eines Tages, als ſich Herr Berger bereits auf dem Wege der Geneſung befand, ließ er Rudolf in ſein Schlafzimmer rufen.

Es machte auf Rudolf einen eigenen Eindruck, als er ihn matt, von der Krankheit mitgenommen, im Lehnſtuhl liegen ſah.

„Du willſt alſo nun aus dem Hauſe gehen?“ hatte er Rudolf gefragt, mit ſeiner matten, angegriffenen Stimme.

Rudolf fühlte, wie er einen Augenblick weich wurde und wußte nicht, was er antworten ſollte.

„Nun, es iſt gut! So magſt Du denn Deinen Willen haben!“

Die Art und Weiſe, wie er das ſagte, berührte Rudolf auch wieder in ganz eigener Weiſe.

„Aber, haſt Du Dir denn auch überlegt, was Du anfangen willſt, wenn Du ganz frei auf Dich ſelbſt geſtellt biſt?“

Wieder war Rudolf nicht im Stande zu antworten. Die Rückſicht, die er auf ſeinen kranken Vater zu nehmen hatte, das durch die vorgezogenen Gardinen verdunkelte Zimmer, der Geruch der Arz-

neien, die Medizinflaſchen mit den langen, bedruckten Papierſtreifen am Kork, die auf dem Tiſch neben dem Bett ſtanden: alles das machte ihn unſicher, ſchloß ihm den Mund.

„Was dachteſt Du anzufangen?“

„Zu arbeiten! Als Commis, Buchhalter . . .“

„Glaubſt Du denn, daß das ſo ohne Weiteres geht? . . Du haſt eine ſchlechte Handſchrift z. B. . . Nun, und dann die Konkurrenz?“

Rudolf ſchwieg.

„Das iſt alles nicht ſo leicht, als Du Dir denkſt! Du wirſt Dich unglücklich machen, das bedenke!“

Dieſe ruhige Sprechweiſe hatte für Rudolf etwas ganz Neues. Er war ſie an ſeinem Vater gar nicht gewohnt. Und dann glaubte er bei ihm eine gewiſſe väterliche Teilnahme an ſeinem zukünftigen Geſchick wahrzunehmen, die ihm gleichfalls durchaus ungewohnt war.

Das alles ſetzte ihn ganz und gar in Verwirrung.

„Ich ſehe, Du wirſt Dir das alles noch ganz genau überlegen! . . . Thue das und dann werden wir zum letzten Male über die Angelegenheit ſprechen, wenn ich mich erholt habe!“

Dieſe kurze Unterredung hatte einen tiefen Eindruck auf Rudolf gemacht.

Er fing an zweifelhaft zu werden.

Immer wieder ertappte er ſich dabei.

Wenn er dann zur Beſinnung kam, ſträubte er ſich dagegen. Es packte ihn etwas wie eine geheime Angſt.

Wenn er mit Lena zuſammentraf, vermochte er es nicht mehr, in jener exaltierten, hoffnungsfreudigen Weiſe von der Zukunft zu ſprechen.

Es gab ſogar Augenblicke, wo er ſich in ihrer Gegenwart verlegen fühlte und auch ſolche, wo er es beinahe als eine Härte ihrerſeits empfand, wenn ſie auf die Zukunft zu ſprechen kam.

Inzwiſchen beſſerte ſich Herrn Berger's Zuſtand von Tag zu Tag.

Er fing bereits wieder an, ſich mit dem Geſchäfte zu befaſſen.

„Jetzt halte ich die Zeit für geeignet, daß Du Dich Deinem Vater erklärſt!“ ſagte Lena.

„Augenblicklich iſt es wohl immer noch etwas zu früh!“

„Wie Du meinſt!“

„Siehſt Du! Er iſt noch ſo ſchwach! Es wäre vielleicht noch etwas rückſichtslos von mir! . . . Es könnte ihn noch zu ſehr mitnehmen!“

„Ja!“

„Und dann giebt es doch auch noch allerlei anzuordnen! Denn im Anfange wird es uns wohl etwas ſauer werden. Ich muß z. B. die Möglichkeit in Betracht ziehen, daß ich nicht gleich eine Stellung bekomme. Ja, wenn ich die Empfehlung meines Vaters hätte, dann würde es ja nicht ſchwer halten. Aber ſo bin ich auf mich ſelbſt angewieſen!“

„Ja, ja! Du haſt Recht! Wir dürfen nichts übereilen!“

In Lena's letzten Worten ſchien etwas wie eine leiſe Ironie zu liegen.

„Nicht wahr? O, Du darfſt und wirſt nicht denken, daß ich irgend wie in meinem Entſchluſſe wankend geworden wäre, liebe Lena!“

„Wie kommſt Du darauf, daß ich das denke?“

„O, es . . . es ſchien mir ſo . . . einen Augenblick . . .“

Es trat eine verlegene Pauſe ein.

„Ich will Dir ſagen, wie ich es mir jetzt zurechtgelegt habe!“ fuhr er mit einer gewiſſen Haſt fort. „Die Geldmittel, über die ich jetzt verfüge, würden ſicher für ſolche Fälle, wie ich ſie vorhin andeutete, nicht ausreichen . . . Ich habe nun gedacht, daß es am Ende doch nötig iſt, die Abreiſe noch auf einige Zeit zu verſchieben. Das wird mir ſehr ſchwer, liebe Lena! Du kannſt es mir glauben . . . Aber ſieh mal, es wäre inſofern gut, als ich in dieſer Zeit doch noch einiges Geld zurücklegen könnte. Nicht wahr?“

„Ja!“

„Nicht wahr, Du biſt damit einverſtanden, liebe Lena? Du ſiehſt das ein?“

„Ja! Wir müſſen dann eben noch warten!“

Rudolf fühlte ſich etwas erleichtert.

„Ja! Ganz beſtimmt! So gehen wir ſicherer!“

Er war an dieſem Abend ſehr zärtlich gegen Lena. Unaufhörlich beteuerte er ihr ſeine Liebe. Er küßte ſie, zog ſie an ſich und legte ihr alle erdenklichen Schmeichelnamen bei.

Noch nie waren ſie ſo vertraut zu einander geweſen . . .

XIX.

Aber es ſollte anders mit ihnen kommen.

Einige Tage darauf begann Lena ein Geſpräch mit Rudolf, das dieſen gleich auf das höchſte überraſchte und in Verwirrung ſetzte.

„Lieber Rudolf," begann ſie, „Du mußt mich indem, was ich Dir ſagen will, nicht mißverſtehen. Aber es iſt nichts ſchrecklicher, als wenn man in unklaren Verhältniſſen leben ſoll; namentlich wäre das in unſrem Falle beſonders furchtbar. . . . Wir ſind uns gegenſeitig ſchuldig, daß wir uns jede Empfindung, jeden Gedanken mitteilen, der unſer Verhältnis irgendwie zu einem ſchiefen machen könnte. Nicht wahr?"

„Ja! Aber . . . ich verſtehe Dich nicht!"

Sie ſchwieg eine Weile, ehe ſie fortfuhr.

Rudolf fühlte ſich von ihrem Blicke, der unausgeſetzt auf ihm ruhte, in Verlegenheit geſetzt.

„Ich nehme von vornherein an, daß dieſe Gedanken,

die ich Dir mitteilen will, im Grunde thöricht ſind! Aber ich darf ſie Dir darum doch nicht verheimlichen. Wenn ich mir das auch wohl ſelber alles widerlegen könnte, ſo könnte doch vielleicht noch irgend ein Reſt übrig bleiben von Zweifel, der mich im Geheimen quälen könnte. Wenn ich Dir aber ſo einen Zweifel verheimlichte, ſo wäre das ſchlecht von mir!“

„Aber ich verſtehe Dich ja ganz und gar nicht! Zweifel?“

„Höre nur! Ja, ich bin ganz ſchlecht! Du wirſt ſehn!“

Sie errötete.

„Ich habe mir in den letzten Tagen das alles, was geſchehen iſt und was wir uns vorgenommen haben, von Grund aus überlegt. Ich habe uns beide geprüft. Nun kann ich Dir, was mich anbetrifft, die feſte, wahrhafte Verſicherung geben, daß ich noch gerade ſo wie immer mich in dieſer Sache verhalte. Aber . . in Betreff Deiner Perſon . . ſind . . ſind mir . . .“

Sie ſtockte.

„Siehſt Du? Nun verlier' ich doch den Mut, wo ich Dir alles beichten ſoll! Ja, ich muß mich recht vor Dir ſchämen!“

„Aber, liebe Lena . . .“

„Nun alſo, ich meine in Betreff Deiner Perſon ſind mir — nun! — einige Zweifel gekommen!“

„Zweifel, Lena?! Zweifel?!“

Er wollte nach ihrer Hand faſſen, aber Lena entzog ſie ihm ſchnell.

„Nein, nein! Laß . . Das bin ich noch gar nicht wert! Du mußt mich nicht mißverſtehen, lieber Rudolf! Ich meinte damit, ob im Grunde, Deinem Charakter nach, nicht doch wohl gewiſſe Umſtände da wären, die Dich den wichtigen Schritt, den Du thun willſt, bereuen laſſen könnten, wenn erſt alle die Schwierigkeiten unſerer neuen Lage an uns herantreten. Es iſt doch meine Pflicht, Dich darauf aufmerkſam zu machen, nicht wahr?“

„Aber Lena! Wie komiſch Du biſt! Was ſollten denn das für Umſtände ſein?“

Lena ſah ihn aufmerkſam an.

In ſeinen Worten ſchien ihr eine gewiſſe Gereiztheit zu liegen.

Sie ſenkte den Kopf.

Sie ward von dieſer Gereiztheit ganz betroffen.

„Ich hielt es z. B. für möglich“, fuhr ſie langſam fort, „daß ſich Dein Verhältnis zu Deinem Vater ändern könnte. Namentlich jetzt, wo er krank geweſen iſt. Wo es vielleicht einen tieferen, gefährlicheren Eindruck auf ihn hervorrufen könnte, wenn Du Dich — wohl auf immer — von Deiner Familie losſagſt . . Nein, ſieh mal, lieber Rudolf! Wie die Verhältniſſe jetzt liegen — ich bin nachträglich zu dem Bewußtſein gekommen — muß es doppelt und dreifach ſchwer für Dich ſein, aus dem Hauſe zu gehen.“

„Aber darauf darf ich doch keine Rückſicht nehmen! Es handelt ſich doch hier um meine moraliſche Exiſtenz!“

„Ja, darum handelt es ſich allerdings! Aber

doch gehört eine ſehr, ſehr große Kraft dazu, ſich von alledem loszureißen. Leicht würde das ſelbſt dem Allerſtärkſten nicht werden. Du biſt jetzt dreiundzwanzig Jahre alt und haſt in der ganzen Zeit in ſorgenfreien Verhältniſſen gelebt . . .“

„Sorgenfrei!“

„Nun, ich meine! Du haſt Dir nie um Dein tägliches Brot, Deine Bequemlichkeit Sorge zu machen brauchen. Du haſt immer in Luxus, in den auskömmlichſten Verhältniſſen gelebt. Und dann iſt und bleibt es doch immer Dein Vater, Deine Mutter, Deine Geſchwiſter, von denen Du Dich trennen ſollſt und die Du, wie wir doch annehmen müſſen, nieniemals wiederſehen wirſt; denn es iſt doch ſehr unwahrſcheinlich, daß Dir Dein Vater, wie er nun einmal iſt, dieſen Schritt jemals verzeihen wird.“

„Du hältſt mich für einen Schwächling!“

„O nein doch, lieber Rudolf! . . . . Wie kannſt Du das nur ſo ſagen! . . . Ich bin in der letzten Zeit nur zur vollſten Erkenntnis gekommen, was für ein großer Mut zu dieſem Schritte gehört, den Du Dir vorgenommen haſt. Du haſt ja für das, was Du hier verlierſt . . .“

„Was ich hier verliere?“

„Nun immerhin! Du wirſt mich vorhin ſchon verſtanden haben! Ich meine, Du haſt dafür hernach gar keinen Erſatz. Du biſt in der allerſchwierigſten Lage, denn Du haſt, wenn Du nach deinen Ueberzeugungen lebſt, alle Welt zum Feinde.“

„Aber ich habe ja doch Dich, liebe Lena!“

„Ja! Das haſt Du! Davon kannſt Du feſt überzeugt ſein! . . . Aber das iſt vielleicht nicht alles, was du brauchſt!“

„Wie Du nur ſprichſt! Was ſollte ich denn noch brauchen?“

„Ja! Ich weiß nicht wie ich Dir das ſagen ſoll! . . . Ich meine, . . . Sieh mal! Es wird Dich vielleicht, wenn auch nicht gleich, aber mit der Zeit, mißmutig und verzagt machen, wenn Du überall ſiehſt, wie Dich die Leute Deiner Ueberzeugungen wegen haſſen und Dir alle möglichen Schwierigkeiten machen; und ich glaube, Du würdeſt es gern ſehen, wenn Du nicht blos mich allein hätteſt, die Dich in allem verſteht, ſondern noch viele andre. Ich glaube aber, daß Du dieſe nicht haben wirſt!“

„O, was brauche ich denn andre?!“

„Jetzt glaubſt Du freilich, daß Du ſie nicht brauchſt! Aber ob ſich das nicht ändern wird? . . . Du mußt bedenken, daß Du ja noch nicht die Probe beſtanden haſt!“

„Alſo, weil ich einen Aufſchub unſres Planes für notwendig hielt, biſt Du an mir irre geworden und glaubſt nun, ich hätte es nur deshalb gethan, weil ich zu ſchwach wäre für das, was ich mir vorgenommen habe! . . . Es iſt ganz klar, Du hältſt mich für einen Schwächling, einen charakterloſen Menſchen!“

Das klang wie ein ſcharfer, bittrer Vorwurf.

Lena merkte das ſofort.

Sie antwortete nicht.

„Das iſt nicht ſchön! Wie konnteſt Du das thun, Lena?“

„O . . . auf dieſe Weiſe . . . mußt Du meine Worte doch nicht auffaſſen!“

„Aber . . .“

„Verſtehſt Du mich denn nicht, wie ich es meinte?“ fragte ſie leiſe, indem ſie traurig vor ſich hinblickte.

„Aber, ich bitte Dich! Das iſt doch nicht ſchwer zu verſtehen, liebe Lena! Du hältſt mich eben für eine Art Schwächling!“

„Nein, dann verſtehſt Du mich nicht!“

Ihre Stimme zitterte.

„Nun . . .“

„Das iſt ſchlimm, daß Du mich nicht ſofort verſtehen kannſt!“

„Aber, liebe Lena! Ich bin Dir doch deshalb gar nicht böſe?“

„Du verſtehſt nicht, daß ich das alles aus — Liebe zu Dir geſagt habe.“

„O freilich, freilich, liebe Lena! Beruhige Dich doch! Weil Du mich lieb haſt! Natürlich! Was ſollte es denn ſonſt für ein Grund geweſen ſein?“

„Laß! . . . Weißt Du, Rudolf! Du haſt mich gar nicht lieb!“

„Aber Lena! . . . Ich dachte nicht, daß Du ſo empfindlich ſein könnteſt, Lena!“

„Empfindlich? Nennſt Du es ſo?“

Sie lächelte bitter.

„Es hilft nichts, Rudolf! Ich muß es Dir ſagen: ich glaube nicht an Dich in dieſer Sache! . . . Ich ſagte Dir das alles in der beſtimmten Hoffnung, daß Du dieſe Befürchtung, die ich kaum auszuſprechen

wagte, mit einem Worte aufheben ſollteſt! . . . Aber Du haſt es nicht gekonnt!“ ſetzte ſie mit tonloſer Stimme hinzu.

„Lena! Um Gotteswillen! Was ſagſt Du da?“

„Siehſt Du! Jetzt bin ich erſt zu der Ueberzeugung gekommen! Ich kann Dir in keiner Weiſe einen Vorwurf machen deshalb: aber ich fühle, daß Du nicht der Menſch dazu biſt!“

„Und deshalb mußt Du mich aufgeben, Lena?“

„Nein, deshalb eigentlich nicht! Sondern weil Du mich nicht in der Weiſe lieb haſt, wie es nötig iſt, wenn wir glücklich werden ſollten. Das habe ich daraus gemerkt, daß Du mich vorhin nicht verſtanden haſt!“

„Mußt Du mich denn wirklich überhaupt aufgeben, Lena?“

„Ich hatte Dir das alles geſagt, nicht um Dir einen Vorwurf zu machen, auch nicht, um Dir meine Verachtung zu erkennen zu geben, wenn Du nicht zu dem Schritte geeignet wäreſt, ſondern deshalb, damit Du Dir ganz klar ſein ſollteſt über das, was Du thun willſt, damit Du ſpäter nicht zu bereuen brauchſt. Denn es iſt doch kein Fehler, wenn Du nicht ſtärker biſt, als Du ſein kannſt; es wäre aber falſch, wenn Du Dir mehr zumuten wollteſt, als Du im Stande biſt, durchzuführen. Davor wollte ich Dich eben warnen und es ſchien mir in dieſer Zeit, als wenn Du wankend geworden wäreſt. Kannſt Du nun ganz nach beſtem Gewiſſen ſagen, daß Dir nie ſolche Rückſichten gekommen ſind, oder vielmehr: ich meine, daß,

wenn ſie gekommen ſind — und das glaube ich ſicher! Das iſt ja ſo natürlich! — ich meine, daß, wenn ſie gekommen ſind: ſie Dich nicht haben irre machen können? Du mußt hierbei ganz aufrichtig ſein, lieber Rudolf! Denn davon hängt alles für uns ab. Danach müſſen wir uns ganz und gar richten. Es würde ſicher nachher unſer beider Unglück ſein, wenn Du es verſchweigen wollteſt, wenn Du nicht den Mut hätteſt, mir alles zu geſtehen!“

„Du meinſt, alles hängt davon für uns ab?“

„Ja, alles!“

„Aber, liebe Lena! Wir lieben uns doch!“

„Ja, ſiehſt Du! Das weiß ich eben nicht genau, ob das wirklich der Fall iſt!“

„Was ſagſt Du?! Das weißt Du nicht?!“

„Nein! Ich bin ſo voller Zweifel! . . . Das iſt furchtbar! Aber ich kann es doch nicht ändern! . . Ich habe unſer ganzes Verhältnis in der letzten Zeit ganz genau bis in das Kleinſte überlegt. Und da iſt mir denn auch der Gedanke gekommen: ob es nicht möglich iſt, daß ich weiter nichts bin: als Deine Vertraute! . . . Siehſt Du, ich bin ganz offen, lieber Rudolf! Wir müſſen beide gegen einander ganz offen ſein. Erſt wenn wir gar keinen Zweifel mehr gegen einander haben, wenn wir uns nach jeder Richtung hin gegenſeitig kennen: erſt dann wiſſen wir, woran wir beide mit einander ſind! . . . Du hatteſt hier Niemand, an den Du Dich anſchließen, dem Du Dich anvertrauen konnteſt. Nun waren wir beide in einer ähnlichen Lage und da waren wir beide eben vielleicht

notgedrungen auf einander angewieſen. Aber das iſt doch noch nicht die rechte, eigentliche Liebe. Das iſt doch noch ganz etwas anderes!“

„Aber Lena! Wie kannſt Du nur ſo ſprechen!“

„Es iſt nun einmal ſo, lieber Rudolf! Wir müſſen uns nun ſchon darein ſchicken! Sei jetzt ganz aufrichtig gegen mich: ich bitte Dich herzlich darum! . . Sage nur ein Wort! Alles hängt davon für uns ab! Nur ein einziges Wort! Haſt Du nichts für die Zukunft zu befürchten, wenn Du Dich hier von allem los machſt? Wenn wir beide ganz allein auf uns ſelbſt angewieſen ſein werden? Biſt Du darin ganz ſicher und feſt? Sage! Sei ganz aufrichtig!“

Rudolf ſchwieg.

Ein langes, langes Stillſchweigen trat ein.

Lena ſah ihn nicht an.

Sie ſaß da mit zuſammengepreßten Lippen, vor ſich hin ſehend und wartete.

Sie empfand jede ſeiner Bewegungen.

Zuweilen öffnete er die Lippen, als wenn er ſprechen wollte.

Lena wartete und wartete.

Aber er ſprach nicht. Kein Wort kam über ſeine Lippen. Sie merkte nur, wie er mit ſich kämpfte.

Sie wußte nun alles. Sie durchſchaute ihn in dieſem Augenblicke ganz und gar. Sie wußte, daß ſie ſich nicht getäuſcht hatte . . .

Langſam lehnte ſie ſich gegen die Bank zurück. Es flirrte ihr vor den Augen. Es war ihr einen Augenblick, als wenn ſie die Beſinnung verlieren ſollte.

Im Garten wurde es dunkel und kalt. Ab und zu raſſelte ein Windſtoß in den paar vergilbten Blättern, die noch an den Ranken des Pfeifenkrautes hingen.

Endlich fand ſie die Kraft zu ſprechen.

Sie fand ſogar ein halb mitleidiges, halb ironiſches Lächeln.

„Wenn das nun ſo iſt, lieber Rudolf! dann dürfen wir uns auch eins nicht verhehlen!“

„Eins? Was meinſt Du?“ fragte er unruhig.

„Dann iſt es zwiſchen uns — aus! Ich meine, dann können wir uns nicht das ſein, was wir uns ſein zu können glaubten.“

„Lena, was ſprichſt Du da? Das iſt unmöglich! Unmöglich!“

„Nein, lieber Rudolf! Das iſt dann notwendig! Denn . . .“

„Aber, wie kannſt Du das ſagen, Lena! Woraus kannſt Du das ſchließen?! Weil ich jetzt ſo beſtürzt, ſo verwirrt bin . . . Nein, nein! Das iſt unmöglich! Unmöglich!“ rief er verzweifelt.

„Ach nein, lieber Rudolf! Das durfteſt Du jetzt um keinen Preis ſein! Du mußteſt mir jetzt ſofort antworten können. Mit einem einzigen kurzen Ja! oder Nein! . . . Das mußteſt Du! Und wenn Du es nicht gekonnt haſt, ſo . . . ſo iſt alles vollſtändig klar, wie es mit uns ſteht!“

„Aber Lena! Ich bin . . ich habe . . das alles hat mich . . .“

Lena ſchüttelte langſam den Kopf.

„Nein! Das iſt nun nicht zu ändern! Du hätteſt

unbedingt eine Antwort finden müſſen. Und nun muß ich — allein gehen!“

„Allein! . . . Und wenn ich nun wirklich nicht die Kraft hätte, Dir zu folgen: ſo müßte doch alles zwiſchen uns aus ſein?“

„Ja! Wie die Verhältniſſe liegen.“

„Aber Lena! Später! . . . Wenn alles das aus dem Wege geräumt iſt! Wenn ich nach jeder Richtung frei ſein werde?“

„Nein, Rudolf! Da täuſcheſt Du Dich! Das wird ja ganz unmöglich ſein! . . . Wir hätten uns nur in dieſem einem Falle angehören können. Das kannſt Du Dir nicht verhehlen!“

„Aber Lena! Ich liebe Dich doch! Ich kann ja doch ohne Dich nicht leben!“

„Daß Du mich in Deiner Weiſe liebſt, lieber Rudolf, das weiß ich! Daß Du aber glaubſt, daß Du ohne mich nicht leben kannſt, darin irrſt Du Dich! Das wirſt Du bald überwinden!“

„Lena! Glaubſt Du denn nicht, daß wir auch, wenn die Dinge anders kommen, als wir uns vorgenommen hatten, uns angehören können?“

„Nein! Denn wie die Verhältniſſe liegen, heißt das: daß Du Dich in Deine jetzige Lage findeſt und wenn das erſt der Fall iſt, dann haſt Du ſo viele Rückſichten zu nehmen, daß es Dir unmöglich iſt, ein „armes Mädchen“ zu „heiraten“, wie ich eins bin. Dein Vater würde das nicht zugeben . . . Du wirſt auch nicht den Mut haben, ihm auch hierin bis zum Aeußerſten zu trotzen.“

„O Lena! Das iſt doch ganz etwas andres!“

„Nein! Du biſt einmal nicht der Menſch dazu, lieber Rudolf! Daraus kann Dir kein Vorwurf gemacht werden! Nur dann müßte ich Dir einen Vorwurf machen, wenn Du Dich darüber hinwegtäuſchen wollteſt! . . . Leb' wohl!“

Das Letzte hatte ſie noch haſtig hinzugeſetzt und dann hatte ſie ſich ſchnell erhoben und ehe Rudolf ſie noch zurückhalten konnte, war ſie ſchon in dem dunklen Garten verſchwunden . . .

Draußen auf dem weiten Felde lag die graue Dämmerung und von dem ſchwarzen Park drüben her hingen dicke, graue Wolken über den ganzen Himmel hin. Nur ganz hinten gegen Sonnenuntergang zog ſich ein ſchmaler, ſchmutziggelber Lichtſtreifen am Horizont hin.

Hoch oben in der feuchten Luft krächzten ein paar Raben. Der Wind wirbelte ſie wie ein paar ſchwarze Tuchlappen hin und her.

Ein feiner Regendunſt begann in das Laub hernieder zu rieſeln und aus dem Garten kam ein dumpfer, erdiger Modergeruch von dem faulenden Laube.

Und wie Rudolf bleich, mit geſchloſſenen Augen, den Kopf gegen die Bank gelehnt, daſaß, da kam zum erſten Male mit unausweichlicher Klarheit ein furchtbarer, drückender Zweifel über ihn . . .

XX.

„Guten Tag, Fräulein Lena!“

Lena, die allein im Verandazimmer beſchäftigt war, ſah überraſcht nach der Thür.

Es war der Herr Kandidat und zwar in der aufgeräumteſten Laune. Er ſtand im Reiſeanzug mitten in der Thür. Soeben war er aus der Hauptſtadt zurückgekehrt, wohin er vor einigen Tagen abgereiſt war, um ſein Staatsexamen zu beſtehn.

Obgleich es Lena gar nicht ſo zu Mute war, mußte ſie doch lächeln, als ſie ihn ſah. Er bot auch einen ganz überraſchenden Anblick.

Sein mageres Geſicht bedeckte eine geſunde, friſche Röte und ſeine kurzſichtigen Augen ſtrahlten ordentlich unter der Brille hervor.

„Nun? Man darf wohl gratulieren, Herr Kandidat?“ fragte ſie mit halben Intereſſe.

Es war beſchloſſen: heute Abend wollte ſie ihre Flucht bewerkſtelligen.

Nun ſich ihr Verhältnis zu Rudolf geklärt hatte, konnte ſie keinen Augenblick länger im Hauſe bleiben. Aber der Abſchied wurde ihr nun doch recht ſchwer....

Deshalb war ſie auch ganz und gar mit ihren Gedanken beſchäftigt geweſen, und der unerwartete Gruß des Herrn Kandidaten hatte ſie überraſcht.

„Ich danke! Ja! ... Das hätte ich glücklich überſtanden!“

Der Herr Kandidat, der ungewöhnlich eifrig war und die gedrückte Stimmung Lena's gar nicht bemerkte, war zum Tiſche getreten und hatte haſtig eine Brieftaſche hervorgezogen, aus welcher er einen weißen Papierbogen entnahm, den er auf dem Tiſche entfaltete.

„Hier! Sehen Sie? Das Zeugnis! ... O, ich bin noch gut davongekommen, noch recht gut!“

Er lachte.

Lena nahm das Papier aus Höflichkeit und überflog es.

„O, da haben Sie ja ein recht gutes Examen beſtanden!“

„Nun ja! Nun ja! Ich bin ganz leidlich davongekommen!“ machte der Herr Kandidat mit einer unſchuldigen Selbſtgefälligkeit, die ihm Lena von Herzen gönnte, wenn ſie bedachte, wie ſauer er ſich's hatte werden laſſen.

Freilich war er ihr mit ſeiner Freude und Mitteilſamkeit, für welche ſie in dieſem Augenblicke ſo wenig Verſtändnis und Intereſſe hatte, ein wenig läſtig.

„Es war kein leichtes Stück! Das können Sie glauben!“ plauderte er unbefangen weiter, indem er

das Papier wieder ſorgfältig zuſammenkniff und in ſeinen Ueberrock zurückſteckte.

„Ach ich kann Ihnen ſagen! Zuerſt war ich ſehr verlegen, ungeheuer! Denken Sie ſich! Man ſteht mit noch zwei anderen Kandidaten vor einer großen Tafel und vor einem nun die Geſichter von den Profeſſoren. Da wird einem ganz merkwürdig zu Mute! Sie machen ſich keinen Begriff!“

Lena hatte ſich zuerſt wirklich recht verlegen gefühlt. Aber allmälich erheiterte ſie ſich etwas über den guten Herrn Kandidaten, der heute ſo ſpaßhaft war.

„Dann bleiben Sie wohl nun auch nicht lange mehr hier?“

„Nein! Denn ſehen Sie! Nun muß ich zunächſt mein Probejahr abſolvieren!“

Der Herr Kandidat war bei ihrer Frage etwas ernſthafter und beinahe nachdenklich geworden.

„Ja! Ich bin eigentlich auch nur noch einmal hergekommen, um . . . um . . . um mich zu verabſchieden.“

Er ſah jetzt wieder gerade ſo aus, wie ihn Lena ſo oft geſehen hatte: als ob er etwas Beſonderes mitzuteilen hätte.

„Morgen . . . Morgen ſchon werde ich . . . abreiſen!“

„Ah! Morgen ſchon?“ fragte Lena zerſtreut.

Sie wäre nun den guten Herrn Kandidaten gern wieder los geworden.

„Hm! . . . Morgen! Ja! . . . Hm! . . . Hm!“

Der Herr Kandidat ſchwieg und zupfte an dem

kleinen, ſchwarzledernen Reiſetäſchchen herum, das ihm an einem ſchmalen, ſchwarzen Riemen um die Schulter hing.

Sein Geſicht zeigte dabei ein ganz abſonderliches Mienenſpiel.

Bald ſah er forſchend zu Lena hin, bald ſenkte er die Blicke wieder auf ſein Täſchchen und dann wurde er wieder einmal feuerrot. Zuweilen rückte er den Kopf nach vorn und bewegte die Lippen, als wenn er etwas ſagen wollte. Und endlich, endlich kam es denn auch nach einer letzten, verzweifelten Anſtrengung glücklich heraus, was er ſchon immer ſo lange einmal hatte ſagen wollen.

„Ja! Und dann . . . dann wollte ich auch ganz beſonders noch mit . . . mit Ihnen, Fräulein Lena! über etwas ſprechen!“

Lena, die mit einem Federwedel die Möbel abſtäubte und den Herrn Kandidaten über ihren Gedanken ſchon wieder halb vergeſſen hatte, wandte ſich erſtaunt nach ihm um.

„Ich habe ſchon lange mit Ihnen darüber reden wollen! . . . Ich dachte aber: Sie . . . Sie könnten es mir — übel nehmen und dann war wohl auch die Zeit noch nicht recht paſſend . . . Aber jetzt — vielleicht iſt es auch jetzt noch nicht . . . aber ich weiß nicht! Da ich nun Morgen ſchon abreiſen muß . . . und jetzt eine gute Gelegenheit dazu da iſt . . . muß ich es Ihnen doch ſagen, Fräulein Lena!“

Lena verſtand ihn nicht; ganz und gar nicht.

Das merkte auch der gute Herr Kandidat und wurde noch röter und verwirrter.

Du lieber Gott! dachte er. Es ist wohl ein rechter Unsinn, daß ich danach fragen will . . .

„Sehen Sie . . . es wird mir recht schwer, liebes Fräulein Lena! . . . von hier fortzugehen. Denn . . . denn . . . sehen Sie, der Kinder wegen . . . aber dann . . . dann auch . . . Sie müssen mir das nicht übel nehmen, Fräulein Lena! . . . auch wegen . . . Ihretwegen . . . Fräulein Lena!“

„Meinetwegen?!“

„Ach, ich sehe! Ich langweile Sie! Ich stottre Ihnen da etwas vor! Also: Fräulein Lena! Ich wollte mir die Frage erlauben, ob Sie mir, wenn ich soweit sein werde und das wird, so Gott will, bald der Fall sein, mir Ihre Hand reichen wollen und können, Fräulein Lena!“

Und jetzt sah ihr der kleine Herr Kandidat fest in die Augen.

Lena, die ihn überrascht und zugleich, trotzdem es ihr gar nicht danach zu Mute war, ein klein wenig belustigt angesehen hatte, senkte jetzt vor seinem Blicke die Augen und wurde rot.

Der Herr Kandidat war jetzt, nachdem er alles glücklich herausbekommen hatte, ganz bleich geworden. Aber er hatte tapfer die Zähne zusammengebissen und sah sie immer noch fortwährend mit diesem festen, ehrbaren Blicke an.

Diese plötzliche, gänzlich unerwartete Erklärung hatte einen ganz eigenen Eindruck auf Lena gemacht.

Nach der Auseinanderſetzung, die ſie geſtern Abend mit Rudolf gehabt hatte, und die ein ſo bitteres, verzweifeltes Gefühl in ihr zurückgelaſſen hatte, bei dem ganzen Ernſt der Lage, die in der nächſten Zukunft ihr bevorſtand, hatte dieſe Erklärung, welche ihr der kleine ſchüchterne Herr da eben gemacht hatte, beinahe etwas komiſches für ſie.

Halb und halb fühlte ſie ſich auch zuerſt geneigt, die Sache in einer unerklärlichen, luſtigen Anwandlung humoriſtiſch zu nehmen und dem Herrn Kandidaten in entſprechender Weiſe zu antworten. Aber damit hätte ſie ihn ja ſicher gekränkt.

Und dann fuhr es ihr auf einmal durch den Sinn, daß der gute Herr Kandidat im Grunde doch ein tapferes Kerlchen wäre. Außerdem berührte ſie dieſer feſte, gefaßte Blick, der immer noch auf ihr ruhte, ganz eigenartig.

Sie ſchämte ſich in Anbetracht jener Anwandlung jetzt beinahe vor dieſem Blicke.

Er hatte ſo etwas Männliches, das ſie bei dem Herrn Kandidaten gar nicht in dieſer Weiſe vermutet hätte. Sie war Weib genug, als daß dies in dem Augenblicke keinen Eindruck auf ſie hätte machen ſollen.

„Ich ſehe ſchon!“ ſagte er endlich traurig, aber mit feſter Stimme. „Ich ſehe ſchon! Ich hätte Ihnen das nicht ſagen ſollen! . . . . Verzeihen Sie mir, Fräulein Lena!“

Es ging ihm in dieſem Augenblicke gerade ſo wie damals, als er das Examen gemacht hatte. Zuerſt,

als er in dieſem ungewohnten Habit in den Prüfungsſaal getreten war, war ihm zu Mute geweſen, als ob ſich alles um ihn drehe. Aber dann hatte er die Zähne aufeinander gebiſſen und hatte ſich tapfer in die Situation zu finden gewußt.

Ja, er hatte die Examinatoren durch die Sicherheit und Promptheit ſeiner Antworten geradezu überraſcht.

Auf Lena machten ſeine letzten Worte einen tiefen Eindruck.

Sie hatte Mitleid mit ihm. Nein, nicht nur Mitleid, ſondern geradezu Reſpekt. Sie ſchämte ſich jetzt wegen dieſer luſtigen Anwandlung von vorhin; und alles das war wohl die Urſache, daß ſie ſich dem Herrn Kandidaten gegenüber verlegen fühlte, thatſächlich verlegen fühlte.

„O, ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, Herr Kandidat! Im Gegenteil! Ich . . ich fühle mich durch Ihren Antrag ſehr geehrt! Aber . . .“

Sie mußte ordentlich nach Worten ſuchen.

Der kleine Herr Kandidat, der bei den Damen ſo wenig Glück hatte und immer halb und halb einen komiſchen Eindruck machte, war in dieſem Augenblick im Begriff, eine Eroberung an ihr zu machen.

„. . . aber das iſt jetzt ausſichtlos!“

Sie ſah vor ſich nieder und wurde rot. Sie, die ſonſt immer ſo tapfer und verſtändig war, war in dieſem Augenblicke ihm gegenüber weiter nichts, als ein ſchüchternes Mädchen.

„Ausſichtslos! Das hätte ich mir denken ſollen!“

ſagte der Herr Kandidat leiſe vor ſich hin, und er hatte ſeinem Geſchicke nie ſolche Vorwürfe darüber gemacht, wie jetzt, daß er ſo klein und unſcheinbar war.

„Dann verzeihen Sie mir, Fräulein Lena!“

„Ich meine . . ich meine deshalb, Herr Kandidat! weil . . weil ich — reiſe.“

O, was rede ich denn da! dachte ſie erſchrocken.

„Sie reiſen auch?!“

„Ja! Bald!“ ſetzte ſie zögernd hinzu.

„Aber nur für kurze Zeit?“

„Nein! Für . . . immer! Ich komme nicht wieder hierher! . . . O, was habe ich denn da gethan! . . . Ich durfte Ihnen das nicht ſagen!“

Aber in dieſem Augenblicke kam ſie zur Beſinnung.

Eine Weile ſah ſie ihn forſchend an.

„Da Sie einen ſo warmen Anteil an mir nehmen, Herr Kandidat! ſo will ich Ihnen ſagen, was eigentlich Niemand hier im Hauſe wiſſen ſollte. Ich weiß, daß ich auf Ihre Verſchwiegenheit rechnen darf. Wie die Verhältniſſe hier im Hauſe liegen, iſt es mir unmöglich, länger hier zu bleiben. Ich kann Ihnen das nicht alles ſo auseinanderſetzen . . . Aber, dieſe Nacht noch werde ich das Haus verlaſſen!“ ſagte ſie leiſe.

„O, das iſt mir . . . nicht ganz — unverſtändlich, liebes Fräulein Lena! . . . Ich habe in dieſer Beziehung . . . ſchon manches — erraten!“

„Erraten?! Wie . . . meinen Sie?! Erraten . . .“

„Ja, Fräulein Lena! Ich habe oft gefühlt, daß Sie ſich hier im Hauſe nicht glücklich fühlen.“

„Ach ſo -- meinen Sie! . . . Ja!“

Sie hatte erleichtert aufgeatmet.

Es trat eine kurze Pauſe ein.

„Alſo ſehen Sie, lieber Herr Kandidat! Morgen ſind wir weit, weit von einander getrennt und es bleibt mir weiter nichts übrig als Ihnen Lebewohl zu ſagen und Ihnen für Ihren liebenswürdigen Anteil recht, recht von Herzen zu danken!“

Sie hielt ihm ihre Hand hin.

Zögernd ergriff er ſie und ſah ſie mit ſeinen guten, treuherzigen Augen feſt, in warmer Teilnahme an.

Sie ſenkte den Blick und es wurde ihr auf einmal recht ſchwer, daß ſie ſo weit von dem einzigen Menſchen, der ihr hier aufrichtige, ſelbſtloſe Teilnahme entgegen brachte, getrennt werden ſollte.

„Wenn . . . wenn es nicht unbeſcheiden iſt, liebes Fräulein Lena! Darf . . . darf ich Sie dann fragen, was Sie . . . wohin Sie ſich zu wenden gedenken?“

Lena ſah ihn mit einem dankbaren und zugleich mitleidigen Blicke an. In ſeinen Worten lag ſo viel Reſignation und zugleich ſoviel ſorgender, warmer Anteil. Sie hatte völliges Vertrauen zu ihm und es war ihr jetzt eine Wohlthat, daß ſie ſich gegen Jemand ausſprechen durfte.

„Gedenken Sie wieder nach Hauſe zurückzukehren?“

„Ach nein! Das iſt für mich unmöglich!“ ſagte ſie traurig. „Ein Zuhauſe giebt es für mich nicht. Sie ſind dort froh, daß ſie . . . Nein, ich denke mich

nach der Hauptſtadt zu wenden, mich ſelbſtändig zu machen. Dort finden ſich wohl am erſten Mittel und Wege ſich einen Unterhalt zu verſchaffen."

„Nach . . . in der Hauptſtadt?!"

„Ja!"

„Ach, das iſt aber ſchwer, Fräulein Lena!"

„O, ich fürchte mich nicht davor!"

„Nein! Sie haben das auch nicht nötig! . . . Aber . . . doch . . . ſo allein! So ganz allein! . . . Nicht wahr, Sie haben dort keinen Anhang?"

„Nein! Es muß auch ſo gehen!"

„O, das dürfen Sie nicht! . . . Das ſollen Sie auch nicht, liebes Fräulein Lena! . . . Ich könnte das nicht ertragen, wenn ich denken ſollte," ſetzte er leiſe hinzu, „daß Sie ſich ſo allein in der großen Stadt mit all den Widerwärtigkeiten herumſchlagen ſollten! Ich könnte das nicht ertragen, Fräulein Lena!"

Lena wandte ſich ab.

„Ich will Ihnen einen Vorſchlag machen, wenn ich darf, Fräulein Lena!" ſagte er leiſe, bittend. „Ich reiſe morgen zunächſt nach Hauſe, zu meinen Eltern, die ich ſehr lange nicht geſehen habe. Es ſind zwei gute, alte Leute, und ſie ſitzen ganz allein in ihrer alten Dorfſchule. Dazu ſind ſie nun auch nicht mehr recht auf den Beinen, namentlich die Mutter. Ich bin nun jetzt auch nur wieder auf ganz kurze Zeit zu Hauſe; dann muß ich mein Probejahr antreten und dann bekomme ich eine Stelle. Sehen Sie, und wenn ich nun . . . wenn ich nun wüßte, daß ſie . . . daß ſie Jemand hätten, der ſich ihrer annähme und ſie

pflegte, ſo wäre mir das eine ſehr große Beruhigung. Und wenn ich wüßte, daß Sie das wären, liebes Fräulein Lena. . . . Wollen Sie?"

„Ich bin Ihnen für Ihren Vorſchlag herzlich dankbar, von ganzem Herzen, lieber Herr Kandidat! Aber ob ſich das wohl auch ſo ohne weiteres ausführen läßt, wie Sie ſich's denken?" fragte ſie mit einem halben Lächeln.

„O ſicher! Sicher! Das iſt der kleinſte Kummer!" ſagte er eifrig und ganz fröhlich, da ihm Lena's Worte ſchon eine halbe Zuſage zu enthalten ſchienen. „O, wie ſie ſich freuen würden! Sie müßten ſie nur kennen. Sie ſind ſo liebevoll, ſo gut! Und dann: was ich ihnen empfehle, das muß von vornherein gut ſein. Sie ſind ſehr ſtolz auf mich. Lieber Gott! Ich bin ihr „Einziger!" . . .

Und ſehen Sie, liebes Fräulein Lena! Sie würden ſich da bei ihnen doch auch viel wohler fühlen, als wenn Sie da in der großen Stadt ſo ganz allein auf ſich ſelbſt angewieſen wären! . . . Und ein Hinderungsgrund iſt ja doch nicht da, daß Sie das Anerbieten nicht annehmen ſollten und — könnten," ſetzte er leiſe hinzu.

Lena hatte ihn, während er zu ihr redete, unausgeſetzt angeſehn.

Sie hatte ihn mit Rudolf verglichen.

Er war einfach, ſchlicht, äußerlich unbeholfen der Herr Kandidat und ein wenig altmodiſch, und doch: er gefiel ihr. Er war ein Menſch, der trotzdem in

die Welt paßte. Es lag etwas in ſeinem Weſen, was ihr imponirte.

„Ich nehme es an, Herr Kandidat!“ ſagte ſie mit ihrer alten, gewohnten Entſchloſſenheit und reichte ihm die Hand.

„O, ich danke Ihnen! Ich danke Ihnen!“

„Und . . . und nun will ich Ihnen auch noch — auf Ihre andere, erſte Frage antworten.“

Er ſah ſie mit freudiger Spannung an.

„Ja!“ ſagte ſie ſchnell . . .

XXI.

Rudolf konnte in dieſer Nacht keinen Schlaf finden. Schwere Gedanken und eine unbeſtimmte Unruhe hielten ihn wach.

Er ahnte, daß Lena in dieſer Nacht das Haus verlaſſen werde. Er wußte, daß ſie keinen Augenblick länger bleiben werde.

In die Sophaecke gedrückt, lauſchte er auf jedes Geräuſch.

Aber er hörte nur den Wind, der draußen in dem Baum vor dem Fenſter raſchelte.

Seine faſt ganz entlaubten Aeſte ſtrichen in der bedrückenden Dunkelheit fortwährend ſchwarz vor dem Fenſter hin und her.

Irgendwo in der Nachbarſchaft wimmerte und heulte unausgeſetzt in langgezogenen Tönen ein Hofhund.

Rudolf erinnerte ſich bei ſeinem Geheul an den

Aberglauben der Leute, nach welchem dieſes Wimmern den Tod Jemandes in der Nachbarſchaft bedeute.

Er wandte das Geſicht vom Fenſter ab, rührte ſich in ſeiner dunklen Sophaecke und ſtarrte vor ſich hin in das Zimmer, bis ihm die Augen brannten.

Jetzt war nun die Entſcheidung gekommen. Jetzt konnte er ihr nicht mehr ausweichen.

Freiheit oder das Aufgehen in ſeiner Umgebung, in dieſer Umgebung . . .

Und nun war ihm das Furchtbare ganz klar und deutlich geworden: daß er dieſer Entſcheidung nicht gewachſen war.

„Du biſt nicht der Menſch dazu.“

Die Gedanken gingen ihm aus. Er fühlte ſich wie gelähmt. Nur dieſe Worte, die er geſtern von ihr gehört hatte, lagen ihm mit bleiſchwerem Drucke im Gehirn. Er konnte ſie nicht los werden. Aber er fühlte nichts dabei. Er war wie abgeſtorben.

In vollſtändiger Geiſtesabweſenheit, ganz mechaniſch, pfiff er leiſe ein Stück Melodie zwiſchen den Zähnen, zu der er ſich jene Worte als Text dachte . . .

Endlich kam er zu ſich.

Er erſchrak über ſich ſelbſt und mit einem tiefen Stöhnen drückte er ſeine trockenen, brennenden Augen gegen das Polſter des Sopha's.

Wieder hörte er den Hund und wieder mußte er an jenen Aberglauben denken . . .

Plötzlich fuhr er zuſammen und ſprang in die Höhe.

Draußen im Gange ging eine Thür.

Leiſe, ganz leiſe.

Er hätte das Geräuſch kaum hören können, wenn ſeine Nerven nicht ſo furchtbar überreizt geweſen wären.

Jetzt: leiſe, vorſichtige Schritte: ſich entfernend: nach der Treppe zu . . .

Herrgott! Noch war es Zeit! Noch . . .

Er bekam ein unbändiges Herzklopfen.

Er wollte eine Bewegung nach der Thür hin machen; aber er war nicht im Stande ſich von der Stelle zu rühren.

Jetzt ging es die Treppe hinunter.

Es lief ihm kalt über den Rücken.

Er ſtürzte zum Fenſter und preßte ſeine brennend-heiße Stirn gegen die Scheiben.

Nach einer Weile ſah er eine dunkle Geſtalt unten vorbei durch den Garten huſchen . . .

XXII.

„Nun, haſt Du Dir die Sache alſo nun überlegt?“ fragte Herr Berger, der ſich von Tag zu Tag mehr erholt hatte, Rudolf.

„Ja!“

„Na! Ich hoffe, daß Du eingeſehen haſt, daß das alles Unſinn und Verdrehtheit war! Du biſt alſo einverſtanden, daß meine Abmachungen mit Paſtor Höpfner beſtehen bleiben! Ja?“

„Ja! Ich bin damit einverſtanden!“

„Na, ſiehſt Du! Das iſt vernünftig mein Junge! Im Uebrigen will ich Dir dann einen Vorſchlag machen, mit dem Du ſicher auf jeden Fall einverſtanden ſein wirſt!“

Rudolf horchte auf.

„Zu Hauſe ſcheinſt Du jetzt doch nicht gut zu thun! Es wäre am Ende deshalb ganz ſchön und Dir wohl auch ganz angenehm, wenn Du ein bischen

das, was man so die große Welt nennt, kennen lerntest! Was meinst Du dazu? He?"

„Ja, ja! Das wäre sicher sehr gut!"

Rudolf bekam auf einmal wieder so etwas wie neuen Mut und neue Hoffnung.

„Schön! Ich ahnte schon im Voraus, daß Dir das nicht unangenehm sein würde. Ich habe daher auch schon an einen Hamburger Geschäftsfreund geschrieben! ... Es ist ein großes Commissionsgeschäft. Du kannst sofort eintreten. Schon in den nächsten Tagen kannst Du Dich reisefertig machen. Nach zwei Jahren vielleicht werden wir uns dann wiedersehen. Das Leben ist eine gute Schule, mein Junge! Na, was sagst Du dazu?"

Herr Berger lehnte sich behaglich in seinen Polsterstuhl zurück, faltete die Hände über dem Magen und sah Rudolf fragend mit einem halb listigen Lächeln an.

„O, ich danke Dir, Papa! Das ist das Allerbeste!"

„Sicher, das Allerbeste! Das kannst Du mir alten Praktikus schon glauben! Im übrigen freut es mich, daß wir uns endlich verstehen lernen! Nun gieb mir die Hand! So!"

Sie reichten sich die Hand und fixierten sich eine Zeitlang mit einem Lächeln, in dem sie die Hoffnung auszusprechen schienen, daß einer den anderen überlisten werde ...

Als die Familie beim Mittagessen zusammen traf, merkten Frau Berger und Martha gleich, daß sich die Beiden versöhnt hatten, und zum ersten Mal seit langer Zeit herrschte eine ungezwungene Stimmung.

„Rudolf wird reisen! Wir haben uns eben in allem verständigt!“ meldete Herr Berger und Frau Berger und Martha nickten Rudolf zu.

In der nächsten Woche reiste er mit den besten Hoffnungen für die Zukunft ab. — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Beinahe zwei Jahre waren seitdem vergangen.

Rudolf hatte sich zuerst in der großen Handelsstadt, die ihn mit ihrem ungeheuren Verkehr verwirrte, recht einsam gefühlt.

Deshalb hatte er auch versucht mit Kemnitz einen Briefwechsel anzuknüpfen.

In einem dieser Briefe hieß es genau folgendermaßen:

„Ich sehne mich heraus aus meiner jetzigen „Athmosphäre, die mich von Tag zu Tag mehr „zu ersticken droht. Aber, ich muß es offen gestehen, „ich habe nicht den Mut mit allen meinen jetzigen „Lebensverhältnissen zu brechen und mich rücksichtslos meinen Idealen hinzugeben. Es widerstreiten da in meinem Innern zwei sich entgegengesetzte Elemente. Das eine drängt mich mächtig „hin zur Freiheit, während mich das andre gewaltsam zur Erde zieht. Hin und hergezogen „von den Verhältnissen habe ich noch keinen „festen Halt gefunden, noch nicht den Punkt, von „welchem ich ausgehen und fortschreiten kann.

„Oft versuche ich es mir einzureden, es sei „der Verstand, welcher mich davon zurückhalte, „aber es ist dies nur ein Nebelbild, mir selbst

„die Wahrheit zu verſchleiern. Nein, wenn ich „wahr und offen gegen mich ſelbſt bin, muß ich „mir eingeſtehen, daß es einzig und allein die „gewaltige Kraft der Gewohnheit iſt, welche mich „von energiſchen Schritten zurückhält!

„Unzufrieden mit mir ſelbſt, mit meiner Um„gebung, mit meinem Berufe: ſo laſſe ich mich „völlig von den Verhältniſſen beherrſchen; ich „kann mich nicht rühmen, ſchon der Verhältniſſe „Herr zu ſein, nein, ich bin ganz ihr Sklave!

„So geſtaltet ſich denn auch mein Leben hier „ziemlich einſeitig und ſchaal. Meine Stimmung „iſt genau den jetzigen Witterungsverhältniſſen „angemeſſen, grau und düſter! —

„Schreibe mir bald, recht bald! —“

Aber Rudolf hatte auf dieſen Brief, der ſo merkwürdig mutlos und unklar und doch ſo deutlich war, eine ganz eigentümliche Antwort bekommen, eine Antwort, die ſo gut wie gar nicht auf das weſentliche einging, ſondern nur ſehr viel von all den fachwiſſenſchaftlichen Arbeiten zu berichten hatte, mit denen Kemnitz jetzt überhäuft war und ſie hatte mit vielen Entſchuldigungen geſchloſſen.

Das war in der erſten Zeit geweſen.

Dann war der Briefwechſel bald ganz in's Stocken gekommen.

Allmälich hatte Rudolf, zunächſt um irgend eine Zerſtreuung zu haben, ſich mit ſeinem Berufe befreundet und mit der Zeit brachten es die Verhältniſſe ganz unmerklich mit ſich, daß er ſich daran gewöhnte.

Nach zwei Jahren kam er zurück und Herr Berger war mit ihm zufrieden. —

Auf die zuweilen noch etwas gedrückte Stimmung Rudolfs achtete er nicht. Dafür hatte er keine Augen und auch gar keine Zeit. Die Hauptsache war, daß sich Rudolf im Geschäfte tüchtig zeigte. Alles übrige war nebensächlich und würde sich, wie Herr Berger meinte, wenn er es ja einmal bemerkte, bald von selbst machen . . .

Indessen hatte Rudolf ein großes Bedürfnis sich mit einem seiner Freunde auszusprechen. Mit Stützer traf er aber sehr selten zusammen. Er hatte noch nicht viel mit ihm sprechen können. Er wußte kaum mehr von ihm, als daß er Redakteur einer Zeitschrift geworden sei und sich seinen Unterhalt mit der Feder verdiene. Außerdem sprach man von einem Buche, das seinen Namen in weitere Kreise getragen habe . . .

Da bekam er eines Tages einen unerwarteten Besuch.

„Wirklich?! Karl!“

Lebhaft mit ausgebreiteten Armen ging Rudolf auf Kemnitz zu.

Kemnitz legte sein Vogelgesicht zur Seite und drückte Rudolf mit seinem süßesten Lächeln die Hand.

„Mein lieber Rudolf!“

Rudolf fühlte sich wirklich sehr erleichtert.

„Ach, das ist ja wunderschön, eine ganz wunderbare Ueberraschung! — Bitte komm! — Setz' Dich! — Ich habe wirklich ordentlich danach gelechzt, wieder

einmal einen von Euch zu haben, mit dem ich mich aussprechen könnte!“

Er zog Kemnitz, der sich, fortwährend lächelnd, ein paar hocheleganter, gelbe Glacé's von den Händen streifte, eifrig zu einem Sessel hin. Vorsichtig, mit einem gewissen Behagen ließ Kemnitz sich darauf nieder. Rudolf betrachte ihn einigermaßen erstaunt. Erst jetzt bemerkte er, wie sehr sich Kemnitz verändert hatte.

Vorn lugte aus seinem offenen, gelben, mit Atlas gefütterten Sommerüberrock, der nach der neuesten Mode zugeschnitten war, ein hocheleganter, schwarzer Gesellschaftsanzug vor. Die Kopffrisur war völlig tadellos. Sein dunkelblonder, pomadisirter Scheitel glänzte ordentlich. Sein sonst so schmales Gesicht war runder geworden und zeigte eine zarte, diskrete Röte. Unter der gebogenen Nase kräuselte sich ein offenbar äußerst sorgfältig gepflegtes rötliches Schnurrbärtchen. Unter dem Arm vor leuchtete das blauseidene Futter eines chapeau claque. An der tadellos weißen, schlanken Hand mit den wohlgepflegten rosa Fingernägeln trug er einen dicken goldenen Ring.

„Na? Du staunst mich ja an wie ein Wundertier?“

Kemnitz lächelte, nicht ohne eine gewisse Selbstgefälligkeit.

„Du hast . . . Ich finde, Du hast Dich sehr verändert!“

„Nicht? . . . Ja, ja!“ machte Kemnitz leichthin und betrachtete seine Hand, die er auf dem roten Sammet des Sessels spreizte.

„Ach, ich ſage Dir! Ich bin von all den Anſtandsviſiten ganz — hinfällig! . . . Man hat ſo eine Menge von Verpflichtungen!“

Er beugte ſich ein wenig nach vorn und betrachtete die langen Spitzen ſeiner engliſchen Schuhe.

„Du mußt nämlich wiſſen, daß ich wieder ganz Dein Mitbürger bin?“

„Ah?!“

„Ja, ich bin als Referendar hierhergekommen!“

„Als Referendar?“

„Ja!“

„Aber . . . ja, aber . . . hatteſt Du nicht eine Abneigung gegen den Staatsdienſt?“

Kemnitz wiſchte äußerſt ſorgfältig, beinahe zärtlich über den Rand ſeines chapeau claque, puſtete dann leicht über die Stelle und zuckte die Achſeln.

„Hm! Siehſt Du, mein lieber Junge! . . . Ich habe meine Anſichten hierüber geändert!“

„So?“

„Ja, lieber Gott! wie in ſo manch anderer Beziehung! Man entwickelt ſich doch, nicht wahr?“

„Allerdings! Aber . . . aber . . . unſere früheren Ideen . . .“

Kemnitz zuckte wieder die Achſeln und unterzog abermals ſeine Fußſpitzen einer genauen Betrachtung.

„Hm! Im Vertrauen geſagt, lieber Rudolf!“

Kemnitz legte ihm die Fingerſpitzen auf den Arm.

„Im Vertrauen geſagt: das war doch alles im Grunde genommen recht, recht jugendlich und unreif!“

Rudolf erwiederte hierauf nichts.

„Sieh mal! Ich will ja gar nichts ſagen, daß das nicht alles begreiflich und ſogar recht ſchön geweſen wäre. Wirklich! Ich muß geſtehen: dieſer jugendliche Enthuſiasmus hat noch heute für mich, etwas — eh! — nun .... Rührendes, und ich erinnere mich oft ſehr, wirklich ſehr gern an die ſchönen Stunden, die wir damals auf meiner alten, romantiſchen Bude — hahaha! — mit einander verbrachten: aber, ſieh doch mal! Schließlich waren das doch Kindereien und es mußte unfehlbar einmal ein Ende haben. Ich bitte Dich! Wir hatten ja nicht die allergeringſte Lebenserfahrung, lieber Rudolf!“

„Nein! Da haſt Du Recht! Die hatten wir allerdings nicht!“

„Sicher nicht! Ach leider, leider! ... Ich fühle Dir das ſo nach! ... Sie modifiziert ſo vieles! Man muß ſo vielem entſagen!“

Sein Geſicht hatte für einen Augenblick einen ſehr elegiſchen Ausdruck angenommen.

Er drehte an ſeinem Ringe hin und her und gähnte dann leicht.

Rudolf erholte ſich endlich von ſeiner Betroffenheit.

„Aber doch! Ich hätte nie geglaubt ...“

Kemnitz wandte ſich jetzt mit der feierlichen Miene eines Menſchen zu ihm, der bei einem Leichenbegängnis zugegen iſt.

„Ja, lieber Rudolf! Du haſt Recht! ... Und doch! Es mußte ſo kommen! ... Aber ſieh mal, damit iſt doch nun nicht geſagt, daß man nicht mehr ſeine Ideale hätte! O, wir haben noch unſre Ideale!“

Rudolf ſchwieg.

„Nein, ich begreife immer noch nicht . . .“ ſagte er endlich.

„Hm! . . . Na! Sieh mal! . . . Wir betonten in allem unbedingte Selbſtherrlichkeit des freien Individuums! Das iſt ja eine ſehr ſchöne und im gewiſſen Sinne ſogar hochmoraliſche Forderung! Gewiß! — Aber . . . ſie hat unſtreitig auch ihre Schattenſeiten. Eine dieſer Schattenſeiten zeigte ſich nun bei uns! . . . Wir verſtanden nämlich unter dieſer Selbſtherrlichkeit eingeſtandener oder uneingeſtandenermaßen: abſolute Willkür, das Belieben zu thun und zu laſſen, wonach gerade die augenblickliche Laune ſtand!‘

„Haſt Du ſchon mit Stützer geſprochen?“

„Hm! Er iſt heute noch der alte Phantaſt!“

„So?“

„Er hat ja unſtreitig, wirklich! er hat ſogar ſehr viel Talent. — Aber ich halte die Ideeen, die er hat, für ſehr, für äußerſt unfruchtbar. Ich will nicht läugnen: ich hatte früher ähnliche Ideeen. Sie ſind gar nicht ſo neu, wie unſer guter Stützer annimmt,“ ſetzte er mit einem ſelbſtgefälligen Lächeln hinzu. „Aber, ich bitte Dich! Die „ſchöne Litteratur“ ſpielt ja heutzutage gar keine Rolle mehr! Wer intereſſiert ſich denn dafür! Und dieſer Indifferentismus will nicht blos leichthin verurteilt, er will auch verſtanden ſein. Unſre Zeit iſt eine weſentlich praktiſche. Staatsmänner, Politiker, Nationalökonomen ſind heute nötig. Hier haben die beſten Intelligenzen einen freien Spielraum. —

Er kann meiner Anſicht nach nichts, gar nicht erreichen. — Du weißt, er hatte damals eine wahre Wut gegen das arme Wörtchen „Compromiß“. Und ſchließlich muß man ſich ja doch, namentlich in ſeinen Verhältniſſen, zunächſt irgend eine ſolide Lebensſtellung, eine Art Operationsbaſis ſozuſagen ſchaffen. Schließlich iſt das das Vernünftigſte. — Wir wußten damals eben im Grunde noch nicht recht, was wir wollten. Ja, ja! Siehſt Du! . . .“

Kemnitz gähnte wieder leicht und vergrub ſeine Schuhe behaglich in dem dichten Eisbärenfell, das als Teppich diente.

„Hm! — Aber nun erzähle doch, mein lieber Rudolf! Wie iſt es unterdeſſen denn Dir ergangen!“

Kemnitz ſtreichelte liebkoſend über den Sammet des Seſſels und ſah Rudolf ganz unbefangen an.

Rudolf winkte abwehrend.

Endlich konnte er aber trotz eines leichten Unbehagens, das er ſeinem Freunde gegenüber, der ſo verſtändig und praktiſch geworden war, empfand, und deſſen er ſich nicht recht zu erwehren vermochte, dem Bedürfnis nicht widerſtehen, ſich auszuſprechen.

„Schlecht!“

„Aber . . wie kommt denn das?“ fragte Kemnitz ganz erſtaunt, als könne er Rudolf abſolut nicht begreifen, ſo daß dieſer beinahe ſich verlegen fühlte und ein wenig ärgerlich wurde.

„Ich bitte Dich! Wie kannſt Du denn noch fragen!“

„Na! . . Ich muß geſtehen . . Du haſt hier den

vollendetſten Comfort, brauchſt Dir gar nichts zu verſagen . . .“

„Ach, ich bitte Dich!“

„Nein! Ich verſtehe nicht . . . hm!“

Endlich ſchien ſich Kemnitz aber doch bewegen zu laſſen, ihn zu verſtehen, denn er lächelte ſchonend und betrachtete ſeine Hand. Sie hob ſich ſo ſchön weiß von dem roten Untergrund ab.

„Ich hatte früher meinem Vater meine Ueberzeugungen nicht verhehlt. Du kannſt Dir denken, wie ich damit ankam! — Nun, ich habe ja unterdeſſen auch eingeſehen, daß er Recht hatte, aber . . .“

Rudolf erhob ſich unruhig und trat an's Fenſter.

„Uebrigens, Du . . Ich . . ich ſoll — heiraten!“ ſagte er plötzlich, ohne ſich umzuwenden.

„Wie?! Heiraten?! Ach!“

Kemnitz ſprang auf und trat zu ihm an's Fenſter.

„Heiraten?!“

Auf das allerfreudigſte überraſcht, hatte er ihm die Hand auf die Schulter gelegt.

„Ja, Heiraten! . . . Damit iſt doch wohl alles geſagt?“

„Wie meinſt Du das! . . Nein, aufrichtig, lieber Junge! . . . Ich finde das ſehr vernünftig!“

„Vernünftig? O ja, vernünftig mag es wohl ſein! . . . . Die Partie iſt brillant! . . . . Fräulein Martens! Die beſte Partie in der Stadt!“

„Fräulein Martens?!“

‚Kennſt Du ſie?“

„Ja! Ich hatte ſchon das Vergnügen, bei Marten's eingeführt zu ſein!“

„Aber Menſch! Begreifſt Du mich denn wirklich nicht?“

„Nein! Wirklich! . . . . Sie iſt liebenswürdig, ſchön . . Ich . . Nein, ich kann Dich wirklich nicht verſtehen!“

„Aber . . . Lena . . .“ flüſterte Rudolf, etwas unſicher.

Kemnitz huſtete.

„Hm! . . Haſt Du Dich mit Deinem Vater ſchon darüber ausgeſprochen?“

„Nein! Aber . . .“

„Hm! . . . . Armer Junge! Du liebſt ſie alſo noch?

„Aber . . . natürlich . . .“

Kemnitz legte ihm wieder die Hand auf die Schulter. Sein Geſicht war jetzt ganz ſchonendſte Teilnahme.

„Na! Komm' mal her, lieber Junge! . . . Wir wollen einmal ein Wort über die Angelegenheit reden! Ich weiß, es wird Dir eine Erleichterung ſein, Dich einmal ausſprechen zu können!“

Rudolf ließ ſich von ihm zum Seſſel zurückführen. Sie ließen ſich nieder.

Kemnitz tippte ihm mit der Fingerſpitze auf's Knie und ſah ihn an.

„Hm! Sieh mal! . . . Ich weiß ja Deine Empfindungen vollkommen zu würdigen, lieber Rudolf! . . .

Vollkommen! Du kannſt es mir glauben! . . . Ich habe ja meine erſte Liebe auch hinter mir.“

Kemnitz, der ſich etwas vorgebogen hatte, ſo daß ſein Geſicht in dem großen Spiegel zwiſchen den beiden Fenſtern ſichtbar wurde, muſterte ſich einen Augenblick.

Er nahm einen ſehr elegiſchen Geſichtsausdruck an.

„Aber lieber Himmel! Es iſt ſozuſagen ein Axiom, daß dergleichen Neigungen ausſichtslos ſind!“

Er ſeufzte ſehr natürlich und warf einen ſchmachtenden Blick zur Decke.

„Auch ich habe entſagen müſſen!“

Er machte ſehr graziös eine reſignierende Handbewegung.

„Aber wir wollen jetzt davon ja nicht ſprechen! . . . Nehmen wir alſo Deinen Fall! . . . Sieh mal, mein lieber Rudolf! Ich kann Dir vollkommen nachweiſen, wie ſich Deine Neigung pſychologiſch entwickelt hat und erklären läßt. Um es gleich kurz zu ſagen: Deine Neigung war mehr Mitleid als Liebe!“

„Oh!“

„Nicht? Nun ich kann mich ja täuſchen! Aber ich habe es mir immer ſo zu erklären geſucht! . . . Nicht wahr! Wir hatten damals auch eine gewiſſe jugendliche Neigung für den Armen, Notleidenden, den Proletarier, den vierten Stand. Es war das auch ſo eine Jugendneigung, eine zeitgemäße Spielart der Romantik. Na, nun ſie hat ſich denn auch notwendigerweiſe mit den Jahren und der gereifteren Erfahrung — und! — ſagen wir: modifiziert. Sieh mal! Nun fandeſt Du in Deiner — nun ja! — in Deiner

nächſten Umgebung ein hübſches, mit allen möglichen, liebenswürdigen Eigenſchaften ausgeſtattetes Mädchen in, wenn auch nach Lage der Verhältniſſe nicht grade kümmerlichen, aber doch immerhin betrübenden, mitleidswerten Verhältniſſen. Ich bitte Dich! Es war ja gar kein Wunder, daß dieſe Neigung zu Stande kam! Schönheit, Liebenswürdigkeit, Verſtand und die Romantik des — nun ja! immerhin, gewiſſermaßen doch des — hm! — Proletariats, vereinigte ſich ſie zu Stande zu bringen. Du liebteſt in Lena, wenn ich mich ſo ausdrücken ſoll, den verkörperten vierten Stand, die Verlaſſenen, Ausgeſtoßenen und wie wir damals ſonſt zu ſagen pflegten!“

Kemnitz räuſperte ſich und warf wieder unabſichtlich einen flüchtigen Blick in den Spiegel.

Rudolf ſah noch immer nicht auf.

Er war die ganze Zeit über in Nachdenken verſunken geweſen.

„Sage mal ehrlich, lieber Rudolf! Die Hand auf's Herz! Haſt Du Dir während — hm! — während der Conflikte der letzten Zeit nicht ſelbſt ſchon ähnliches geſagt?“

Rudolf winkte ſchwach mit der Hand.

„Nicht wahr, ich habe nicht ſo ganz Unrecht?“

„Was für ein feiner Pſycholog Du biſt!“

Es war ungewiß, ob in dieſem Ausruf eine Ironie oder ein Lob, eine Beſtätigung lag.

Kemnitz, der ſich ſtets etwas auf ſeinen pſychologiſchen Scharfblick eingebildet hatte, nahm ihn augen-

ſcheinlich im letzteren Sinne, denn er zwinkerte ſchlau mit den Augen und lächelte geſchmeichelt.

„Sicher, ſiehſt Du! Ich glaube nicht, daß ich mich ganz täuſche! — Es iſt ja nun allerdings nicht ausgeſchloſſen, daß ſo etwas wie Liebe im Spiele geweſen iſt; das iſt ja ganz erklärlich. Aber Liebe darf doch nicht blos auf Mitleid beruhen!“

Er rollte ſeinen Seſſel an Rudolf heran.

„Und ſieh mal, mein lieber guter Rudolf! Dieſe Neigung mußte ja von vornherein ganz ausſichtslos ſein!“

Rudolf rückte unwillkürlich ein wenig abſeits.

„Nein! Ich kann nicht . . . es wäre doch von mir . . . gewiſſenlos . . . wenn ich . . .“

„Hm! hm! . . . Ja . . . eh! . . . das iſt ja ſehr lobenswert von Dir, lieber Junge! . . . Wirklich! Du biſt doch ein famoſer Kerl! Ein Prachtmenſch! — Aber — e . . .“

Kemnitz zuckte die Achſeln und zog die Mundwinkel nach unten.

„Aber — ſage ſelbſt! Was heißt das? „Es wäre gewiſſenlos“. Ja, ich bitte Dich, mein lieber, lieber Junge! Wenn Du die Sache ſchon vom Standpunkte der Pflicht aus betrachteſt . . .“

Er beſah äußerſt bedenklich ſeinen chapeau claque.

„Aber ich . . . ich . . . ich kann es nicht!“

Rudolf war wieder aufgeſprungen und rannte verzweifelt auf und nieder.

„Sieh mal! Das wird und muß ſich mit der Zeit geben, mein lieber Rudolf! Wirklich . . .“

Er erhob ſich und ging neben Rudolf her.

„. . . wirklich! Wenn Du in der Sache erſt ganz klar ſiehſt, wirſt Du einſehen, daß dieſe Neigung völlig ausſichtslos war! Ein liebes Mädchen! Ja! . . . Aber ſie würde unmöglich in die Verhältniſſen paſſen, in welche Du ſie einführen würdeſt. Außerdem bin ich der feſten Ueberzeugung, daß ſie verſtändig genug iſt, das ſelber einzuſehen!“

„Sie hat mich allerdings — aufgegeben! . . . Aber . . .“

„Ah! Siehſt Du?! . . . Nein, das war ja auch alles Romantik, Romantik, nichts als Romantik, liebſter Junge! Wenn Du ſie nun jetzt auch wieder aufſuchen, Dich ihr nähern könnteſt, ſo würde doch Dein Vater nie ſeine Zuſtimmung geben und Du würdeſt ſie ſelbſt — nicht nur Dich — in eine Lage bringen, unter der ſie leiden würde! Das mußt Du doch auch bedenken!“

Rudolf atmete tief auf.

„Sprechen wir nicht mehr davon!“

„Ja, es iſt das Beſte! Wir wollen vorläufig nicht mehr davon reden! Du brauchſt Zeit, um Dich nach alle dem vollſtändig zu ſammeln. Ach ich weiß ja! So etwas überwindet man nicht ſo leicht! Nicht wahr?“

Dieſer Kemnitz lächelte.

Rudolf wußte nicht, warum er auf einmal geradezu eine Wut gegen ihn empfand . . .

„Ich hoffe das Allerbeſte! Jedenfalls nimmſt Du

mir nichts übel? Nicht wahr? . . Nicht wahr, mein lieber Rudolf?“

Kemnitz, der ſich unterdeſſen langſam ſeine Glacè's übergeſtreift hatte, hatte jetzt ein ernſtes, ungemein treuherziges Geſicht angenommen und ſah Rudolf bewegt in die Augen, während er zum Abſchied ſeine Hand drückte.

Rudolf fühlte, wie er wieder ganz weich wurde.

„O, wie . . . wie ſollt' ich? . . Ja! Du meinſt es ganz gut!“

„Nicht wahr? Du ſiehſt das ein? Du fühlſt das? Oh, ich wußte es ja! — A propos! Wir werden uns den Winter über viel in Geſellſchaft treffen! . . Es wird ein recht amüſanter und hoffentlich auch ſehr — ereignisreicher Winter werden! Hehe!“

Schon bei der Thür, blinzelte er Rudolf noch einmal zu.

„Lieber Junge! Das Leben hat auch ſeine Annehmlichkeiten! Man muß es nur nicht zu ernſt nehmen!. . Na alſo! A rivederci? . . Nicht wahr? Adieu! . . .“

XXIII.

Nein! Allzu ernſt durfte man das Leben auch nicht nehmen. Mit der Zeit lernte Rudolf das ganz fühlen. Er erinnerte ſich oft an Kemnitz Worte: „Das war doch alles damals noch recht jugendlich und unreif.“ Bisweilen konnte ſogar eine Art von Beſchämung über ihn kommen, wenn er dieſer früheren Unreife gedachte.

Das war auch ganz natürlich.

Es war nämlich geradezu erſtaunlich, bis zu welchem Grade ihm ſeit ſeiner Rückkehr von Hamburg jetzt alles verändert erſchien zu Hauſe.

Er merkte jetzt, wie ſehr er damals übertrieben hatte. Uebertrieben! Ja, das war das rechte Wort. Uebertrieben, jugendlich, romantiſch . . .

Mit ſeinem Vater konnte er, wie es ſich jetzt zeigte, im Grunde ſehr gut auskommen.

Er war ein wenig derb, etwas geradezu: aber das war doch ſchließlich keine ſchlechte Eigenſchaft von ihm;

und daß er übrigens in seinen Ansichten Rücksicht nahm auf seine gesellschaftliche Lebensstellung, das fand Rudolf jetzt auch ganz begreiflich und natürlich.

Er hatte eben in der letzten Zeit die große Erfahrung gemacht, daß das Leben im Grunde doch noch ganz anders ist, als unsre Ideale und daß man sich mit den letzteren nicht überstürzen dürfe.

Auch seine Mutter lernte er jetzt ganz anders beurteilen.

Nein, er konnte wirklich gar nicht begreifen, wo er denn nur damals seine Augen gelassen hatte.

Gerade, was sie betraf, so machte er sich die meisten und bittersten Vorwürfe.

Sie hatte ein so ruhiges und gleichmäßiges Temperament.

Nein! Was hatte er damals nur alles zusammenphantasiert!

Dazu kam, daß ihm jetzt das Verhältnis, in welchem der Assessor zum Hause stand, schon längst völlig klar war, denn bereits während seines Aufenthaltes in Hamburg hatte er die Anzeige von seiner Verlobung mit Martha erhalten, und jetzt nach seiner Rückkehr merkte er erst, was für ein liebenswürdiger, netter, angenehmer, weltgewandter Mensch sein künftiger Schwager war. Zu alledem kam noch, daß man ihn bei seiner Rückkehr aus Hamburg auf das liebenswürdigste empfangen hatte. Mit keinem Worte, auch nicht mit der leisesten Andeutung hatte man all' jener unangenehmen und im Grunde recht thörichten Vorkommnisse gedacht.

Außerdem trug es viel dazu bei, das Verhältnis zu ſeinem Vater zu einem guten zu machen, daß dieſer ſich mit den kaufmänniſchen Kenntniſſen, die ſich Rudolf während ſeiner Abweſenheit angeeignet hatte, ſehr zufrieden erklärte.

Nicht ohne Einfluß auf ſeine Umwandlnng war auch die äußere Lebensweiſe, die er jetzt wiederfand, und die er von früheſter Jugend auf gewöhnt war.

Alle dieſe prächtigen Zimmer, die Theaterbeſuche, Logenkonzerte, Abendgeſellſchaften und Bälle, wo er alte Bekannte traf, neue fand, der Verkehr mit ſeinen Berufsgenoſſen, der ſich jetzt mehr und mehr nötig machte, das Geſchäft, das ſeine Zeit und Kraft in Anſpruch nahm: alles das machte jene Umwandlung zu einer immer vollſtändigeren . . .

Es war am Abend vor Weihnachten.

Das Contorperſonal hatte ſich entfernt.

Auch der erſte Buchhalter, der ein reichliches Weihnachtsgeſchenk von dem Chef bekommen hatte, ſchloß jetzt ſein Pult zu und verabſchiedete ſich mit einer wahren Feiertagsmiene.

Herr Berger und Rudolf waren allein im Contor.

Auch Rudolf erhob ſich jetzt von ſeinem Drehſeſſel und wollte ſich hinauf in die Wohnung begeben.

„Warte doch einen Augenblick, mein Junge! Ich möchte gern noch etwas mit Dir beſprechen!“

Herr Berger war bei vortrefflichſter Laune. Er ſtrahlte wieder einmal über das ganze Geſicht.

Seit dem Brande war ja schon längst wieder alles hübsch in Gang gekommen. Neue Niederlagen waren gebaut und Herr Berger hatte nicht nur mit jener, sondern auch einigen anderen kleineren Speculationen Glück gehabt. Er hatte sein Gleichgewicht, seine gewohnte Gemütsruhe und frohe Laune längst wiedergewonnen.

Er schloß seine Papiere in's Pult und lud Rudolf ein mit ihm in das Kabinett zu treten.

Es war durchaus im Stile des früheren gehalten. An der Wand, neben dem Auszahltische stand der schwere, eiserne Geldschrank, dem das Feuer nichts hatte anhaben können, als wenn gar nichts vorgefallen wäre und er immer so an demselben Flecke gestanden hätte.

„Nimm Platz, mein lieber Junge!"

Sie ließen sich auf dem kleinen Sopha nieder.

„Hier, steck Dir eine Cigarre an! Wir wollen unsre Angelegenheit in aller Gemütlichkeit besprechen!"

Rudolf zündete die Cigarre an und sah dann erwartungsvoll seinen Vater an. Dieser blinzelte seelenvergnügt vor sich hin, schob seine Regalia in den anderen Mundwinkel und strich seinen ergrauenden Backenbart.

„Hm! Na, sag mal, Junge! Gefällt's Dir jetzt zu Hause? Was?"

Rudolf nahm die Cigarre aus dem Munde und sagte, indem er sich einige Asche vom Rocke strich:

„Gut, Papa! Gut!"

„Na, das freut mich, ſiehſt Du! Das freut mich!“

Herr Berger klopfte ihm auf die Schulter.

„Hin und wieder noch ein wenig Sehnſucht nach den luſtigen Tagen von Aranjuez, he?“

Rudolf lächelte unwillkürlich.

Luſtig waren jene Tage nun gerade nicht geweſen, draußen in der „Freiheit“ . . .

„Na, das iſt ja begreiflich! Wird ſich aber ſchon geben! Ich kenne das! . . . Man ſehnt ſich endlich doch nach einer geregelten, ordentlichen Thätigkeit und ſoliden Verhältniſſen. Uebrigens! Ich muß nochmals ſagen: Deine Zeit haſt Du im Ganzen recht gut angewandt! . . . Im Geſchäft bin ich, das kann ich wohl ſagen, recht mit Dir — zufrieden!“

Herr Berger hielt einen Augenblick inne, zog wichtig die Augenbrauen in die Höhe und ſtrich mit einer gewiſſen Feierlichkeit die Aſche von der Cigarre in die Muſchel, die als Aſchbecher vor ihm auf dem Tiſche ſtand.

„Du weißt, unſer Procuriſt will ſich ſelbſtſtändig machen!“

„Ja!“

„Und da habe ich denn daran gedacht, um auf das zu kommen, was ich Dir mitteilen wollte, daß Du ſeine Stelle einnehmen könnteſt! Nun? Was ſagſt Du dazu?“

Rudolf errötete vor Freude über und über.

„Ja, Papa! . . . Und ich verſpreche Dir, daß Du mit mir zufrieden ſein ſollſt!“

Herr Berger nickte und ſchüttelte ihm die Hand.

„Nun iſt aber noch eins, was ich mit Dir beſprechen möchte," fuhr er fort.

Es würde ſich ſozuſagen completter machen, verſtehſt Du, bei Deiner neuen Stellung, wenn Du Dich jetzt verheirateteſt. Ich habe mit dem alten Martens geſprochen. Er hat nichts dagegen, daß die Sache demnächſt in Gang kommt. Ich denke, Gretchen wird auch einverſtanden ſein. Ich hoffe, daß Dir die Angelegenheit paßt?"

Rudolf nickte mit ernſter, wichtiger Miene.

Es hatte beinahe den Anſchein, als wenn ſie ſich beide in einer geſchäftlichen Angelegenheit geeinigt hätten.

„Nun da ſtimmen wir ja in allem überein!" ſagte Herr Berger, indem er ſich vergnügt erhob . . .

Oben im Wohnzimmer wurde der Weihnachtsbaum geputzt nach ſchöner alter, deutſcher Familienſitte. . . .

Der Baum ſtand mitten im Zimmer und reichte bis zu der gemalten, reich mit Stuckaturen gezierten Decke hinauf. Martha ſtand auf einem geſtickten Fußbänkchen und war eben dabei, allerlei Goldflitter über die dunkelgrünen Zweige zu zupfen. Sie gab ſich alle mögliche Mühe bis hinauf zu den oberſten Zweigen zu kommen.

„Ach, das iſt gut, daß Du kommſt! Du kannſt mir gleich helfen!" rief ſie Rudolf entgegen und ſprang von dem Fußbänkchen.

Sie ſteckte ihre Hand durch ſeinen Arm und ſchmiegte ſich zärtlich an ihn.

„Es wird hübſch heute Abend! Nicht?“

„Ja? Bekommſt Du Beſuch?“

„Ja! Du auch?“

Sie neckten ſich jetzt immer gegenſeitig mit dem Aſſeſſor und Gretchen Martens.

„So! Nun mach! Die Lichter ſind noch feſtzuſtecken!“

„Das ſollteſt Du doch als zukünftige Hausfrau auch lernen?“

„Ach, ich bin viel zu ungeſchickt,“ machte ſie leichthin.

„Putz Du nur! Ich ſehe zu!“

Sie hatte ſich auf einen Seſſel neben dem Tiſche, auf dem allerlei Zuckerwerk umherlag, niedergelaſſen und knabberte an einem Marcipankringel herum, während ſie zuſah, wie Rudolf die Lichter befeſtigte.

Das warme, behagliche Familienzimmer, der ſchöne, große, goldſtrahlende Baum, die heitere, wohlthuende Feſtſtimmung, die heute die Familie enger an einander ſchloß: das alles verſetzte ihn in die glücklichſte Laune.

Unten von der Straße her klingelte allerlei Fuhrwerk, lärmte rauſchend der Verkehr. Ab und zu kam vom Dom her das tiefe, brummende Glockengeläute.

Der Wind trieb rieſelnde Schneewehen gegen die Fenſterſcheiben und ſang im Kamin.

Es war die echte Weihnachtsſtimmung.

Rudolf hatte ſich lange nicht ſo von Herzen wohl gefühlt. Ja, das Leben war doch ſchön und wenn er

einen Augenblick daran dachte, wie es ihn durch allerlei Rätſel, die doch nicht zu löſen ſind und Fragen, die ſo unnütz aufgeworfen werden, verwirrt hatte, dann war es ihm zu Mute, als wäre er aus einem Sturme glücklich an feſtes Land gerettet . . .

XXIV.

Kurz nach Weihnachten trieb Rudolf eine unbeſtimmte Neugier, Stützer einen Beſuch zu machen.

Die Andeutungen, die Kemnitz ihm über Stützer gemacht hatte, genügten ihm nicht. Er wollte ſich ſelbſt überzeugen. Er ſelbſt hatte nämlich, obgleich er nur einige Male flüchtig ſeit ſeiner Rückkehr mit Stützer zuſammengetroffen war, zu ſeinem Erſtaunen eine eigentümliche Wandlung bei ihm wahrgenommen.

Es ſchien ihm, als wenn auch Stützer einen „Compromiß" gemacht hätte.

Und er hatte eine geradezu brennende Neugier, die Beweggründe kennen zu lernen, die ſeinen ehemaligen Freund zu dieſer Wandlung gebracht hatten, und dann — das war es, was er ſich ſelbſt nicht recht eingeſtand — wollte er mit Stützer's ſeine eigene Wandlung in der ganzen letzten Zeit rechtfertigen und verſtehen lernen.

Er bedurfte immer noch im Grunde eine ſolche

Rechtfertigung, denn es konnte zuweilen eine leiſe unbeſtimmte Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt über ihn kommen, ſo ſehr er auch jetzt von dem Zwingenden der Urſachen, die ihn zu dieſer Wandlung getrieben hatten, überzeugt war.

Er hoffte, er werde bei dieſem Zuſammentreffen völlig das innere Gleichgewicht finden, nach dem er ſich im ſtillen ſehnte und das er Stützer eben ſofort angemerkt hatte, obgleich es noch zu keiner intimeren Unterhaltung zwiſchen ihnen gekommen war.

Als er ſich oben vor Stützer's beſcheidener Wohnung den Schnee von den Stiefeln kratzte, war er in großer Aufregung. Er mußte ſich zuſammen nehmen, um einigermaßen ſeine Haltung zu bewahren. Er räuſperte ſich ärgerlich ein paar Mal und ſchrieb ſeinen ſchnellen Atem der unſinnig haſtigen Weiſe zu, mit er die Treppen heraufgeeilt war.

Endlich klopfte er.

Frau Stützer öffnete ihm und, indem er ſich mit ihr ein wenig zerſtreut begrüßte, verlor er zum Teil ſeine Befangenheit.

Es fiel ihm auf, daß die alte Dame gegen früher bedeutend wohler ausſehe.

Er betrachtete ſie einen Augenblick mit Intereſſe und einer gewiſſen Rührung.

Als Georg auf ihn zukam, trat ſie beſcheiden zur Seite und ſah ihn mit einem verſtohlenen, glücklichen Lächeln an.

„Wie ſchön, daß Du mich einmal aufſuchſt! Ich

dachte ſchon, Du hätteſt mich während dieſer langwierigen Abweſenheit ganz vergeſſen!“

Rudolf vermochte nicht gleich zu antworten und ließ ſich von ihm zum Sopha hinziehen.

„Ja“, ſagte er endlich. „Ich hatte heute das unwiderſtehliche Bedürfnis, dieſen ſchönen Sonntagnachmittag mit Dir zu verplaudern, in alter Weiſe, weißt Du!“

„In alter Weiſe?“

Stützer lächelte.

„Ja!“

Rudolf warf ihm einen etwas unſicheren Blick zu.

Frau Stützer, die einen Augenblick mit übereinander gelegten Händen vor ihnen ſtehen geblieben war und ſie ganz in Gedanken verſunken betrachtet hatte, bat jetzt um Erlaubnis, nach ihrem Kaffee ſeh'n zu dürfen.

Georg nickte ihr zu und folgte ihr dann mit einem zärtlichen Blick, bis ſich die Thür hinter ihr geſchloſſen hatte.

Rudolf, der auf das alles genau achtete, und auch dieſen Blick ſofort merkte, glaubte jetzt alles zu verſtehen und fühlte ſich Stützer auf einmal innerlich ſo nahe.

Ja, es war augenſcheinlich: ſie waren beide in demſelben Falle.

Es wurde ihm auf einmal ganz warm um's Herz.

Er fühlte ſich ſchon halb gerechtfertigt und er hätte laut auflachen können vor Freude, in Stützer,

gerade in dieſem Stützer einen — Complicen zu haben.

Vielleicht war auch ein wenig Schadenfreude dabei.

Stützer! Auch er war ein — Renegat! . . .

„Wie alles anders geworden iſt in den paar Jahren!“ fing er an.

Seine Stimme zitterte vor Erwartung über die Aufſchlüſſe, die er bekommen würde und lächelnd warf er, ohne den Kopf zu ihm hinzuwenden, einen halben, verſtohlenen Blick zu Stützer hin.

„O ja! Man kann in ein paar Jahren ſehr viel lernen, ſehr viel verſtehen lernen! Sogar in ein paar Stunden!“

„Nicht wahr?“ ſagte Rudolf in der freudigen Erwartung, daß er nun alles hören werde. „Das hab' ich ſo recht während meiner Abweſenheit gemerkt. Man braucht nur einmal ordentlich unter die Leute zu kommen — und die Augen aufzumachen. Was hab' ich nicht alles gelernt und erfahren in der kurzen Zeit!“

„Und ſelbſt das iſt nicht einmal nötig! Siehſt Du, ich bin die ganze Zeit über hier geweſen, habe meiſtens von aller Welt abgeſchloſſen gelebt und bin doch gewiß ganz anders geworden! Nicht wahr?“

„Ja Du! Das iſt geradezu erſtaunlich!“

„Ja, es iſt wunderbar! Du haſt Recht!“ wiederholte Stützer der lächelnd zur Thür hin ſah. „Weißt Du noch, wenn wir uns an unſren Abenden auf Kemnitz' Stube manchmal beklagten, daß wir gar keine Gelegenheit hätten, das Leben kennen zu lernen? . . .

Wir hatten, glaube ich, eine leiſe Empfindung, wie dumm wir noch waren und wollten nun um jeden Preis das Leben kennen lernen. Wenn wir nur ein ganz gehöriges Stück erfaßt hätten, dann wären wir die completteſten Kerls von der Welt, glaubten wir! Weißt Du noch?"

„Ja, ich erinnere mich! . . . Wir waren doch damals eigentlich noch ungeheuer unreif!" ſagte Rudolf, indem ihm eine Redensart, die er vor kurzem von Kemnitz gehört hatte, wieder in den Mund kam.

„Ein geradezu krampfhaftes Bedürfnis hatten wir, etwas zu erleben!" nahm Stützer, ohne auf die Unterbrechung zu achten und den Blick immer noch auf die Thür gerichtet, wieder das Wort. „Wir glaubten geiſtig bankerott zu werden, wenn wir nicht bald möglichſt viel erlebten. Z. B. ſagte ich immer, wenn es mir bei meinen poetiſchen Arbeiten an Stoff fehlte Ja, was erlebt man denn hier? Wie kann ich etwas ſchreiben, wenn ich nichts erlebe? Und da kam auf einmal ein Tag, wo mir im Zeitraum von einer Stunde, von ein paar Minuten die Augen ſperrangelweit aufgingen und zwar in einer Umgebung, bei einem Anlaße, der ſo trivial war! Zwiſchen vier engen Pfählen mit der einfachſten, unſcheinbarſten, im gewöhnlichen Sinne unintereſſanteſten Perſon wird man ſich über das Leben klar, wird man auf einmal klug und ſieht ein, was für ein Dummkopf man mit allen ſeinen ſchönen Menſchheitsbeglückungsideeen und ſonſtigen großen Roſinen geweſen iſt!"

Stützer ſchwieg und ſah nachdenklich vor ſich hin,

als wenn ihm das alles auch heute noch wunderbar, unerklärlich wunderbar wäre . . .

„Ein Kannegießer! Weiter nichts als ein Klugschnabel war man mit all seiner schönklingenden Weisheit, die man sich aus allen Ecken und Enden zusammengestoppelt hatte!“

„Nicht wahr? Und weißt Du, im Grunde hatte ich schon damals ein, wenn auch natürlich nur unbestimmtes, Gefühl davon!“

Rudolf wurde eifrig.

Stützer sah ihn an und Rudolf glaubte in seinem Lächeln etwas von der Ironie zu erkennen, mit der er ihn früher so oft hatte lächeln sehen.

Er wurde unwillkürlich ein wenig verlegen.

Aber er bekam wieder sofort einen Beweis, wie sehr sich sein Freund geändert hatte, denn die beißende Bemerkung, die sonst einem solchen Lächeln zu folgen pflegte, blieb aus, so daß Rudolf schließlich auf den Gedanken kam, die Worte, die er eben gesprochen hatte, hätte nur er selbst als ungehörige, dumme angesehn.

„Jawohl! Echte Klugschnäbel waren wir. Ein einziges simples, alltägliches Erlebnis mußte kommen und einen sozusagen in alle Mysterien der Welt, in alle ihre Bedürfnisse und in ihr Haupt- und Grundbedürfnis einweihen und von diesem einzigen, simplen, ganz alltäglichen Erlebnis aus mußte man alles verstehen und beurteilen lernen.

Ich habe früher, als wir noch in unsrem Eigendünkel waren, immer nicht verstehen können, wie ein

einfacher Mann, der im übrigen ganz unwiſſend d. h. „ungebildet“ iſt, geſcheidter, reifer ſein kann, wie mancher Profeſſor. Heute verſtehe ich das ganz gut. Dieſer kann oft der ärgſte Dilettant ſein und der andere iſt der vollendetſte Lebenskünſtler! . . . Ach lieber, lieber Junge! Ich bin ſo glücklich! So glücklich! Ich bin eigentlich erſt lebendig geworden!“

Stützer legte ihm die Hand auf die Schulter und ſah ihm ins Geſicht.

Das Lachen, mit dem er dieſe Worte begleitete, war faſt ein frohes Aufjauchzen.

Es überkam Rudolf beinahe etwas von Neid.

„Du weißt, wie mir damals zu Mute war, ehe wir uns trennten. Ich hatte Augenblicke, wo mir alles vollſtändig gleichgültig war. Manchmal war ich grenzenlos verzweifelt, weil ich die furchtbare Empfindung hatte, alles wäre für mich tot; nichts könnte mich mehr erwärmen. Ich war in einen unſagbaren Peſſimismus hineingeraten. Alles brachte mich aus der Faſſung. Ich weiß einen Tag, wo mich ein Vorfall, den ich auf der Straße beobachtete, völlig aus der Faſſung brachte, gänzlich niederdrückte.

Ein Pferd, das durchgegangen war, war mit der Bruſt in eine Wagendeichſel gerannt. Als ſie das arme Tier von der Deichſel los gemacht hatten, ſtand es noch ein paar Minuten da mit weitaufgeriſſener, klaffender Wunde. Es war ein gräßlicher Anblick. Und dieſer Anblick hat mich an aller Welt verzweifeln laſſen, hat mir tagelang die ärgſten Seelenqualen

verurſacht. Ich war damals ſo ein unglücklicher Kerl: eine Fliege konnte mich umſtoßen.

Und es iſt auch wahr! All unſrem Gedankenwerk fehlte der rechte Kitt. Der erſte, beſte Windſtoß ſchmiß es über den Haufen."

„Und . . . und . . . aber . . ."

„Ja! Ach ſo! . . . Nun das dauerte ſo lange, bis ich an einem ſchönen Tage wieder ſtark wurde, rieſenſtark!"

Er lachte.

„Du weißt: Dein Vater hatte mich damals vor die Thür geſetzt. Herrgott, mit was für einer „Welt von Gefühlen" ging ich an dem Abend nach Hauſe! Ich zerfleiſchte mich mit einer wahren Luſt! Ich kam mir wie ſo ein Held, ein Märtyrer vor, als ich den Abend nach Hauſe ging. Jetzt, jetzt wird es Ernſt. Jetzt kommt erſt der „Kampf". Aber ſie ſollen mich ſchon nicht unterbekommen! Und wenn alles um mich her zu Grunde geht, und ſelbſt auf meine Mutter nehme ich keine Rückſicht. Der letzte Gedanke wurde mir nun allerdings natürlicher Weiſe nicht leicht. Aber ſchließlich wühlte ich mich auch in ihn hinein mit einer wahren Wut und kam mir Wunder wie heldenmäßig vor. Es gewährte mir ſogar eine ſchmerzliche Luſt mich, als ich nach Hauſe kam, gegen meine Mutter recht rauh zu ſtellen und mich beileibe nicht ſentimental zu zeigen.

Wie ich ſie aber auf einmal ſo ſah, wurde mir plötzlich ganz eigentümlich zu Mut und all meine Courage bekam einen gelinden Stoß. Dazu kam, daß

die Sache eigentlich doch verteufelt ernſt war.

Wie ich ſie nun ſo ſtill und gefaßt ſah, wie ſie kein Wort des Vorwurfs hatte, da gingen mir plötzlich die Augen auf und ich ſah ein, was ich mit all meiner „Conſequenz" meiner „Charakterſtärke", all meinem faulen Ideenkram für ein elender Kerl war gegen die arme, kleine, kränkliche, einfache Frau, die ſo viel ihr Lebtag ertragen hatte und noch ertrug, tauſendmal enttäuſcht wurde und nie die Zuverſicht zu den Menſchen verlor, alle für gut hielt — nein! ſo beſchränkt war ſie nicht! aber alle liebte und bemitleidete — das empfand ich alles in den paar Minuten, während mein armer Kopf auf ihrem Schooße lag. Da iſt mir die Weisheit aller Welt aufgegangen: da hatte ich plötzlich etwas, was mich wieder erwärmte und wieder für das Leben begeiſterte: die Liebe zu ihr."

Er ſah einen Augenblick ſtill vor ſich hin.

„Das hat mich auch alles zu der Erkenntnis gebracht, daß mit äußerem großem Kraft- und Wortaufwand noch nicht viel gethan iſt.

Du erinnerſt Dich, wir hatten Augenblicke, wo wir glaubten die Welt aus den Fugen heben zu können. Aber ſchließlich iſt all unſer Wirken, wenn es nutzbringend ſein ſoll, ein abgeſtecktes, begrenztes.

Es war damals auch charakteriſtiſch, daß wir zur Ironie neigten. Die Ironie kann nun zwar ein ehrlicher Standpunkt ſein, aber nie ein gerechter.

Die Ironie beruht, zwar nicht immer, aber doch ſicher damals bei uns auf Selbſtüberſchätzung. Bei dieſer bedenken wir aber nicht, daß wir ja ſelber

im Falle der Schuld ſind und wer will ausmachen bis zu welchem Grade? Nur mit dem größten, eifrigſten Arbeiten an ſich ſelber und unermüdlicher Nachſicht gegen Andre können wir etwas erreichen und nützen

Das iſt eine alte Geſchichte, aber ſie iſt immer wieder ſchwer zu verſtehen . . .

Ich glaube erſt jetzt allmälich feſten Boden zu gewinnen und ich werde deshalb auch erſt jetzt der Aufgabe, die ich mir ſtellte, allmälich gerecht werden können!"

Es trat eine lange Pauſe ein. Rudolf betrachtete zuweilen zweifelnd ſeinen Freund, als wenn er ihn etwas fragen wollte. Endlich faßte er ſich ein Herz.

„Ja aber! Da iſt nun doch noch ein Punkt! Nun haſt Du ja doch einen Compromiß geſchloſſen?"

Seine Stimme verriet eine große Erregung. Er wartete brennend auf eine Antwort.

„Wenn Du es ſo nennen willſt? Meinetwegen! Aber eigentlich iſt es etwas anderes!"

„O, nicht wahr? O, ich hatte ja gleich dies Gefühl! Es war nur ſo eine Frage!"

Rudolf hatte erleichtert aufgeſehen.

„Siehſt Du: es giebt Compromiſſe aus Feigheit, Schlaffheit, die man ſchließt, weil man das, was man ſeine Ueberzeugung nannte, nie beſaß, nie innerlich lebendig verarbeitet hatte, und dann giebt es eine Verſöhnung mit dem Leben aus Liebe, aus einem tout comprendre c'est tout pardonner heraus. Das iſt eigentlich etwas ganz anderes. Es kräftigt

einen. Man wird dabei wieder heiter und zuversichtlich.

Ich begeisterte mich früher für Phrasen: deshalb brachte ich nichts zu Wege. Heute seh' ich faßbare Ziele! Ich habe meine Ueberzeugung, meine Lebensaufgabe nicht verloren: ich habe sie erst gewonnen, und jetzt, wo ich weiß, was ich will und erreichen kann, bin ich ruhiger und sicherer geworden."

Während der letzten Worte hatte sich Stützer öfters unterbrochen und hatte leiser gesprochen, denn er hörte draußen vor der Thür das Kaffeegeschirr klirren.

„Compromiß: bewußt . . . aus Liebe . . ."

Die letzten Worte hatte er leise mit einem Lächeln auf den Lippen vor sich hingeflüstert, während er sich erhob, um seiner Mutter zu öffnen.

Rudolf wußte nicht, woher es kam, daß er sich auf einmal so verlegen fühlte.

„Nun Mütterchen?" hörte er Stützer, als er seiner Mutter aufmachte, die vorsichtig und feierlich einen Aufbau von Kaffeetassen und Kuchenstücken auf den Tisch zu balancirte.

Ihr schmales, feines Gesicht strahlte vor Glück . .

XXV.

„Nun, wie gefall ich Dir als ſpaniſcher Grande, Freund Paſcha?“

„Sehr gut! . . . Ich hätte nie gedacht, daß Du ſo ein Geſellſchaftsvogel werden könnteſt!“

Kemnitz hatte Rudolf aus dem Saale in ein Nebenzimmer gezogen.

Unter ſeinem ſpaniſchen Mäntelchen vor ſah der mit buntem Siegellack überzogene Kopf einer Weinflaſche und in der Hand hielt er zierlich ein paar Gläſer.

Er wippte coquett ſeinen Galanteriedegen in die Höhe und drehte ſich einen Augenblick lachend vor dem Spiegel umher.

„Komm! Wir wollen hier unter dem Schatten dieſer Fächerpalme ein Gläschen in Ruhe trinken! Laß mal ſehn! Was haben wir denn da aufgegabelt? . . . Ein Fläſchen Château Dufort! Schön! Château Dufort!

Er hatte die Flaſche entkorkt und goß den rot-

funkelnden Wein in die Gläſer, während Rudolf durch die zurückgeſchlagene Portière die tanzenden Paare betrachtete.

„Hier! Komm, mein Junge!“

Sie banden die Masken ab.

„Proſit, o Herzenskind! Das Leben iſt doch ſchön! Proſit! Es lebe die ſchöne Faſchingszeit! Das Leben iſt ein Faſching! Es liegt kein halbwegs faßbarer Sinn und Verſtand drin! Aber es iſt doch recht ſchön, bunt und fidel, fidel! Proſit!

Glockenhell klangen die funkelnden Kryſtallgläſer zuſammen. Das Licht von der Hängelampe leuchtete in dem herrlichen, roten Tranke. Vom Saale her kam in einem fort das Rauſchen und Schwirren des Tanzes, Gelächter und Plaudern zwiſchen einem Chopin'ſchen Walzer durch, den die Muſik aufſpielte.

„Weißt Du was, Freund Paſcha? Wenn ich an unſere früheren asketiſchen Anſchauungen denke . . . ah! Richtig! N'en parlons pas! . . . Hier! Für's erſte ein Gläschen auf das Wohl unſerer Ballkönigin, Deiner Zukünftigen! Proſit!“

Rudolf winkte ärgerlich.

„Nun, nun! Alſo auf ihr Wohl!“

„Proſit!“

Kemnitz lehnte ſich zurück und ſtrich liebkoſend über ſein ſpaniſches Mäntelchen.

„Verzeih', lieber Rudolf! Aber offen geſtanden: ich kann und kann Dich nicht verſtehen! Deine Abneigung gegen ſie iſt mir rein unbegreiflich! . . Wenn ſie noch

irgend ſo ein Gänschen wär'! Aber durchaus nicht! Sie iſt gar nicht nach der Schablone!"

Rudolf antwortete nicht.

Er hatte ſeinen Türkenſäbel quer über ſeine weißen, goldgeſtickten Pluderhoſen gelegt, die bis herunter auf die Schnabelſchuhe aus rotem Leder reichten und betrachtete aufmerkſam den Plüſch der Scheide.

Er hätte kein Koſtüm wählen können, das ihn bei ſeinem etwas weichlichen Geſicht mit dem ſchwarzen, mit den Spitzen abwärts hängenden Schnurrbart, beſſer gekleidet hätte.

„Sollte noch immer . . ."

„Bitte! Ich weiß, was Du ſagen willſt! . . Nein, das iſt es nicht! . . . Deine pſychologiſche Analyſe war in dieſem Punkte wohl richtig! Es war eine ſchöne Verirrung. Aber davon muß man nicht ſprechen!"

„Nein, da haſt Du Recht! So etwas iſt ſo eine Art Caviar, eine Delikateſſe, die man nur in beſonderen . . ."

„Laß nur! . . . Alſo: es liegt ganz anders!"

Rudolf rückte näher zu ihm hin.

„Im Gegenteil! Ich liebe ſie! . . . Aber . . ich habe einen Korb von ihr bekommen!"

„Einen . . . Nicht möglich! Einen Korb?!"

„Ja! Und gerade weil ſie mir dieſen Korb gegeben hat, verſtehſt Du? iſt ſie mir intereſſant geworden, liebe ich ſie. Denn daran habe ich erkannt, daß ſie nicht nach „der Schablone iſt", wie Du vorhin ſagteſt . . .

Ich machte ihr meinen Antrag in einer ganz eigentümlichen Weiſe. Du weißt, daß ich ſie immer unter

ihrem eigentlichen Werte taxierte. Ich hatte damals ja zu wenig Gelegenheit sie ordentlich zu beobachten und kennen zu lernen; ich beurteilte ja damals alles schief und falsch Weil sie eben aus der Pension gekommen war, nannte ich sie ein Pensionsdämchen und schrieb ihr ohne Weiteres die gewöhnlichen Eigenschaften eines Pensionsdämchens zu. . . . Jetzt wo die alten Heirathspläne nun wieder auf das Tapet kamen, sagte ich mir einfach: wenn sie auch nicht besonders hervorragend ist, so wirst Du doch ganz gut mit ihr auskommen und schließlich könntest Du alt und grau werden, ehe Dir einmal per Zufall die ideale Persönlichkeit in den Weg käme, von der Du träumst. In diesem Sinne machte ich ihr nun meinen Antrag. Ein wenig kühl und geschäftsmäßig, verstehst Du! ohne besondere Leidenschaft und Wärme, mit gerade so viel, als in einem solchen Falle zu zeigen, gut, schicklich und hinreichend ist. Ich war ja auch in der letzten Zeit zuweilen etwas ironisch gestimmt!"

„Ja, Du! Das ist eben so eine Art Uebergangsschwäche, diese Ironie. Die letzte Spur von den alten Anschauungen. Manche behalten sie ihr Lebtag bei .. Aber wie weiter?"

„Nun! Ich vermutete natürlich nicht im entferntesten, daß sie das irgendwie merken werde. Aber, wie gesagt: ich habe sie ganz falsch beurteilt. Sie sagte mir geradezu, daß sie nicht zu denen gehöre, die solche Angelegenheiten in conventioneller Weise behandeln. Sie war ganz offen. Sie hatte mich vollkommen durchschaut!"

„Hm, hm! . . . Das iſt ja ein infames Pech!“

„Ich bemerkte nun aber in der Art und Weiſe, wie ſie mir dieſen Korb gab, überhaupt, ſchon daraus, daß ſie die ganze Angelegenheit ſo ernſt und offen behandelte, an einem gewiſſen Gekränktſein, an der Art, wie ihre Stimme vibrirte und hundert ſolchen Anzeichen, daß ihr dieſe Angelegenheit nicht gleichgültig ſei und daß ſie es nicht ungern geſehen hätte, wenn mein Antrag etwas ernſter, leidenſchaftlicher geweſen wäre. Du mußt einen Unterſchied machen: es war durchaus kein thörichtes Gekränktſein, keine romanhafte Grille von ihr, ſondern ich merkte, daß es ihr aufrichtig leid that, daß ſie ein beſſeres, offeneres Verhältnis zwiſchen uns gewünſcht hätte, daß ich ihr nicht ganz gleichgültig bin! . . . Ach, weißt Du! Ich habe noch ein Glück, daß ich ein ſolches Weib bekomme, ein Glück, daß ich nicht im Mindeſten verdiene, nicht im mindeſten!“

„Na, na! . . Aber dann ſteht ja die Sache noch ganz leidlich!“

„Ja, ja! Ich hoffe, daß noch alles gut werden ſoll . . . Ich kann Dir ſagen, daß ich jetzt erſt der Zukunft mit beſſerem Mute entgegenſehe. Ich habe wieder ein wenig an meine Vergangenheit glauben gelernt. Sie kann vielleicht noch etwas aus mir machen, kann an mir noch retten, was zu retten iſt. Verdient habe ich es . . .“

Er brach plötzlich kurz ab.

Während er ſprach, hatte er unausgeſetzt die Tan-

zenden draußen in dem hellen, heißen Saale beobachtet.

Eben war ein Tanz zu Ende. Die Muſik verſtummte, die Paare löſten ſich unter Plaudern, Lachen, Rauſchen.

Er war haſtig in die Höhe geſprungen und hatte mit bebenden Händen ſeine Maske vorgebunden.

„Entſchuldige . . .“

Er drängte ſich durch die plaudernden Gruppen, die den Saal füllten und verſchwand unbemerkt in einem Nebenzimmer.

Er hatte ſich nicht geirrt.

Eine Zigeunerin ſtand am Fenſter, das Tambourin und die abgebundene Maske in der läſſig herabhängenden Hand und ſah in das Flockengewirbel draußen auf der Straße.

Es war Gretchen.

Sie wandte ſich um.

An dem Raſcheln der Portière hatte ſie ſein Eintreten bemerkt.

„Ah, Sie?“

Rudolf glaubte in dieſem leiſen Ausrufe eine gewiſſe Betroffenheit wahrzunehmen, die er nicht ganz zu ſeinem Ungunſten auszulegen wagte. Im nächſten Augenblicke konnte er aber nichts mehr von derſelben bemerken.

„Nun, Herr Paſcha? Machen Sie auch die Nebenzimmer unſicher?“

Sie hatte ſich mit flinken Fingern die Maske wieder vor das von der Hitze im Saale noch glühende Ge-

ſichtchen gebunden und machte jetzt eine Bewegung nach dem Saale zu.

„Fräulein Gretchen! Ich möchte ein paar Worte mit Ihnen reden!“

Die Maske, die er am Bande hielt, zitterte.

Gretchen wandte ihm ihr Geſicht zu.

„Bleiben Sie! Nur ein paar Worte! Ich bitte Sie!“

Er trat zu ihr hin auf das Fenſter zu, welches durch die Portière gegen die helle Lichtflut, die aus dem Saale in das Zimmer drang, geſchützt wurde.

„Sie werden ahnen, über was ich mit Ihnen ſprechen will! . . . Gretchen! War das wirklich Ihr Ernſt, was Sie mir neulich antworteten?“

„Aber, lieber Herr Berger! Das war aufrichtig die einzige Antwort, die ich Ihnen geben konnte!“

„Aber, Gretchen . . “

Sie ſchwieg, von dem Ausdruck ſeiner Stimme überraſcht und ſah ihn einen Augenblick forſchend an.

„Ja! es würde gewiſſenlos von mir geweſen ſein, wenn ich Ihnen mein Jawort gegeben hätte, bloß weil unſere Eltern dieſe Heirat wünſchen. Sie wünſchen ſie ſicher aus den beſten Abſichten; aber ich glaube doch ein wenig weiter zu ſehen. Ich fühle, daß ich Ihnen nie eine Frau in dem Sinne ſein könnte, wie ſie eine ſolche — brauchen . . . Ich glaube, es iſt für uns beide am beſten, wenn wir unſeren Eltern in dieſem Punkte ungehorſam ſind.“

„Sie glauben, daß Sie mir nie eine Frau werden können, wie ich Sie brauche?“

„Nein, Herr Berger!“

„O ja! Das können Sie! Gerade Sie, Fräulein Gretchen!“

„Wir wollen nicht mehr davon ſprechen!“ ſagte Gretchen kurz.

Draußen im Saale ſetzte eben wieder die Muſik ein. Man ordnete ſich zum Tanze.

Gretchen ſchritt an Rudolf vorbei dem Ausgang zu.

„Gretchen! Hören Sie doch . . .“

„Laſſen Sie mich! . . . . Sie haben mich falſch beurteilt! . . . Ich bin nicht das Penſionsgänschen, für das Sie mich halten!“

„Ich bitte Sie! Hören Sie mich nur einen Augenblick. Ja, ich will und muß es geſtehen, daß ich den Vorwurf, den Sie mir da machen, vollkommen verdiene . . . Hören Sie mich an! Nur zwei Augenblicke. Ich will ganz offen Ihnen gegenüber ſein, ganz ernſthaft mit Ihnen ſprechen und dann . . . dann ſollen Sie mir noch einmal antworten.“

Er hatte in ſeiner Erregung ihre Hand ergriffen und Gretchen folgte ihm, halb von ihm gezogen zu der Fenſterniſche.

„Ja! Ich habe Sie damals falſch beurteilt. Ich habe Sie völlig verkannt. In einem ganz verkehrten Lichte habe ich unſer Verhältnis geſehen. Allerlei böſe Erfahrungen, die ich in der letzten Zeit gemacht hatte, und die Sie alle hören ſollen, hatten mich ſchlecht gemacht. Ich war ungläubig an allem geworden und zweifelte, daß es irgend einen Menſchen geben könnte, der beſſer wäre als die, mit denen ich zu thun bekam

oder als ich ſelbſt. Auch dieſe Heirat, die unſre Eltern von jeher gewünſcht haben, hielt ich für notwendig und wollte ſie mir eben ſo — gefallen laſſen, wie — ſo manches andre. Ich hielt es für notwendig und ſelbſtverſtändlich, ſie unter ganz „praktiſchen", conventionellen Geſichtspunkten zu betrachten.

Sie ſehen, ich rede ganz offen.

Freilich war ich noch viel zu ſehr Neuling in der Kunſt mich zu verſtellen, als daß nicht in der Art und Weiſe meines Antrages mein wahrer Standpunkt in dieſer Angelegenheit hätte durchſcheinen ſollen. Tauſend andre würden das gar nicht gemerkt haben. Sie merkten es, weil Sie eben nicht diejenige waren, für die ich Sie hielt. Gerade das hat mir aber die Augen geöffnet. Von dem Augenblicke an hatte ich Sie aufrichtig, innig lieb, Gretchen!"

Gretchen antwortete ihm nicht.

Sie hatte, während Rudolf ſprach, langſam ihre ſeidene Halbmaske wieder abgeknüpft und nun ſah ſie ihm prüfend in die Augen.

Aber er hielt ihren Blick aus.

„Gretchen! Sie dürfen mich nicht von ſich ſtoßen! Ich fühle jetzt erſt vollſtändig, was das für mich heißen würde! . . . Ich halte Sie feſt! . . . Sie ſind jetzt meine einzige Rettung! Ja, wahrhaftig! . . . Ohne Sie würde ich ſo nach und nach völlig in dieſem alltäglichen Gewohnheitsweſen um mich her aufgehen!"

„Nun, das iſt aber nicht gerade männlich, wenn

Sie ſo ganz auf ein ſchwaches Mädchen, wie ich es bin, angewieſen ſind?“

„Ja! Sie haben Recht! Ich verdiene das Glück gar nicht, Sie zu beſitzen! . . . Ich ſollte mit dem Glauben auskommen können, daß es doch noch beſſre Menſchen giebt, als ich einer bin und daraus ſollte ich moraliſche Kraft gewinnen für die Zukunft . . . Aber ich liebe Sie, Gretchen! Glauben Sie mir: ich liebe Sie von ganzem Herzen! . . . Wäre . . . wäre es Ihnen denn ſo ganz unmöglich . . .“

Wieder fixierte ſie ihn eine Weile.

Um ihre Mundwinkel huſchte ein halb ſpöttiſches Lächeln.

„Nun was will man machen? . . . Kommen Sie Sie Taugenichts! . . . Verdient haben Sie's aber nicht!“

Sie ſeufzte komiſch und tippte mit ihrem Tambourin leiſe gegen ſeinen Arm.

Er zog ihre Hand an ſeinen Mund und bedeckte ſie mit Küſſen.

„O Dank, tauſend Dank!“

„Na, laſſen Sie nur! Ich weiß ſchon! . . . Ich werde mit Ihnen meine liebe Not haben! Aber wir wollen's verſuchen! . . . So, und nun wollen wir uns unſre Masken vorbinden und uns wieder draußen unter — die Leute miſchen! Kommen Sie!“

Sie gingen in den Saal zurück.

Als Rudolf nachher wieder mit Kemnitz zuſammentraf, nahm er ihn beim Arm und flüſterte ihm zu:

„Alles iſt gut! . . . Weißt Du: ich ſehe jetzt ganz klar! Es iſt gar nichts an mir! Ich bin ein Kerl von der Art, von welcher grade Zwölf auf's Dutzend gehen! Ein Philiſter von oben bis unten! . . . Aber nun iſt doch Hoffnung vorhanden, daß ich wenigſtens ein anſtändiger Kerl werde!“ . . .

XXVI.

Es ging auf Oſtern und war einige Tage vor der Hochzeit, als Rudolf einen Spaziergang zum Landhauſe vor der Stadt machte.

Er ging im Garten auf und ab.

Der Himmel war mit einer grauen, gleichmäßigen Dunſtſchicht überzogen, durch welche die Sonne wie ein großer, graugelber Fleck ſich abhob.

Ueberall lagen noch ſchmutzige Streifen und Flecke von dem thauenden Schnee. Aber die Luft war mild und weich und überall konnte man das Thauwaſſer ſickern und rieſeln hören, welches die Wege, Grasflächen und Baumſtämme näßte.

Wie eine Ahnung von Sonnenlicht lag es über der ganzen Landſchaft. Man hatte die Empfindung, als könne es jeden Augenblick mit voller Kraft durch dieſe dünne, graue Dunſtſchicht durchbrechen, welche den Himmel bedeckte.

Ueberall regte ſich leiſe ein neues, aufkeimendes

Leben in all dem Schmutz und Unrat des weichenden Winters.

Ein frischer Lufthauch wehte Hundegebell und das Schreien und Kreischen spielender Kinder herüber.

In der Nachbarschaft wurden auf dem Balkon einer Villa, die den Winter über bewohnt gewesen war, rote Keilkissen und Matratzen ausgeklopft.

Ab und zu zwitscherten ein paar Vögel zwischen den Baumstämmen, deren Rinde ganz frisch und grün war, von der Feuchtigkeit überall.

In der Nachbarschaft wurde in einem Waschhause gewaschen. Man hörte Plaudern, Lachen und das Klatschen der Wäsche. Ein Pumpenschwengel quitschte. Ein Eimer klapperte. In der Nähe wurde mit einem Hammer an einen Bretterzaun geklopft und die Spatzen wurden laut, als ahnten sie den kommenden Frühling.

Es war große Aufwäsche in der Natur.

Der Frühling wusch und putzte die Bretterzäune, die braunen Baumstämme, die Grasflächen und Beete. Die Gartenerde sah tiefbraun zwischen dem schmelzenden Schnee hervor und die Tännchen um den Springbrunnen bekamen frische Triebe. Die rötlich weißen, schlanken Birkenstämme waren bereits ganz sauber und blitzblank geputzt.

Langsam, in Gedanken versunken, ging Rudolf hinter zu der Pfeifenkrautlaube auf dem kleinen Schneckenberg, wo er so oft mit Lena gesessen hatte.

Drüben lag der große Park, wie ein breiter, dicker, blaugrauer Farbenstreif mit rötlichbraunen Stämmen und Aestchen dazwischen.

Die grünen Fenſterläden an den Villen leuchteten und an den eiſernen Gittern der Vorgärten waren hier und da weiße, bedruckte Mietszettel angeheftet.

Er erinnerte ſich, wie oft er hier geſeſſen hatte mit den freudigſten, hochfliegendſten Hoffnungen für die Zukunft.

Nun war das alles ganz anders gekommen.

Aber wenn dieſer Gedanke Rudolf auch einen Augenblick betrübte, ſo hatte er doch nichts Bedrückendes mehr für ihn.

Er konnte ſich nicht verhehlen, daß er nicht für Lena paßte. Sie hatte ganz recht gehabt an jenem Abend. Er war ein Dutzendmenſch wie die meiſten andren.

Das war auch weiter kein Fehler, denn er ſah es ja ein und wollte ſich damit begnügen. Es war aber ein großer moraliſcher Vorteil, wenn man ſich ohne falſche Eitelkeit über die Rolle klar war, die man im Leben zu ſpielen hatte und ſpielen konnte.

Er war zur Erkenntnis deſſen gekommen, was er ſein und leiſten konnte und das war bei gutem Willen immerhin genug.

Er dachte an die bevorſtehende Hochzeit.

Wie glücklich ſich das alles für ihn gewendet hatte! . . .

Er hatte eine Ahnung, daß Gretchen ihn wohl etwas unter den Pantoffel nehmen werde. Aber mochte das immerhin ſo ſein. Er war trotzdem — vielleicht gerade deshalb — mit der Zukunft zufrieden.

Ueber Lena's Schickſal war er beruhigt.

Sie hatte in einem Briefe, der übrigens Frau Bergers Indignation über ihre Undankbarkeit erregt hatte, über ihre gegenwärtigen Verhältniſſe Auskunft gegeben. Er wußte, daß ſie glücklich war.

Und nun war ja alles gut . . .

Die Hochzeit wurde mit aller Pracht und allem Aufwande gefeiert. Die Trauung fand im Dom ſtatt.

Am Portale hatte ſich ein großer Schwarm Schauluſtiger angeſammelt: Frauen, Kinder, Kindermädchen. Jedesmal, wenn eine Equipage herangerollt kam, ſtürzten ſie von beiden Seiten herzu, um die prächtigen Toiletten zu bewundern. Man hatte dann ſeine liebe Not zwiſchen all den neugierigen Leuten hindurchzukommen. Mit geſenktem Kopf huſchte man dann ſo ſchnell wie möglich durch das Portal in den Kirchenraum, denn die vielen neugierigen, neidiſchen Blicke waren manchmal ein wenig peinlich.

Der ganze Platz vor dem Portal ſtand voller Equipagen mit blitzenden Beſchlägen und ſchlanken, wohlgenährten, ſaubergeſtriegelten Pferden, die ihre wallenden Mähnen ſchüttelten, ſchnaubten, in das ſilberne Gebiß ſchäumten und mit den Hufen ſtampften.

Als die letzte Equipage herangerollt war, ſtürzte die Menge, die geduldig bis zu dieſem Augenblicke gewartet hatte, in die Kirche, wo bereits die Orgel eingeſetzt hatte und füllte die erſten Bänke in der Nähe des Altars.

Paſtor Höpfer hielt eine wunderſchöne Traurede.

Er pflegte immer in ſo ſchönen, anſchaulichen Bildern und Gleichniſſen zu ſprechen. Er galt für den bedeutendſten Kanzelredner in der Stadt.

Dann kam die eigentliche Ceremonie. Die Trauzeugen traten um den Altar herum und unter den Zuhörern hinter ihnen zwiſchen den Bänken entſtand einen Augenblick ein Flüſtern und eine allgemeine Bewegung. Man erhob ſich nnd ſtreckte den Hals vor, um alles recht deutlich ſehen zu können.

Und wieder hallte dann Paſtor Höpfer's volle, wohllautende Stimme durch den weiten, hohen Raum. Dann hörte man ein kräftiges, zuverſichtliches „Ja"!

Zum Schluß ſetzte wieder die Orgel ein und alles ſtrömte aus der Kirche.

Unter den Equipagen auf dem Platze entſtand eine Bewegung. Einzeln fuhren ſie vor und rollten dann ſchnell von dannen . . .

Als Rudolf gegen Abend ſein Frauchen in den Wagen hob, der ſie beide zum Bahnhof bringen ſollte — ſie wollten eine Hochzeitsreiſe nach Italien antreten — da gab es keinen glücklicheren, zufriedeneren Menſchen, als ihn . . .

Kurze Zeit darauf wurden auch zwei andere, wenn auch in weniger pomphafter Weiſe in einer kleinen, beſcheidenen Dorfkirche von einem alten, weißhaarigen Pfarrer einander angetraut.

Zwiſchen den grasüberwucherten Gräbern des kleinen, ſtillen Friedhofes pickten Hühner und vor der Kirchthür ſtanden ein paar flachsköpfige Dorfjungens,

die ihre waſſerblauen Augen und roten Mäuler auf-ſperrten.

Nach der Trauung fuhr der Herr Gymnaſiallehrer mit ſeiner jungen Frau in die Stadt, wo ſie ein einfaches, beſcheidenes Heimweſen erwartete, in dem ſie ſich jetzt und immerdar recht glücklich fühlten.

Ende.

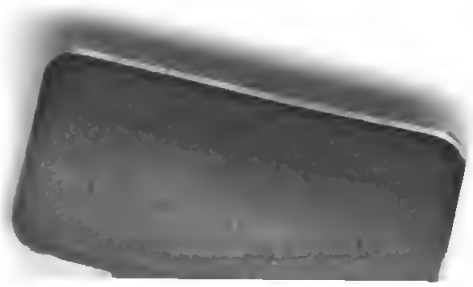
Hermann Brieger, Berlin S.W.

DATE DUE

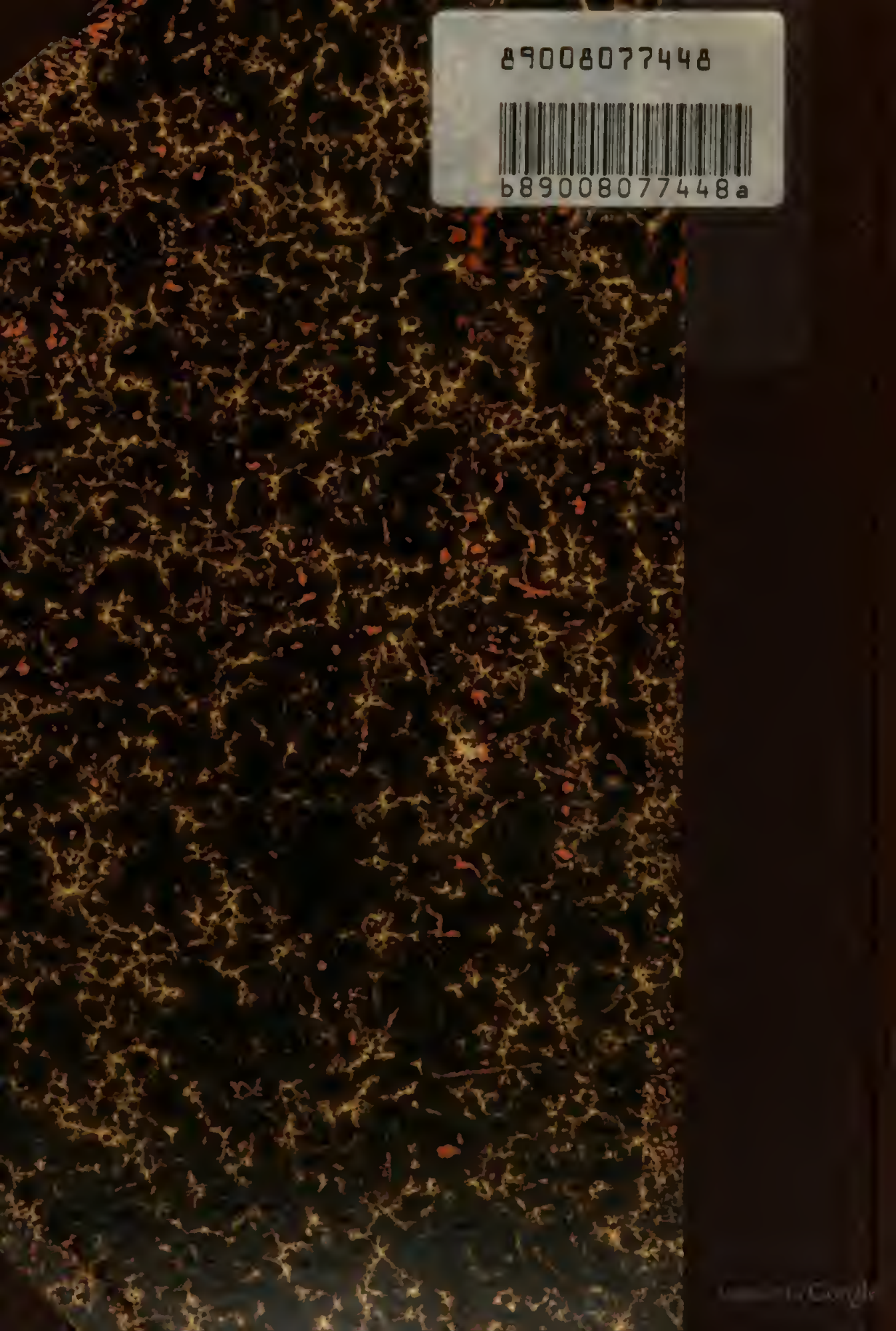
MR 26'76			

DEMCO 38-297

89008077448



Digitized by Google


b89008077448
b89008077448a